42479/81
3 Bde

Arthur Schreiner.

Roman eines Deutschen in Amerika

von

Charles Ed. Kollmann.

Drei Bände.

Braunschweig und Leipzig.
Verlag von Richard Sattler.

Arthur Schreiner.

Roman eines Deutschen in Amerika

von

Charles Ed. Rollmann.

Erster Band.

Braunschweig und Leipzig.
Verlag von Richard Sattler.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

http://archive.org/details/arthurschreiner11koll

RBR
Jann
F694
bd.1

I.

Es war am 15. Mai 1859 als die „Julia“ bei New-Orleans den Anker fallen ließ. Die „Julia“ war ein ganz neues Segelschiff, und besonders zum Schnellsegeln gebaut, um leichte und gemischte Fracht, sowie Passagiere nach Amerika zu befördern, und dafür amerikanische Erzeugnisse zurück zu nehmen. Sie war in Bremen gebaut und lief unter der Bremer Flagge. Dieses war ihre erste oder Probefahrt gewesen und hatte alle Erwartungen erfüllt. Begünstigt von gutem Wind und Wetter hatte sie die Reise in unglaublich kurzer Zeit zurückgelegt — für die damalige Zeit.

Die „Julia“ hatte Bremen mit voller Ladung verlassen, und brachte nun alles wohlbehalten in New-Orleans an. Außer der Fracht hatte sie vierundzwanzig erste Kajütenpassagiere, und gegen einhundert in der zweiten. Im Zwischenraum waren noch an einhundert Deckpassagiere untergebracht, so

daß, mit der Mannschaft, an zweihundert und fünfzig Personen auf dem Schiffe waren.

Die erste Kajüte war für jene Zeit elegant eingerichtet. Sie nahm das ganze Hinterteil des Hauptverdecks in seiner ganzen Breite ein und reichte nach vorn bis fast an den Mittelmast. In der Mitte befand sich der Saal mit Tischen und mit Rohr geflochtenen Bänken, deren Lehnen auf die eine oder die andere Seite gelegt werden konnten. Den Seiten entlang waren die Zimmer oder **Kojen** mit den Betten, Waschtischen u. dgl. An der Außenwand war für jede Koje ein rundes Fenster von mächtig dickem Glas angebracht, welches zwar nicht geöffnet wurde, aber doch hinreichend Licht einließ für alle Zwecke.

Oben auf dieser Kajüte war das Promenadendeck, nur den Reisenden der ersten Kajüte zugänglich. Wenn es das Wetter erlaubte, dann fand sich gewöhnlich die ganze Gesellschaft oben ein und blieb oft bis spät in die Nacht da zusammen. Bei schlechtem Wetter waren sie im Saale, wo die großen Oberlichter über dem Tische es möglich machten Karten zu spielen, zu lesen, schreiben, oder zu musizieren.

Wenn so eine Gesellschaft, gänzlich abgeschnitten von der Außenwelt, wochenlang zusammen ist, dann

werden die Leute bald bekannt, vertraut und mitteilsam, und jede Kleinigkeit wird als ein großes Ereignis angesehen.

Die Beschäftigung wechselt mit der Laune. Der Eine liest, der Andere schreibt, und dort sitzt Einer und giebt sich Mühe die englische Sprache zu erlernen. Fast alle Gespräche, alle Gedanken, drehen sich um die neue Heimat, der sie freudig und doch mit heimlichem Bangen entgegen treiben. Oft scheint es, als könnte das Schiff nie mehr den Ausweg aus dieser Wasserwüste finden, und ungläubig folgen die Blicke der Passagiere der Richtung, die des Kapitäns Hand andeutet, wenn er in gutmütiger Laune sagt: „Das ist Amerika".

Ein schmaler Streifen, kaum erkennbar, erscheint dicht über dem Wasser am fernen Horizont. Man glaubt, es sei eine aufsteigende oder versinkende Wolke. Doch allmählich wird die Erscheinung deutlicher, die Umrisse wachsen, treten klarer hervor; dort erkennt man Felsen, dort Buchten. Endlich unterscheidet man auch das Grün der Pflanzenwelt, so lange entbehrt, und mit frohem Herzen jubelt jeder der neuen Heimat zu.

Endlich kommt der Lotse an Bord; dann kommt ein winzig kleiner Schleppdampfer, spannt sich vor das große Seeschiff und zieht es unter riesigem

Puffen und Dampfen in den Mississippi, flußaufwärts bis nach dem an hundert und fünfzig Meilen oberhalb liegenden New-Orleans.

Jetzt sind sie da; der Zollbeamte hat pflichtschuldigst das Reisegepäck untersucht; alle Vorbedingungen sind erfüllt und nun können die Passagiere an's Land gehen. — —

Abwartend und unschlüssig standen mehrere der jungen Herren auf dem Promenadendeck, beobachteten das Leben und Treiben am Lande und unterhielten sich über die nächste Zukunft, die vor ihnen lag.

„Also Sie gehen sogleich in's Innere, nach dem Norden, Herr Schreiner?“ frug Jemand.

„Ja wohl, Herr Brandt!“ war die Antwort.

„Sie halten sich doch jedenfalls hier einige Tage auf, um New-Orleans zu sehen?“

„Ja! zwei oder drei Tage werde ich wohl dazu verwenden. Wohin gehen Sie?“

„Ich will nach St. Louis in Missouri. Vorerst habe ich hier mehrere Besuche zu machen, Briefe abzugeben, und dergleichen.“

Nach St. Louis hatte ich auch Lust zu gehen, aber das liegt in einem Sklavenstaate; und ich ziehe vor in einen Freistaat zu gehen. Bleiben Sie hier bei Bekannten, oder gehen Sie in ein Hotel?“

„In's Hotel! ich kenne die Leute gar nicht, die ich aufsuchen will. Sie auch?"

„Ja! ich gedachte im Hotel Savoy zu bleiben. Es soll sehr gut sein, nicht zu teuer, und nicht weit vom Landungsplatze."

„Das paßt mir auch! Wenn Sie wollen, gehen wir zusammen, dann hat man doch wenigstens ein bekanntes Gesicht um sich und Sie haben schon tüchtig Englisch erlernt, das kommt mir dann mit zu Gute."

Ein frisches, melodisches Lachen ließ Brandt aufsehen. Zugleich fühlte er, wie Schreiner seine Hand erfaßte und herzlich drückte, während er die andere Hand auf seine Schulter legte.

„Ja, englisch, englisch," hörte er ihn sagen, „was man so aus den Büchern lernt, mag ganz gut zu passe kommen; doch die Sprache selbst lernt man erst wenn man dazwischen ist. Aber das macht nichts aus, wir wollen uns schon durchschlagen."

„Sind Ihre Sachen bereit?"

„Alles fertig! es kann losgehen." — —

Bald hatte ein Gepäckträger die Koffer und Reisetaschen auf einen Wagen geladen. Schreiner und Brandt verabschiedeten sich von ihren bisherigen Reisegefährten und folgten auf dem Fußwege dem voranfahrenden Wagen nach dem Hotel Savoy.

New-Orleans hatte zu jener Zeit den Ruf

die schmutzigste Stadt in den Vereinigten Staaten zu sein und wohl nicht ohne Ursache; denn alles traf zusammen um sie dazu zu machen.

II.

Das ganze Land, von der Mündung des Mississippi bis hinauf nach Port Hudson und dem Red River ist flach, niedrig und sandig. Wenn im Frühjahr der Schnee in den Gebirgen des hohen Nordens schmilzt, dann bringt der Mississippi allein schon ungeheure Wassermassen zu thale. Nachdem er dann schon mehrere große Ströme aufgenommen hat, tritt bei St. Charles, oberhalb St. Louis, der Missouri mit seinen schmutzigen Wassermassen dazu. Bei Cairo mündet dann noch der Ohio hinein.

Für solche Fluten ist das Flußbett nicht tief genug, oder die Ufer nicht hoch genug. Das ganze Land würde deshalb überschwemmt werden, wenn die Regierung nicht jedes Jahr viele Millionen Dollars darauf verwendete, um Deiche und Dämme den Ufern entlang zu bauen und zu unterhalten. Trotzdem richtet das Wasser oft großen Schaden an, denn die Dämme werden oft durchbrochen.

New-Orleans liegt sehr niedrig. Wenn diese Wassermassen dort ankommen, dann können die Ufer sie nicht fassen, obgleich das Strombett sich schon sehr erweitert hat. Das Wasser dringt in die Abzugskanäle, und treibt den Unrat zurück, den sie abführen sollen. Deshalb ist es schwer, allen Anstrengungen zum Trotz, die Stadt in gutem Zustande zu erhalten.

New-Orleans ist die größte Handels- und Seestadt des Südens, obgleich sie gar nicht am Meere liegt. Von allen Weltteilen und Ländern kommen Schiffe, reich beladen dahin. Da werden die Erzeugnisse des Südens und der Tropen gegen die Produkte des Nordens ausgetauscht; und im Hafen wimmelt es von großen und kleinen Schiffen, die kommen und gehen, einladen oder ausladen.

Im Jahre 1684 gehörte Canada, im nördlichen Amerika, den Franzosen. Um die Zeit machte ein französischer Offizier von dort aus eine Entdeckungsreise durch die nordische Wildnis nach Westen zu; fand und durchschiffte viele der großen Landseeen, kreuzte viele Flüsse, durchdrang den Urwald, wo jetzt die Staaten Illinois, Indiana u. a. liegen, und gelangte an den Mississippi. Da fand er eine Niederlassung von französischen Jesuiten, die ihm von Süden aus zuvorgekommen waren. Sie hatten

ein Kloster erbaut, und auf alle Fälle gegen die Indianer gut befestigt. Diese Niederlassung nannten sie St. Louis.

Nun nahm der Offizier, Champlain, von dem ganzen Land welches er durchreist hatte, und noch durchreisen wollte, für Frankreich Besitz, und pflanzte die französische Fahne auf.

Von hier aus zog er stromabwärts: bald südlich bald westlich; kam endlich wieder an den Mississippi, und versuchte nun von hier aus das Land östlich zu durchdringen und den Atlantischen Ocean zu erreichen. Auf dieser Reise wurde er ermordet. Das Land, das er in Besitz genommen hatte, war fast unermeßlich groß; jetzt sind viele Staaten daraus gebildet. De Soto 1541—42 nannte es Louisiana, und der Mississippi war die wichtigste zentrale Verkehrsader desselben. —

Französische Emigranten zogen dieses Land dem kalten Canada vor, und siedelten sich in großer Zahl dort an. Deshalb findet man daselbst viele Städte und Menschen mit französischen Namen.

Als Napoleon Konsul von Frankreich war, 1803, befürchtete er, daß England ihm dies Land abnehmen könnte; denn er konnte keine Soldaten entbehren um das zu verhindern, oder das Land zu schützen. Deshalb verkaufte er den ganzen Länderkomplex an

die Vereinigten Staaten für achtzig Millionen Franken. Was jetzt Louisiana genannt wird, ist nur ein kleines Bruchteil von dem damaligen Louisiana, und New Orleans ist die Haupt- und Handelsstadt davon.

Nebst den Franzosen sind die Italiener, Spanier, Mexikaner und andere südliche Nationen am stärksten vertreten, obgleich die Amerikaner und Deutschen ein starkes Kontingent stellen und die Mischlinge wohl bald das Übergewicht gewinnen werden.

Am Landungsplatze in New Orleans geht es natürlich am lebhaftesten zu. Da lärmt, drängt und stößt sich alles durcheinander. Alle Sprachen hört man zu gleicher Zeit, alle Nationalitäten sind dort vertreten, und besonders zahlreich die Negersklaven.

Wo die Flußdampfer ihre Werfte haben liegt ein großes, schönes Schiff, bereit, die Fahrt nach dem Norden anzutreten: Es ist die „Newcomb", einer der feinsten und größten Flußdampfer, nach Cincinnati bestimmt. Mächtige schwarze Rauchwolken wälzen und drängen sich aus den riesig großen Schornsteinen. Der Kapitän steht vorn auf dem Kajütendeck und hat soeben die Glocke dreimal angezogen, als Warnung zum Auf- oder Absteigen; die Deckarbeiter haben die Taue an der Landungsbrücke erfaßt und sind bereit diese an Bord zu ziehen.

Auf diesem Dampfer hat sich auch Arthur Schreiner einen Platz bis Cincinnati belegt. Er hatte mehrere Tage lang mit Brandt die Stadt in allen Richtungen durchstreift, und flüchtig alles Sehenswerte in Augenschein genommen. Nun hat ihn sein Freund auf's Schiff begleitet; sobald die drei Glockentöne erschallen, nimmt er schnell Abschied und eilt an's Land. Arthur steht nicht weit vom Kapitän, über die Balluſtrade gelehnt, und ruft Brandt die letzten Abschiedsgrüße zu.

Nun zieht der Kapitän die Glocke zweimal an, und augenblicklich wird die Landungsbrücke eingezogen, so daß nur ein schwankes Brett, sowie ein dickes Tau, welches das Schiff noch festhält, die Verbindung mit dem Lande bilden. Im Maschinenraume schwirren die Signalglocken durcheinander, dicker wälzt sich der Rauch aus den Schornsteinen, langsam wird der Dampf zugelassen und eben so langsam bewegen sich die großen Schaufelräder, wie zur Probe. Nun ertönt ein einzelner Glockenton; augenblicklich wird das Tau, welches das Schiff noch am Lande hielt, gelöst, der Mann, der das besorgte, eilt über das letzte Brett an's Schiff, dann wird auch das Brett eingeholt und damit ist der schwimmende Palast frei von allen Banden, die ihn an's Land fesselten.

Vom Strom getragen und von den Rädern leicht unterstützt, gleitet das Schiff langsam nach rückwärts und abwärts, zwischen den anderen Schiffen weg, weit hinaus in den Strom; majestätisch richtet es dann seinen Kiel nach Norden; die Glocken im Maschinenraum rasseln ununterbrochen; dann liegt es auf Augenblicke bewegungslos da — dichter und schwärzer steigt der Rauch aus den Schornsteinen, dann bewegt es sich kaum merklich vorwärts; bald geht es schneller und schneller, und dann, schon im vollen Laufe, passiert es seine bisherige Landung. Vom Lande und vom Schiffe wehen zahllose Taschentücher ein letztes Lebewohl, und laut tönt es übers Wasser: Glückliche Reise! glückliche Reise! — —

Arthur Schreiner hatte, an einen Pfosten gelehnt, diese aufregende Scene mit Interesse beobachtet; dann seinem Freunde mit dem Taschentuche nochmals zum Abschied gewinkt und, als sich die Entfernung vergrößerte, den Blick über das prachtvolle sich entwickelnde Panorama gleiten lassen.

New-Orleans ist am linken Ufer des Mississippi, an einer Biegung desselben, erbaut, und wird deshalb die Crescent City genannt. Im Vordergrunde der Hafen mit den Schiffen und Fahnen sämtlicher Nationen; dahinter die Werften mit den auf-

gestapelten Warenballen, zahllosen Arbeitern, Wagen und Gespannen; dann die langen Reihen von Geschäftshäusern und mächtige Speicher, Wohnhäuser, Paläste und „Shanties“ (Hütten) bis sich das Ganze in der Ferne verläuft.

Der Fluß war jetzt, wie gewöhnlich im Frühjahr, meilenbreit, und hatte die Ufer überschwemmt; das Land schien fast ganz im Wasser versunken, die mächtige Waldung dem Ufer entlang stand unter Wasser. Dazwischen schimmerten durch das Grün der Bäume die prachtvollen Häuser der Plantagenbesitzer, wie es schien, ganz von Wasser umgeben. Nicht weit davon, in langen parallelen Reihen, gleichmäßig aufgebaut, die Hütten der Sklaven.

Das war ungefähr alles, was Arthur sehen konnte, denn Hügel, oder gar Berge, giebt es da nicht, und der Wald beschränkt überall die Fernsicht.

Bald war er übersättigt von dem gleichmäßigen Anblick, und er wandte seine Aufmerksamkeit dem Schiffe zu. Fast alle Mississippi-Dampfer zeichnen sich durch Eleganz und Schönheit aus; die Newcomb war aber einer der schönsten und größten.

In der Bauart sind sich alle gleich. Die schweren Frachtgüter werden in den Bauch oder Hull des Schiffes verladen; darüber liegt das erste Verdeck.

Vorn ist ein großer freier Platz zum Ein- oder Ausladen, mit Winden, Hebeblöcken, Tauen und dgl. versehen. Dann kommt eine breite Treppe, die zum Kajütendeck führt; dahinter sind die vier bis sechs Dampfkessel, und eben so viele Arbeiter beschäftigt die Glut zu schüren, und Holz oder Kohlen hinein zu schieben. Dann folgen die Maschinen unter der Aufsicht der Maschinisten, die immer bereit sind, die durch die Glocken vermittelten Befehle auszuführen. Jede Seite hat ihre Glocken, und die Signale sind leicht verständlich, denn sie beschränken sich auf: „Vorwärts!“ „Halt!“ „Rückwärts“ oder „Langsam“.

Der Deckraum hinter den Maschinen wird mit Fracht ausgefüllt und es wird nur noch Raum genug gelassen, um die Deckpassagiere und Deckarbeiter unterzubringen.

Über den Maschinen und Dampfkesseln ist das Kajütendeck, welches durch ein oberes Verdeck geschützt wird. Vorne ein freier Raum, mit Stühlen und Bänken, und offener Aussicht nach vorn und den Seiten. Dann die Kajüten; der Mitte entlang der Eßsaal, mit Teppichen, Kronleuchtern, Spiegeln und feinen Möbeln; auf den Seiten die Schlafzimmer; am hinteren Ende, abgeteilt, die Damenkajüten; an der Außenseite, ringsherum, eine offene Promenade.

Auf dem Oberdeck sind die Zimmer der Beamten, Texas genannt, und darüber ist das Haus für den Steuermann, dessen Händen die Leitung des Schiffes anvertraut ist. Der Kapitän kümmert sich darum nicht; nur selten versteht er etwas davon; er besorgt nur das rein geschäftliche der Fahrt. Der Steuermann muß das Flußbett genau kennen, jede Untiefe, jedes Hindernis vermeiden, bei hohem Wasser muß er wissen, wo und wie er große Umwege abschneiden kann, um die Fahrt dadurch zu beschleunigen und abzukürzen, ohne das Schiff zu gefährden, denn schnelle sichere Fahrt ist seine Aufgabe. —

Alles dieses hatte sich Arthur genau angesehen und erklären lassen, und hatte dabei tüchtig englisch mit geradebrecht. Jetzt verkündet der Höllenlärm der „Gong", daß das Mittagessen bereit war, und er beeilte sich seinen Platz am Tische einzunehmen.

Auf diesen Dampfschiffen wird ein fast überreicher Tisch gewährt. Alles was Süd oder Nord an guten Sachen bieten, wird aufgetischt; und das Beste und Feinste, was der Schiffsbäcker an Kuchen und Gebäck produzieren kann, wird geliefert.

Arthur hatte einen rechtschaffenen Hunger mit zu Tisch gebracht, und ließ es sich gut schmecken.

Nach dem Essen promenierten die Passagiere auf

dem Kajütendeck, sie rauchten, spielten Karten, oder setzten sich vor die Balluſtrade, legten die Füße obendrauf und ließen die Landſchaft an ihren Blicken vorbei gleiten.

Zu dieſen gehörte Arthur, und ein freundlicher alter Herr, welcher augenſcheinlich Gefallen an ihm und ſeinem gebrochenen Engliſch gefunden, ſetzte ſich neben ihn.

Der Alte erzählte und erklärte, und Arthur verſuchte, alles zu verſtehen und Antwort zu geben. Damit flog die Zeit raſch vorüber. Bei den Städten hatte das Schiff jedesmal angelegt und Güter, Packſachen und Paſſagiere abgeladen und aufgenommen. Trotzdem kamen ſie raſch vorwärts.

Nach dem Abendeſſen ſetzte ſich Arthur allein vorn auf die Promenade, und ſtarrte ſtill in die Nacht hinaus. Er fühlte ſich ſo gehoben, frei und zufrieden, daß er gar keinen Wunſch mehr hatte. Und doch überkam ihn die Wehmut, die Erinnerung an die Heimat, die liebe traute Heimat. Jetzt gedachten ſie wohl ſeiner daheim, wie er an ſie dachte. Warum war er überhaupt fort gegangen? Was trieb und zog ihn nach dieſem fremden, unfertigen Lande? Dort lag ein ruhiges geſichertes Leben, ein gut geebneter Lebensweg vor ihm — hier mußte er ſich das alles vielleicht recht mühſam erringen.

Sein Vater war ein guter vielgesuchter Architekt in Hannover, und schon als kleiner Knabe hatte Arthur neben ihm gestanden und aufmerksam zugesehen, wenn er seine Entwürfe und Pläne zu Papier brachte. Mit den Jahren entwickelte sich sein Verständnis, und so lebte er sich förmlich in das Geschäft hinein. Dann besuchte er die nötigen Lehranstalten, bestand sein Examen glänzend, und wurde seinem Vater eine wertvolle Hülfe.

Arthur hatte auch eine Schwester, ein liebes gutes Mädchen, die ihm immer ein guter Kamerad gewesen. Sie war einige Jahre älter als er, und hatte ihm die Mutter ersetzen müssen, die er früh verloren. Jetzt war sie glücklich verheiratet. Mit ihr hatte er Musikunterricht genommen, und jeder versuchte den anderen im lernen zu übertreffen, um den Vater zu erfreuen. Sie hatten es beide zu etwas gebracht und wurden in vielen Gesellschaften unentbehrliche Gäste.

Dann das Nachbarhaus! Ein glückliches Lächeln glitt über Arthurs schönes Gesicht bei dieser Erinnerung. Da wohnte der Major a. D. Braun; der war einer der wenigen nicht adeligen Offiziere in der hannoverschen Armee gewesen, und zwar im Linien-Regiment, welches vom Major G., gleichfalls nicht adelig, kommandiert wurde. Das Regiment hatte

1850 den Feldzug in Schleswig-Holstein mitgemacht, und heldenmütig hatten die Offiziere ihre braven Soldaten dem Feinde entgegengeführt. Wohl mußten sie oft infolge von Verrat oder Perfidie der Verbündeten der Übermacht der Feinde weichen, wohl mußten sie mehrere Male fast zwei Drittel ihrer Zahl tot oder verwundet in den Händen der Gegner lassen — aber zur Flucht kam es nie; mannhaft und tapfer kämpften sie bis an's Ende. Sie kehrten nicht zurück als lorbeergekrönte Sieger, wohl aber als Helden, mit Glorie bedeckt, und den Immortellenkranz um die Stirn. —

Major Braun hatte zwei Söhne, ungefähr in Arthurs Alter, und außerdem noch ein kleines Mädchen von sieben Jahren, aber das zählte ja noch nicht mit als der Major den Dienst quittierte, und seine Wohnstube der Sammelplatz der Jungens wurde. Da hatte Major Braun andächtige Zuhörer, wenn er von seinem Soldatenleben und dem mitgemachten Kriege erzählte. In den jungen Herzen entflammte dadurch die Lust zum Soldatenwesen, und bald hatten sie es soweit gebracht, daß der Major seinen hohen Rang auf die Seite legte, und sich herabließ, Korporalsdienste zu thun und die Jungens regelrecht in die Geheimnisse der Kriegskunst, von unten angefangen, einzuweihen.

Nach Jahren hatte der Major oft zufrieden gelächelt, wenn die Drei, jetzt zu jungen Männern herangewachsen, vor ihm in tadelloser Haltung seine Befehle mit präziser Sicherheit und feinem Anstand ausführten. Selbst Annie legte dann wohl ihre Puppe schlafen, und still in einer Ecke sitzend beobachtete sie mit ihren großen Kinderaugen die Bewegungen der „Mannschaft" mit träumerischem Blick.

Dann hatten sie ein Singquartett gegründet, wobei der Major natürlich den Baß brummen mußte. Er hatte zwar nie vorher gesungen, jetzt war er selbst überrascht über sein „Talent" und seine „gute Stimme". Wenn sie dann in der Abenddämmerung aus vollem Herzen sangen: „Dir möcht' ich diese Lieder weihen!" dann blieben die Vorübergehenden stehen und lauschten andachtsvoll dem Gesange.

Ja, es waren glückliche, weihevolle Stunden und Jahre gewesen, und doch reifte in Arthur allmählich der Entschluß nach Amerika zu gehen. Niemand glaubte daran! Warum sollte er fortgehen? Und doch führte er seinen Entschluß aus. Es sollte nicht auf immer sein, o nein, nach ein oder zwei Jahren, dann kam er wieder. Reiselust, fremde Länder, fremde Menschen. Wer kann da widerstehen wenn der Wunsch entstanden?

Der Vater setzte sich anfangs ernsthaft zur Wehre; nach und nach sagte er sich aber selbst, daß es am Ende gut für der Sohn wäre, denn im Sturme des Lebens bildet sich der Mann. Schließlich billigte er Arthurs Plan vollständig. Er konnte, wenn er wollte, sein Geschäft ganz aufgeben; er hatte in seinem arbeitsvollen Leben genug erübrigt, um recht gut davon leben zu können, und dann hätte er Arthurs Hilfe nicht vermißt. Nach langem Überlegen kam er zu dem Entschlusse, das Geschäft nach wie vor fortzusetzen, und daß Arthur es übernehmen sollte, wenn er in einigen Jahren zurückkehrte.

Auch Brauns gewöhnte sich zuletzt an den Gedanken, ihn fortziehn zu sehen, es sollte ja nur auf ein oder zwei Jahre sein. So kam der Augenblick zum Abschiednehmen heran. Leicht wurde er nicht. Aller Augen waren naß, aller Herzen schwer, und Arthur's drohte zu zerspringen. Er glaubte noch den Druck der Vaterhand zu fühlen, als dieser ihm zum Abschied mit bewegter Stimme sagte: „Arthur, leb' wohl! bleibe ein Mann; ewig treu und wahr, und komm' glücklich wieder heim."

So war er gegangen. Seitdem hatte er schon viel ihm bis dahin Unbekanntes gesehen und durchlebt. Die herrliche Fahrt auf diesem prachtvollen Dampfer trug dazu bei, daß er sich recht glücklich

und befriedigt fühlte. Freilich versuchte die Wehmut oftmals sich dazwischen zu drängen, aber sein Jugendmut und seine Lebenslust behielten doch die Oberhand. —

Arthurs Cigarre war längst ausgeraucht und die Nacht weit vorgerückt. Er fühlte sich ermüdet und wollte sich schlafen legen. Noch einmal machte er einen Rundgang, und versuchte durch die Dunkelheit die Ufer oder sonst etwas zu erkennen: doch das war vergebens. Er betrachtete die rot und grünen Laternen, die oben an den Schornsteinen als Signalzeichen aufgehängt waren; er sah wie das Schiff mit dem Schnabel das Wasser teilte und in hohen Wellen auf beiden Seiten hinauswarf; er fühlte wie die Maschinen das Schiff mit Macht voran schoben, dem noch fernem Ziele zu, und dann ging er in sein Zimmer.

Sorgfältig verschloß er die Thür; dann untersuchte er ob sein Koffer auch fest verschlossen war, ob die ihn umspannenden Lederriemen straff angezogen und in den Schnallen befestigt waren; dann entledigte er sich der Oberkleider, und überzeugte sich durch Tasten, daß der Lederstreifen mittelst dessen er seine Brieftasche, welche Geld, Papiere, Briefe und Bilder enthielt, noch in Ordnung sei. Als er alles in Ordnung fand, entledigte er

sich auch der Stiefel, löschte das Licht aus, und legte sich behaglich auf's Bett.

Anfangs fühlte er noch das Stampfen der Maschinen, hörte das Rasseln der Signalglocken, und das Hin- und Hereilen der Beamten. Seine Gedanken flogen nochmal über den Ozean zu denen, die er liebte, dann sank er endlich sorglos in einen tiefen traumlosen Schlaf.

III.

Was in den nächsten Stunden, die auf Arthurs Einschlafen folgten, auf der „Newcomb" vorgefallen ist, wird nie ein lebender Mensch genau berichten. Die, die es wissen, sind tot — und die Lebenden wissen es nicht.

Wohl weiß man, daß die „Newcomb" oberhalb Baton Rouge, nachts zwischen zwölf und ein Uhr in die Luft geflogen ist, daß ihre Dampfkessel zerplatzt sind; aber wie es zuging, wer die Schuld trug, war nicht zu ermitteln.

Die ganze vordere Hälfte des stolzen Schiffes war total zertrümmert, und die darauf befindlichen Menschen zerrissen, verbrüht, in die Luft oder in den reißenden Strom geschleudert.

Zwar wurden sehr viele Passagiere gerettet; diese wußten aber auch nicht mehr wie andere; denn sie hatten, entfernt vom Herde des Unglücks, geschlafen.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Kunde von dem furchtbaren Unglück über das ganze Land. Die Telegraphen arbeiteten ununterbrochen; die Angehörigen, um das Schicksal der ihrigen zu erfahren, die Geretteten, um sie zu beruhigen. Sobald als möglich wurden die Namen der Geretteten, Verwundeten oder Toten, die ermittelt waren, publiziert. Alles mögliche geschah, um zu retten, was noch zu retten war.

Die Zeitungen brachten spaltenlange Berichte darüber; teils wahr, teils erdichtet. Das Unglück, an sich schauerlich genug, wurde von sensationellen Berichterstattern in ihrer Schreibstube zum Schauerroman verwandelt. Viele beschrieben ganz genau, wie es zugegangen war; nannten sogar den oder die Namen der allein Schuldigen und bewiesen unbestreitbar, wie es hätte verhindert werden können.

In wenigen Tagen wurde die Geschichte alt; das Interesse des Publikums nahm ab, und als bald darauf irgendwo ein anderes Unglück passierte, war dieses schon vergessen. Nur in den Herzen und Hütten der Hinterbliebenen blieb die Erinnerung daran noch lange wach, und schmerzhaft brannte bei

manchem die Wunde, bis der Tod eine Wiedervereinigung bewirkte.

Arthur Schreiner, ermüdet wie er war, schlief in jener Schreckensnacht wie ein Block. Da kam es ihm vor, als hörte er ein mächtiges Geräusch, als hätte er einen furchtbaren Stoß erhalten, und flöge wie auf Flügeln durch die Luft. Er lächelte darüber unwillkürlich, denn er glaubte das sei ein Traum, aber er hatte die Augen geöffnet und ein blitzartiges Aufleuchten gesehen. Das alles war ganz plötzlich geschehen. Zum rechten Verständnis kam er nicht; er merkte aber jetzt, daß er von einer unwiderstehlichen Gewalt durch die Luft getragen wurde. Er fühlte auch, wie er oft von irgend etwas berührt und gestoßen wurde, ohne daß er den dadurch verursachten Schmerz beachtete. Er war betäubt im Kopfe, so daß er nicht begreifen konnte, was mit ihm vorging. Dennoch hatte er keine Furcht, wenigstens nicht mehr als wie man wohl bei einem ähnlichen Traume empfindet. Endlich fühlte er, wie der Flug langsamer wurde, dann sich abwärts neigte, erst langsam und zögernd, dann schneller und schneller — plötzlich stürzte er in's Wasser, und sank tief in die Flut.

An Widerstand hatte Arthur bisher gar nicht denken können; vollständig verwirrt, trug, schob und zog ihn eine mächtige Gewalt unwiderstehlich vorwärts. Der jähe Sturz in's Wasser beraubte ihn sekundenlang vollständig der Besinnung. Doch bald wirkte das Wasser auf ihn als belebendes Element. Der Trieb der Selbsterhaltung machte sich geltend; der Instinkt, der allem Lebenden angeboren ist. Kaum berührten seine Füße den Grund, so thaten sie, ihm selbst unbewußt, ihre Schuldigkeit, und schnellten den Körper mit aller Kraft nach oben.

Jetzt, teilweise zur Besinnung gekommen, breitete er die Arme zum Schwimmen aus; und dabei erfaßten seine Hände einen Balken, der neben ihm herschwamm. Obgleich er schon als Knabe ein guter Schwimmer war, so sicherte er sich doch den Balken als Stütze, um sich das Schwimmen zu erleichtern.

Nun erst schöpfte der Schiffbrüchige tief Atem, und ließ seinen Blick umher schweifen, um sich zu orientieren. Er erkannte das Ufer mit den hohen Bäumen, doch es war weit weg. Unter gewöhnlichen Umständen hätte er nichts gerade Bedenkliches in seiner Lage gefunden, er begriff aber, daß etwas mit seinem Kopfe nicht in Ordnung war; er fühlte sich schwach, als wandele ihn eine Ohnmacht an; zum ganz klaren Bewußtsein kam er gar nicht.

Während der lichten Augenblicke bemächtigte Arthur sich noch einiger Schiffstrümmer, und bildete eine Art Floß, mit dessen Hülfe er auch im betäubten Zustande nicht leicht versinken konnte. Diese Vorsicht war gut, denn sein geistiger Zustand wechselte schnell und oft und die Lichtblicke wurden kürzer. Wie lange er so stromabwärts trieb, blieb ihm unbewußt. Die Nacht schwand langsam dahin und im fernen Osten zeigten sich ihm die ersten Spuren der Morgendämmerung, als er wieder auf Augenblicke zu sich kam. Er fühlte, wie der Strom ihn mächtig nach rechts zog, und daraus folgerte er, daß, wollte er aus der Strömung und an's Land kommen, er versuchen mußte nach links zu steuern. Nun bot er seine ganze Kraft und Gewandheit auf, um das in's Werk zu setzen.

Nach unsäglicher Mühe und Anstrengung bemerkte er noch, wie er aus der Strömung heraus und in stilleres Wasser kam; dann schwand ihm wieder die Besinnung. Erst bei hellem Tageslicht und grellem Sonnenschein kam er wieder zu sich. Er stand bis fast an den Leib in Wasser und Schlamm, und hielt sich an den Zweigen eines umgefallenen Baumes, dessen Krone bis weit hinaus im Wasser lag.

Mechanisch suchte er mit Hülfe des Baumes das

trockne Land zu erreichen. Wie lange Zeit er gebrauchte dahin zu kommen, wußte er nicht; er kam aber hin, und versuchte Umschau zu halten, Menschen zu finden. Sein Kopf brannte, seine zerquetschten Glieder schmerzten; krank an Leib und Seele, so taumelte er in den Schatten eines großen Baumes, und mit dem Rufe „Gott sei Dank, ich bin gerettet!“ sank er bewußtlos in das Gras.

— — — — — — — — — — — — — —

IV.

Herr La Rue saß mit seinem Nachbar und Freund Doktor Wornal an einem gut gedeckten Tische, auf der Veranda seines eleganten Landhauses beim zweiten Frühstück. Sie ließen es sich, trotzdem ihre Unterredung eine sehr ernste war, recht gut schmecken, und die Gläser und halb geleerten Flaschen zeigten, daß auch Portwein und Madeira nicht dabei vergessen waren.

Seit langen Jahren war dies Besitztum in den Händen der La Rue's. Anfangs hatten sie freilich nur ein Blockhaus gehabt; nach und nach mehrte sich ihr Wohlstand, so daß es dem jetzigen Besitzer gar nicht schwer fiel, ein so schönes und großes Haus zu bauen. Vorsichtig hatte er den Platz so gewählt, daß

selbst bei hoher Flut keine Gefahr für das Wohnhaus oder die anderen Gebäulichkeiten zu befürchten war.

Das Ufer des Mississippi war wenigstens eine englische Meile vom Hause entfernt, so daß, trotz dem hohen Wasserstande, die Überschwemmung nur bis auf eine halbe Meile vom Hause reichte. Die ganze Fläche, vom Hause bis an den Fluß, war mit schwerer Waldung bedeckt. Dem Ufer entlang wurden die Bäume von den Negersklaven umgehauen und zu Scheitholz verkleinert. Vorbeifahrende Dampfschiffe kauften dieses Brennholz als Feuerung, und bezahlten recht gute Preise in bar dafür, was dem Eigentümer eine bedeutende Einnahme sicherte. Die Kronen und kleineren Zweige wurden zum Schutze des Ufers, zum Deichbau, verwandt. In zehn bis fünfzehn Jahren war gewöhnlich das so geklärte Land mit neuem Nachwuchs bedeckt.

Unmittelbar neben und vor dem Hause war eine große Fläche als Park eingezäunt, und jenseits des Zaunes, an der Wasserseite, war eine Landstraße. Die hohen dichten Kronen der mächtigen Bäume beschatteten den Rasen darunter so vollständig, daß kaum ein Sonnenstrahl durchdringen konnte, und deshalb von Blumen hier keine Spur zu finden war.

Das Haus war ein zweistöckiges Gebäude, mit einem Unterbau von behauenen Steinen. Vorn und

auf den beiden Seiten war eine fünfzehn Fuß breite Veranda, mit einem Dache darüber, welches von zierlichen korinthischen Säulen getragen wurde. Eine zwanzig Fuß breite Freitreppe führte vom Park zum Haupteingange empor, und vor und über diesem Eingange war die Veranda zweistöckig. Alle Räumlichkeiten des Hauses waren groß, hoch, sehr elegant und bequem ausgestattet. Das Haus selbst war lichtgelb angestrichen, die Fenster- und Thürrahmen, sowie die Dächer waren weiß. Die Thüren selbst, sowie die Säulen, waren geschmackvoll gelb und weiß vermalt, und die stellbaren Fensterläden grün.

Rechts vom Hause und eine kurze Strecke dahinter war ein Platz eingezäunt mit dem Hause des Sklavenaufsehers und etwas dahinter waren die Ställe. Wieder rechts davon, sowie neben und entlang dieser Fläche waren in zwei langen Reihen die Hütten der zweihundert oder mehr Negersklaven.

Die Hauptprodukte auf dieser Plantage, sowie auf den umherliegenden, waren Baumwolle, Zucker und Melasse. Außerdem wurde noch alles gezogen, soweit es möglich war für Haus- und Hofbedarf; besonders Reis. —

Die beiden Herren waren beim Frühstück auf der Veranda auf ein heikles Thema gekommen; es handelte sich um Sein und Fortbestehen der Sklaverei.

Diese Frage war nie zur Zufriedenheit der Betheiligten entschieden. Die Sklavenhalter fühlten sich nie ganz sicher im Besitz dieses Eigentums, und machten in dieser Gemütsverfassung immer größeren Anspruch auf Schutz ihrer Rechte. Die Sklaverei war deshalb immer ein Dorn im Familienleben der Staaten. Um diese Frage vorläufig zu beseitigen, hatte Thomas Benton von Missouri 1823 im Kongresse der Vereinigten Staaten ein Gesetz durchgeführt, welches der „Missouri-Vergleich" benannt wurde. Kraft dessen sollte die Sklaverei gesetzlich sein, wo sie bestand, und zwar bis zu einer gewissen Linie, Mason u. Dixon-Linie genannt, von Osten nach Westen gedacht. Nördlich davon aber sollte keine Sklaverei geduldet werden.

Vor einigen Jahren nun hatte es Stephan Douglas im Kongreß fertig gebracht, daß diese Bill widerrufen wurde und an deren Stelle eine andere, die „Squatter Sovereignity Bill", gesetzt wurde. Die Letztere besagt, daß jedes Territorium, welches ein Staat werden will, durch Abstimmen der darin wohnenden Bürger entscheiden soll, ob es ein Freistaat oder ein Sklavenstaat werden möchte.

Damit war der Zankapfel schlimmer den je in's Volk geworfen, wie es sich bald zeigte. Der Norden war gegen Sklaverei, und duldete widerwillig das

Joch der Sklavenbarone. So lange sich die letzteren ruhig verhielten, und keine neuen Ansprüche machten, ließ man fünf gerade sein. Jetzt aber, als sie versuchten, die Sklaverei auch in nördliche Staaten zu verlegen, da setzten sich die Freistaatleute ernstlich zur Wehr.

Um diese Zeit suchte Kansas als Staat in die Union aufgenommen zu werden, und damit begann der Kampf.

Mehrere Südstaaten schickten ihre Parteigänger und Raufbolde nach Kansas, um es durch deren Stimmen zum Sklavenstaat zu machen. Nördliche Staaten schickten wirkliche Ansiedler dahin, um es zum Freistaat zu machen. So kam es denn bald zu langen blutigen Kämpfen, aus denen die Freistaatpartei als Siegerin hervorging.

Diese Fragen wurden im ganzen Lande debattiert, und waren auch schon oft von Herrn La Rue und Wornal besprochen; so auch heute wieder.

„Ja", sagte Herr La Rue, wenn diese Angelegenheit mit der Kansasgeschichte zu Ende ist, dann ist es mir schon recht. Aber mich dünkt, daß es damit erst anfängt, und daß dadurch die Opposition erst erwacht ist. Herr Douglas hat uns da jedenfalls in eine kritische Lage gebracht."

„So denke auch ich," gab Doktor Wornal zu,

„aber was können wir machen? Es ist geschehen, und selbst wenn wir uns jetzt mit der alten Linie zufrieden erklären, so würde dadurch das erwachte Mißtrauen nicht beseitigt; die Folgen sind dieselben."

„Das ist eben das Schlimme bei der Sache, daß der erste ernste Anstoß gegeben und dadurch die Kugel in's Rollen gebracht ist."

„Die neue Partei wird dadurch sehr an Kraft gewinnen" sagte der Doktor „und der Einfluß der großen Zeitungen, die deren Sache vertreten, ist nicht zu unterschätzen."

„Schlimm genug sieht es aus; es ist nur gut, daß der Präsident Buchanan fest auf unsrer Seite steht."

„Und das ganze Kabinet!" ergänzte Herr Wornal.

„Und auch wohl die hervorragendsten Mitglieder im Kongreß."

„Na, Herr La Rue, die werden schon einen Ausweg austifteln, daß die ganze Herrlichkeit nicht sobald ein Ende mit Schrecken nimmt."

Die beiden Herren hatten gar nicht bemerkt, daß während der Unterhaltung ein junges Mädchen von wohl dreizehn Jahren, schnell wie ein flüchtiges Reh, über den weiten Rasenplatz auf sie zugelaufen war. Jetzt stürmte sie die Treppe herauf und auf Herrn La Rue zu. Fast krampfhaft ergriff sie dessen Hand, und ihn mit einem Blick, in dem sich Angst und

Mitleid paarten, ansehend, rief sie bittend: „Oh, Papa, komm und sieh den schrecklichen Mann!"

Herr La Rue legte seine freie Hand leicht auf ihr Haar, bog ihren Kopf zurück, und blickte ihr, mit allen Anzeichen unendlicher Liebe, tief in die Augen.

„Mein süßes Herz, wie du dich wieder aufregst," flüsterte er ihr zu, „sodaß du sogar vergißt, unsern lieben Herrn Nachbar zu begrüßen!"

Ein leichtes Rot schoß dem Mädchen plötzlich in die Wangen, und sie reichte dem Doktor die Hand ohne ein Wort zu sagen. Ihre Brust hob sich stürmisch und bittend drängte sie: Oh komm, er sieht schrecklich aus!"

Aline, so hieß die Kleine, war das spät nachgeborne Lieblingskind des Herrn La Rue; die Mutter war gestorben als Aline kaum sieben Jahre alt war. Sie hatte zwei Brüder, die jetzt aber schon über die zwanzig hinaus waren, und schon längst vielfach ihre eignen Wege gingen. Die Familienähnlichkeit zwischen Vater und Tochter war unverkennbar, und ebenso merkte man, daß sie beide von französischer Abkunft waren. Er war groß, wohlgenährt ohne korpulent zu sein, eine stolze Erscheinung mit buschigem Haar und Augenbrauen, spitzem Kinn und dito Schnurbart, großer Stirn, die Backenknochen ein wenig hervorragend, gebogener Nase und lebhaften dunklen Augen.

Alinens Kopfform und Züge waren die des Vaters, aber ihre Gesichtsfarbe war ein durchsichtiges Weiß, neben dem jugendfrohen zeigte sich ein zarter milder Zug. Ihr dunkles Haar wurde oben auf dem Kopfe von einem runden Kamme zusammen gehalten, und fiel dann, leicht gewellt, frei auf den Rücken herab.

Ihr ängstlich bittender Blick und ihr leichtes Ziehen veranlaßten Herrn La Rue, ihr zu Willen zu sein, ohne weiter zu fragen. Langsam erhob er sich, ersuchte Doktor Wornal sie zu begleiten, und beide folgten dem Mädchen ohne eine Ahnung von dem, was sie sehen würden.

Aline führte die Herren über den Rasenplatz der Landstraße zu. In der Nähe des Zaunes blieb sie stehen, deutete mit der Hand in der Richtung, wo ein großer Baum dicht am Zaune stand, und rief: „Sieh — da!“

Der Anblick, der sich den Herren bot, war freilich traurig und überraschend.

Gegen den Baum gelehnt, sich mit beiden Händen am oberen Teile des Zaunes haltend, mehr hängend wie stehend, war da eine menschliche Gestalt zu sehen. Die Haare auf dem Kopfe waren vollständig mit Erde durchknetet, und bildeten einen dicken, festen Wulst um denselben. Das Gesicht war ge-

schunden und verkratzt, und gleichfalls mit Schlamm bedeckt; so daß man nichts darin erkennen konnte, und wo die Haut zu sehen war, zeigte sie die blau-weiße Leichenfarbe. Die Augen waren weit offen, und starrten verständnislos in's Leere. Einige Fetzen und Lumpen, die noch, kotbedeckt, am Körper hingen, bildeten die ganze Bekleidung.

Sobald Herr La Rue sich von seinem Schrecken und Erstaunen etwas erholt hatte, ging er auf die Jammergestalt zu, frug freundlich wer er sei, woher er komme, und mehreres andere. Jedoch die Gestalt gab keine Antwort, und rührte sich auch nicht.

Ratlos sah sich Herr La Rue nach dem Doktor um, doch der hatte sich schon der Einfahrt zugewandt, und kam jetzt eilig auf der Landstraße näher, ging auf die Gestalt zu, prüfte sie mit schnellem, scharfen Blicke von oben bis unten; dann raunte er dem Freunde zu: „Der Mann muß Schreckliches erlebt haben!“ Damit hatte er aber auch schon nach dessen Puls gegriffen, und mit mehr Hast als wie sonst wohl seine Art war, sagte er: „Lieber Nachbar, hier ist schnelle Hülfe nötig! Wollen Sie sich seiner annehmen, oder soll ich ihn nach meinem Hause bringen lassen?“

Noch ehe er ausgesprochen hatte, ertönten von den Lippen des Herrn La Rue zwei gellende Pfiffe.

Gleich darauf kamen zwei alte, schon weißhaarige Sklaven zum Vorschein; ein Zeichen mit der Hand dirigierte sie zu der Einfahrt, ein zweites brachte sie zur Stelle.

„Hebt den Mann auf, und tragt ihn sorgsam und vorsichtig in Onkel Neds Hütte", gebot Herr La Rue.

Unter der Anweisung des Doktors legten sie sogleich die Hände an, betteten den Körper, so gut es ging, in ihre Arme, und trugen ihn in Neds Hütte.

Diese Hütte konnte schon mehr ein Haus genannt werden. Der letzte Bewohner, Onkel Ned, war vor kurzer Zeit gestorben; er war einhundert und zehn Jahr alt geworden, und hatte fast alle Vorväter seines Herrn gekannt, seitdem sie hier wohnten. Nach und nach wurde viele Rücksicht auf ihn genommen, dieses Haus wurde für ihn speziell gebaut, und zu arbeiten brauchte er schon seit vielen Jahren gar nicht mehr. Seine Frau war schon an zwanzig Jahre vor ihm gestorben. Das Haus enthielt zwei große Stuben, und eine Küche; alles vollständig eingerichtet, und nett möbliert; und weil es extra für Onkel Ned gebaut wurde, so stand es etwas weiter nach vorn, allein, und war deshalb von dem eigentlichen Negerdorfe getrennt.

Hierher wurde der Kranke gebracht, und auf das Bett gelegt.

Der Doktor war vorerst auf die Veranda geeilt, und kam jetzt mit einer Flasche Portwein, Wasser, Kuchen und einem Löffel herbei. Nun konnte das Rettungswerk beginnen.

Er ließ sich ein Handtuch reichen, tunkte es in's Wasser, und löste vorsichtig die Erdkruste von dem Gesichte. Zugleich befeuchtete er die Haare, und befreite auch diese allmählich von den Erdklumpen. Er brauchte lange Zeit, um nur halbwegs freie Bahn zu kriegen. Nun reinigte er dem Manne Mund, Nase und Ohren so gut es ging. Als auch das gelungen war, füllte er den Löffel mit Portwein und ließ davon einige Tropfen auf die Lippen des Kranken fallen; als diese fest geschlossen blieben, zog er sie ein wenig auseinander, so daß der Wein in den Mund floß. Als sich auch dann noch keine Bewegung einstellte, flößte er ihm noch etwas mehr Wein ein, und wartete wieder. Endlich bemerkte er an einer Bewegung im Halse, daß der Wein verschluckt war. Langsam ließ er nun Tropfen auf Tropfen folgen, und die Schlingmuskeln thaten unbewußt ihre Schuldigkeit; anfangs langsam und in langen Zwischenräumen, endlich aber freier und öfter.

Währenddem hatten die Sklaven fortwährend

frische Umschläge um den Kopf gelegt, die Füße gereinigt und mit Wein befeuchtet; weiter durften sie den Kranken noch nicht stören.

Nach geraumer Zeit hatte der Doktor dem Kranken mehrere Löffel Wein eingeflößt und die gute Wirkung davon ließ sich leicht erkennen. Seine Lippen bewegten sich, als erwarteten sie mehr davon.

Nun tauchte der Doktor ein Stückchen Kuchen in Wein, und hielt es fest auf den Mund des Patienten. Anfangs war keine Bewegung zu bemerken; dann aber zogen sich die Lippen ein ganz wenig zusammen und machten eine saugende Bewegung. Das wiederholte sich erst in bedenklich langen Zwischenräumen, dann öfter, und nach einer langen Geduldsprobe ging das Einsaugen langsam, aber regelrecht von statten.

Anfangs war der Kranke wie völlig leblos, Atem und Puls kaum bemerkbar; jetzt war beides schon etwas besser, und der Doktor richtete sich auf. Schmunzelnd rieb er sich die Hände, fuhr mit dem Taschentuche über seine schweißtriefende Stirn und blickte sich um, als wenn er gar nicht gewußt hätte, daß außer ihm und dem Kranken noch Jemand anwesend sei.

Herr La Rue war ab und zu gegangen, und war soeben wieder in das Zimmer getreten. Der

Doktor ging auf ihn zu, drückte herzhaft seine Hand, und ihn anblickend als handelte es sich hier um das Leben eines heißgeliebten Familienmitgliedes, sagte er: „Na, alter Freund und Nachbar, ich habe Hoffnung! er schläft jetzt einen natürlichen Schlaf, der stundenlang anhalten kann. Der arme Teufel war fast völlig verhungert. Dafür habe ich nun gesorgt, und einen guten Grund gelegt, auf den ich weiter bauen kann. Wenn er dann etwas stärker ist, werden wir schon ausfinden, was sonst noch mit ihm los ist. Nun aber, lieber Freund, schaffen Sie mir eine zuverlässige Person herbei, der ich den Menschen anvertrauen kann, während Sie mich in die Kur nehmen und verpflegen, sonst werde auch ich vor Hunger ohnmächtig." —

Herr La Rue erwiderte den Handdruck des Doktors mit Wärme, während er den Blick suchend im Zimmer umherschweifen ließ, um zu erkunden, ob nicht eine solche Person anwesend sei. Die beiden alten Neger waren da, sie hatten lautlos dem Doktor an den Augen abgelesen, was er bedurfte, und es ihm verabreicht; aber zu diesem Zweck waren sie doch zu unbeholfen. Auch andere Neger, die neugierig herbeigekommen waren, und müßig umher standen, waren nicht passend. Da bemerkte er, in eine Ecke gelehnt, seine Tochter Aline. Sie hatte

von Anfang an still in der Ecke gestanden, und mit ängstlichen Blicken beobachtet, was vorging. Nun, als des Vaters Blick fragend auf ihr ruhte, ging sie zu ihm, den Kopf leicht seitwärts geneigt, wie matt und müde. Sie lehnte sich leicht gegen ihn, ergriff seine Hand und sagte leise: „Papa, wäre Ante Hagar vielleicht die rechte Person?“

Gerührt strich Herr La Rue mit der Hand über das Haar seiner Tochter und erwiderte nach kurzem Sinnen: „Ja wohl, mein Herz; sie wäre die Beste. Wer aber soll dann mein wildes Täubchen in Obhut nehmen? Sie sucht schon seit langer Zeit wo du dich niedergelassen hast, und ängstigt sich sehr deinetwegen.“

„O, ich bleibe dann bei Ante Hagar“, erwiderte sie schnell.

„Na, dann ist also die heikle Sache erledigt und wir können nachsehen, was Ante Hagar für uns selbst erst thun kann;“ sagte der Doktor; und sich an die Sklaven wendend, fuhr er fort: „Ihr beiden sorgt dafür, daß der Kranke nicht gestört oder belästigt wird. Treibt die Anderen hinaus. In kurzer Zeit komme ich wieder, oder ich schicke Ante Hagar. Wenn etwas besonderes passiert, dann laßt mich rufen.“

Damit nahm er Aline bei der Hand, und alle Drei verließen das Zimmer.

„Ich kenne ja unsre kleine Dame gar nicht wieder," fuhr er, an Aline gewandt, fort; ist das unsre übermütige Hummel von gestern?"

„Das Erlebte hat einen tiefen Eindruck auf sie gemacht," erklärte Herr La Rue, „geht es mir doch ebenso. So leicht werde ich diese Scene nicht vergessen. Traurig, traurig! Wer er nur sein mag?"

„Das ist noch schwer zu erraten;" meinte der Doktor, „in unsrer Nachbarschaft ist er nicht zu Hause."

„Wie ist er nur in diesen Zustand geraten?"

„Möglich ist es, daß er nicht allzuweit von der „Newcomb" war, als sie vorletzte Nacht in die Luft flog;" erwiderte der Doktor. Das war freilich viele Meilen oberhalb, und dieser Mann muß von unten heraufgekommen sein."

„Haben Sie nichts bei ihm gefunden, was uns eine Andeutung giebt?"

„Daran hatte ich noch keine Zeit zu denken," lachte der Doktor; „der Mensch konnte mir jeden Augenblick sterben, und es hat Mühe genug gekostet, das zu verhindern. Jetzt schläft er ganz ruhig, das wird ihn stärken; und wenn er aufwacht, muß man sehen was zu thun ist. Haben Sie etwas Zeug für ihn?"

„O gewiß, ich werde Sam gleich Auftrag geben; oder besser, Sie sagen es ihm selbst, was Sie bedürfen."

„Schön, das werde ich besorgen, und dann auch wahrscheinlich Ihre Küche tüchtig in Anspruch nehmen. Glauben Sie mir," fuhr der Doktor vertraulich fort," der Mensch ist ganz hohl."

Währenddem waren sie in das Haus getreten, und lenkten ihre Schritte sogleich dem Eßzimmer zu. Dieses war ein großer Raum, und, trotz der Hitze draußen, kühl und angenehm. Mittagszeit war schon längst vorüber; aber der Tisch war gedeckt, und die Speisen warmgestellt. Sie brauchten deshalb nicht lange darauf zu warten. Ante Hagar erschien, und führte die Aufsicht über die bedienenden Sklaven, damit sie es nicht an Aufmerksamkeit fehlen ließen.

Herr La Rue machte Ante Hagar in wenigen Worten mit dem Vorgefallenen bekannt und sagte ihr, daß es ratsam erscheine, daß sie die Aufsicht über den Kranken übernehme. Er gab ihr Vollmacht, sich selbst Sklaven auszuwählen, welche zu ihrer Hülfe nötig und passend erschienen. Das Krankenzimmer sollte hergerichtet, und in gute Ordnung gebracht werden; und die Speisen sollte sie aus der Küche des Herrenhauses beziehen.

Ante Hagar war eine junge sehr hellfarbige Mulattin, erst kürzlich verheiratet. Sie war in Wirklichkeit die Haushälterin. Ihr Mann, Sam,

war der Leibdiener und Vertraute des alten Herrn, und nahm deshalb eine bevorzugte Stellung ein. Seine Gesichtsfarbe war fast weiß; dabei war er groß und schlank gebaut. Sein Auftreten war beinahe elegant zu nennen, und nichts an ihm verriet, daß er Negersklave war. Hagars Mutter war die Köchin; und eine jüngere Tochter lernte bei ihr die Geheimnisse der Kochkunst, um dereinst die Stelle der Mutter einnehmen zu können; denn die Stellen vererbten von Vater auf Sohn, und von Mutter auf Tochter. Daher kam es, daß die Hausssklaven mit allen Verhältnissen, Beziehungen und Gewohnheiten der Familienmitglieder sehr vertraut waren. Sie kannten ihre Pflichten von klein auf, und führten sie gewissenhaft aus. Dafür schenkte man ihnen ein unbegrenztes Vertrauen, und überließ ihnen alles. Sobald Ante Hagar erfahren, was von ihr verlangt wurde, fragte sie, wann sie den Kranken besuchen dürfe. Herr La Rue sah, daß die Sklaven ganz gut fertig wurden, und sagte, daß sie hier zu entbehren sei, und sogleich hingehen könne. Daraufhin begab sie sich auf den Weg zu Neds Hütte. Als sie über den Rasenplatz schritt, kam ihr Aline nachgelaufen, hing sich an ihren Arm und sagte: „Ich gehe mit, Hagar."

Ohne viel zu sprechen kamen sie bei dem Hause an und traten ein. Als aber Hagar den Kranken

erblickte, fuhr sie erschrocken zurück und rief: „O Gott, der ist ja tot!“

„Nein, nein!“ wehrte Aline, „er ist jetzt nicht mehr tot; aber als sie ihn vorhin brachten, da war er tot. Doktor Wornal hat ihn in's Leben zurück gerufen, und nun müssen wir aufpassen, daß er uns nicht wieder stirbt.“

Der Kranke lag noch wie früher; aber man konnte sehen, wie sich seine Brust von den schwachen aber regelmäßigen Atemzügen leicht hob und senkte. Hagar schickte Abe und Nat, die bisher Wache gehalten hatten, in ihre Quartiere; dann ging sie, Alinen's Hand festhaltend, an das Bett, und betrachtete prüfend die hülflose Gestalt. Ein Schauder durchlief ihren ganzen Körper. Sie drehte den Kopf halb weg, und über ihre Schulter sehend frug sie: „Aber, Fräulein Aline, was können wir da noch helfen?“

„Oh, Hagar,“ schluchzte diese, während dicke Thränen über ihr blasses Gesicht rannen, „du weißt ja sonst immer Rat, du wirst auch jetzt wohl Rat schaffen. Habe nur keine Furcht vor ihm, er thut uns ganz gewiß nichts!“

So ermutigt, begann Hagar vor allem das Bett sorgfältig zu prüfen und fand, daß es für einen Kranken in manchem verbessert werden müßte. Nun

bemerkte sie aber auch, daß der Kranke die Lippen bewegte. Erschrocken fuhr sie zurück und sah Aline fragend an.

„Oh, er will zu essen haben!“ rief diese, „ich weiß wie Doktor Wornal das macht. Siehst du, das macht er so!“ damit nahm sie ein Stückchen Kuchen, tränkte es mit Wein, und reichte es Hagar. „So, nun halte ihm das an den Mund!“

Die Gewohnheit zu gehorchen bewährte sich vortrefflich. Obgleich Hagar große Furcht hatte, so nahm sie doch den Kuchen, und that wie ihr geheißen. Da zeigte es sich gleich, daß Aline daß Rechte getroffen; denn kaum berührte der Kuchen des Kranken Lippen, so begannen sie auch schon zu saugen, und in kurzer Zeit war der Brocken verschwunden.

Fast belustigt hatte die Sklavin den Vorgang beobachtet. Vor einem Toten hatte sie unbegrenzte Furcht, jetzt aber sah sie, daß der Mann nicht tot war, und ihre Angst schwand. Dann auch schrecken Viele vor dem ersten Schritte zurück; hat man aber erst einmal handelnd eingegriffen, und besonders wenn es mit Erfolg geschah, dann schwindet das Grauen und der Widerwille, und das Interesse erwacht. Als Aline ihr dann einen frischen Brocken reichte, zauderte sie keinen Augenblick, sondern nahm ihn, und verfuhr damit wie mit dem ersten.

So wetteiferten die beiden Samariterinnen, mit leuchtendem Blick, den Kranken zu befriedigen; und erst als dieser aufhörte zu verlangen, stellten sie ihre Thätigkeit ein.

Aline schlang, vor Rührung und Zufriedenheit fast schluchzend, ihren Arm um den Nacken der Sklavin und sagte: „Siehst du, Hagar, daß du es kannst!“ „Ja, ja, Fräulein“, entgegnete diese, mit liebevollem Blick, „wenn Sie es mir zeigen.“

Nun wurde beraten was hier alles geschehen sollte, um das Zimmer recht wohnlich herzurichten. Viel konnte nicht gethan werden, bis der Zustand des Kranken sich gebessert hatte. Ante Hagar gedachte nur das Nötigste zu thun; damit war aber das Fräulein durchaus nicht einverstanden. Sie betrachtete den Kranken als ihren speziellen Schützling, und er sollte es gut haben. So mußte sich Hagar denn ihrem Willen fügen, und sie versprach ihr Bestes zu thun, um ihre junge Herrin zufrieden zu stellen.

Unter dem Hin- und Herreden waren sie aber nicht müssig. Da wurden die Möbel gerückt und anders gestellt, gewischt und abgestäubt, und was eben alles nötig war.

Als der Doktor zurückkehrte, war die Sonne bereits dem Untergehen nahe. Er fühlte sich an-

genehm berührt, als er das Zimmer betrat, und es machte sich bemerkbar, daß Frauenhände hier thätig gewesen waren. Auch fand er, daß alles auf die Nacht sorglich vorbereitet war. Ante Hagar wollte selbst die Nacht Wache halten, und hatte sich zwei Negermädchen zur Hülfe bestellt; Wein und Brod stand auf dem Tische, und daneben ein Eimer mit Eiswasser; auch lagen mehrere Tücher bereit, um die nassen Umschläge um den Kopf erneuern zu können.

Zufrieden mit dem Kopfe nickend, schritt der Doktor zum Bette, prüfte des Kranken Puls, legte seine Hand auf dessen Haupt, und lauschte seinem Atem. Dann wandte er sich an Hagar, die neben dem Tische stand; Aline hatte sich, halb verborgen hinter ihrem Anzuge, gegen sie gelehnt.

„Es scheint recht gut mit ihm zu stehen," hub er an; „tritt kein Rückfall ein, dann können wir bis morgen des Rätsels Lösung erwarten. Schlafen Sie mir aber nicht ein, und geben Sie genau acht, wenn er die Lippen rührt. Wahrscheinlich, daß er noch nicht sprechen will oder kann, aber dann will er Nahrung oder Erfrischungen haben; und nun will ich Ihnen zeigen, wie sie ihm die geben."

„Ich weiß schon, Herr Doktor," versicherte Hagar, „wir haben ihn schon gut gefüttert."

„So? Sie haben ihn schon gefüttert und wie haben Sie denn das gemacht?"

Daraufhin erzählte Ante Hagar den Verlauf ihrer Thätigkeit.

Der Doktor lächelte, und nickte Alinen zu. „Na, also, dann werde ich jetzt gar nichts mehr sagen. Handeln Sie nach bestem Wissen und Können, Hagar. Der Himmel mag wissen was alles vorfallen kann, aber ich weiß, ich lasse ihn in guten Händen." Sich an Aline wendend, und sie an sich ziehend, fuhr er fort: „Dies Vöglein nehme ich mit mir in's Haus. Der heutige Tag hatte zu viel Aufregung für sie, und es ist ratsam, daß sie sich durch einen langen Schlaf erfrischt. Morgen kann sie sich dann wieder an der Pflege des Kranken beteiligen."

Damit zog er Alinens Hand auf seinen Arm und führte sie galant dem Hause zu.

Sie fanden Herrn La Rue bequem im Schaukelstuhle zurückgelehnt, beim hellen Lichterglanz die Zeitung lesend. Bei ihrem Eintritt ließ er die Zeitung sinken, und lud den Doktor ein neben ihm Platz zu nehmen. Seine Tochter eilte auf ihn zu, lehnte sich gegen ihn, und legte ihren Arm um seinen Nacken.

Der Doktor hatte nur einen kurzen Bericht zu

erstatten, und nur zu sagen, daß alles günstig verliefe. Herr La Rue hörte ihm aufmerksam zu, und dankte ihm dann für sein williges und eifriges Eingreifen. „Ohne Sie, lieber Nachbar," schloß er „hätten wir nichts für den armen Menschen thun können; und jedenfalls wäre er jetzt schon tot."

„Dieses Kompliment kann ich für mich nicht annehmen," lachte Doktor Wornal," denn ich komme erst in zweiter Reihe. Hätte unsre kleine Dame den Mann nicht aufgefunden, und in der Milde ihres Herzens uns nicht zu Hülfe geholt, dann hätte ich auch keine Gelegenheit gefunden, mein Talent und meine Kunst leuchten zu lassen. Nein, die Rettungsmedaille und der Ehrenpreis gebühren unsrer Aline. Jetzt muß ich aber eilen, heim zu kommen, und ich bitte Befehl zu geben, daß mir mein Pferd gebracht wird. Meine Frau wird sich dann morgen dafür bedanken, denn sonst bliebe ich noch länger hier sitzen, und ließe meine Frau warten."

Aline war hinausgeschlüpft, um den Wunsch des Doktors zu erfüllen. In kurzer Zeit schon stand das prachtvolle Reitpferd, lustig wiehernd und stampfend, vor der Thür. Noch einige herzliche Worte zum Abschied, und das Versprechen, morgen bei Zeiten wieder zu kommen; dann schwang sich der Doktor in den Sattel. Darauf hatte das Pferd

ungeduldig gewartet, und nun tänzelte es mit der nicht unbedeutenden Bürde den lange gewöhnten schönen Weg entlang, Doktor Wornals Heimat zu.

V.

Doktor Wornals Haus war nur wenige Meilen von dem La Rue's entfernt, der Weg eben und gut, und deshalb währte es nicht lange dahinzukommen. Das fröhliche Aufwiehern des Pferdes meldete schon von weitem seine Ankunft.

Ein Sklave stand bereit, das Thor zu öffnen und zu schließen. Der Doktor ritt vor die Veranda, stieg ab und legte die Zügel über den Sattelknopf. Dann schmeichelte er dem Pferde, strich ihm einige Male über Kopf und Hals, schlug es mit der flachen Hand leicht auf den Rücken und sagte: „So, mein Alter, jetzt geh' in deinen Stall!" Leicht aufbäumend schlug das Pferd geschwind noch einige Kapriolen, und rannte dann im sausenden Galopp den Ställen zu.

Nun schritt der Arzt die Treppe zur Veranda empor wo ihn seine Frau in Empfang nahm.

„Mein lieber Schatz," fing er an, „ich muß tausendmal um Verzeihung bitten; aber unvorherge..."

„Ja, ja, ich weiß schon," lachte sie ihn an,

„komm nur herein. Du wirst Hunger und Durst haben, und da ist für alles gesorgt. Während dem Essen kannst du dann deine Entschuldigung in Muße vorbringen."

Zärtlich schloß er sie in seine Arme, und sah ihr mit komischem Ernst in die Augen: „Heute ist es aber wirklich wahr!"

„Ich glaube es ja schon; aber komm nur."

Nun legte er den Arm um ihre Schultern und geleitete sie in den Eßsaal.

— — — — — — — — — — —

Doktor Wornal hatte als junger Anfänger seine geschäftliche Laufbahn in Baton Rouge begonnen. Er war ein tüchtiger Arzt, aber noch ohne Reputation, und es erfordert gewöhnlich viel Zeit, viel Arbeit, und gute Gelegenheit, um die zu erwerben.

Da trat ein Umstand ein, der schließlich den Wendepunkt seines Lebens ausmachte. Das gelbe Fieber griff um sich.

Das gelbe Fieber und die Cholera sind die am meisten gefürchteten Krankheiten im Süden. Beide sind ansteckend, und der Tod fordert seine Beute von den davon Befallenen bis zu fünfundsiebzig vom hundert.

Jetzt waren die Leute lange nicht so wählerisch in Bezug auf Ärzte: nur schnell — der Erste war

der Beste. Dieses gab auch dem jüngsten Doktor Gelegenheit, sich hervor zu thun.

So widmete sich Doktor Wornal unermüdlich seinem Berufe. Furchtlos eilte er von einem Kranken zum andern. Wie oft fand er diese von allen verlassen, allein, hülflos, dem Jammer und dem Tode preisgegeben; Niemand, der ihre brennenden Lippen befeuchtete, oder ihnen einen Trunk reichte. Da wurde der Doktor zugleich Aufwärter und Krankenpfleger.

Es war nicht das Streben nach Ehrgeiz, oder das Verlangen Geld zu erwerben, was ihn trieb; nein, es war das furchtbare Elend, das sich ihm zeigte, und ein braves, edles Herz. Ohne Zaudern opferte er seine kleinen Ersparnisse zum Besten der Notleidenden; wer sein Leben jeden Augenblick in die Wagschale wirft um Not, Jammer und Elend zu lindern, für den hat Geld weniger Wert.

Immer mehr verbreitete sich die Seuche; in der ganzen Stadt war kaum ein einziges Haus, das nicht davon heimgesucht war. Wer fliehen konnte, verließ die Stadt; von den Zurückgebliebenen war die Hälfte krank, die andere Hälfte zu arm zum leben.

Aus allen Gegenden kamen Ärzte und Krankenpfleger herbei, um Hülfe zu bringen und die Not zu lindern. Mit Todesverachtung drangen diese edlen Menschen in die Pesthöhlen ein. Ihr eigenes

Leben in die Schanze schlagend, suchten sie dem Tode seine schon sichere Beute zu entwinden. Unbeirrt kämpften sie gegen das Unglück an. Es war nicht die Begierde nach Geld oder Belohnung, es war ihr rein menschliches Mitgefühl das sie trieb und dem sie dann als Opfer ihrer heroischen That häufig selbst unterlagen.

Flüchtlinge brachten oft den Keim der furchtbaren Krankheit unbewußt mit, und trugen ihn in Gegenden und Lokalitäten, die der Pest sonst wohl kaum zugänglich geworden wären. Ein zufälliges Begegnen, einige Worte des Grußes, ein Händedruck waren oft hinreichend, der Seuche einen neuen Herd zu verschaffen.

Bis zum Tode erschöpft, begab sich Doktor Wornal eines Tages nach seinem Sprechzimmer, um sich kurze Zeit auszuruhen. Da fand er denn einen Sklaven seiner wartend, der ihn dringend bat, ihn an das Krankenbett seines Masters, eines reichen Pflanzers, zu begleiten. Nach einigen Fragen und Antworten war der Doktor überzeugt, daß der Mann das gelbe Fieber hatte. Eiligst raffte er die nötigen Medikamente und Desinfektionsmittel zusammen, nahm sein bereitstehendes kaltes Mittagessen mit sich um es unterwegs zu verzehren und bestieg dann die vor dem Hause haltende Barouche, welche im scharfen Trabe davonfuhr.

Der Doktor hatte nicht nach der Entfernung gefragt. Als sie die Stadt hinter sich hatten, verzehrte er mit Ruhe sein Mittagessen, rauchte eine Cigarre, lehnte sich dann in eine Ecke und schlief ein.

Als er erwachte wunderte er sich, daß sie noch immer fuhren, denn er glaubte, sie müßten schon längst am Ziele sein.

„He, Kutscher!" rief er „sind wir nicht bald da?"

„Ja wohl, Herr; es sind nur noch drei Meilen!" war die Antwort.

„Noch drei Meilen? Wie weit sind wir dann von der Stadt?"

„So an die fünfzehn Meilen."

„Dann kann ich ja heute gar nicht mehr zurück?!"

Der Schwarze kratzte sich den Kopf; „Wenn es eben sein muß, dann muß es sein; aber diese Pferde kann ich nicht wieder nehmen!" sagte er bedächtig.

„Wenn du mir nur gesagt hättest wie weit es ist!"

„Sie haben mich ja nicht gefragt, Herr."

„Richtig! ganz allein meine Schuld. Also, wenn wir zurück fahren, dann sorg' für ein paar gute Pferde."

„Soll geschehen, Herr. Wenn es aber möglich ist, dann bleiben Sie die Nacht hier draußen, dann kann ich Sie morgen, gleich in der Frühe hineinfahren."

„Wollen sehen wie es dem Kranken geht, dann erst kann ich mehr sagen. Jetzt fahr zu!"

Als sie endlich am Ziele bei dem Hause ankamen, fanden sie alles in großer Aufregung und Konfusion. Die Schwarzen standen in Gruppen unweit des Hauses, mit Angst in den Mienen, die Augen verdrehend, und heftig gestikulierend. Der Aufseher ging nachdenklich zwischen den Gruppen umher, und ließ die Leute gewähren.

Der Doktor trat in das Haus und wurde im Flur von einer ältlichen Mulattin empfangen, welche ihn sogleich in das Krankenzimmer führte. Er trat an das Bett; aber ein Blick auf den Kranken zeigte ihm, daß hier an Hülfe nicht mehr zu denken war. Dennoch begann er, den Kranken zu untersuchen, und sagte dabei: „Ich bin Doktor Wornal; Ihr Bote traf mich, als ich zufällig in meine Office kam. Wahrscheinlich sollte er Ihren Hausarzt holen; und deshalb bitte ich um Entschuldigung, daß ich mich nicht erst näher erkundigte."

„Lassen Sie das, Doktor, es ist gut so;" sagte der Kranke mit schwacher Stimme; „helfen kann der mir ebensowenig wie Sie. Aber man muß doch seine Schuldigkeit thun, sich den Seinen zu erhalten."

„Lieber Herr, verlieren Sie den Mut nicht. So lange noch Leben da ist, ist auch Hoffnung da; und nun wollen wir mal unser Bestes probieren." Während dem hatte der Doktor Medizin in einen Löffel

gethan, und dem Kranken gereicht. Dieser nahm sie ohne Widerspruch, und sank dann in die Kissen zurück. Kurze Zeit lag er ganz ruhig; es schien, als wenn er etwas überlegte. Dann öffnete er die Augen und winkte der Mulattin, welche die ganze Zeit still beobachtend am Fußende des Bettes gestanden hatte. Diese kam näher und beugte sich über ihn, um ihn besser verstehen zu können.

„Zina", hub er an, „der Doktor wird hungrig sein; sorge dafür, daß er ein gutes Abendessen erhält!"

„Ja Herr," erwiderte sie, „es ist alles bereit; ich habe mich darauf vorbereitet."

„Dann führe ihn in das Eßzimmer; und wenn er sich gestärkt hat, bringe ihn wieder herein. Nicht wahr, Doktor", zu diesem gewandt, „Sie schlagen mir den Wunsch nicht ab?

„Es war meine Absicht, noch heute Abend nach der Stadt zurückzukehren; denn meine Patienten dort würden mich sehr vermissen. Zuvor aber möchte ich mich mit Ihren Familienmitgliedern besprechen, und Ihnen Anweisungen für die Nacht geben, dann bin ich Ihnen leicht entbehrlich."

„Ach, Familienmitglieder sind hier nicht; ich stehe hier ganz allein" seufzte der Patient, „ganz allein! nur Sklaven!"

„Haben Sie keine Freunde, oder Nachbarn, die ich könnte rufen lassen?“

„Nein, bei dieser Krankheit nicht; es würde Niemand kommen. Nur Zina hält bei mir aus. Aber bitte, gehen Sie zum Essen; nachher möchte ich Ihnen noch dies und jenes sagen. Sie geben mir doch noch ein oder zwei Stunden Zeit, oder nicht?“

„Ich habe die Hoffnung überhaupt noch gar nicht aufgegeben,“ sagte der Doktor ermutigend;“ gern füge ich mich Ihrem Wunsche, aber Sie werden sehen, die Medizin thut Wunder!“

„Ja, das wäre auch nötig in meinem Falle,“ erklärte der Kranke matt.

Der Doktor fand ein gutes Abendessen seiner wartend, und er brauchte auch nicht genötigt zu werden, Gebrauch davon zu machen. Zina war wieder zu dem Kranken gegangen; von den anderen Sklaven durfte keiner diese Räume betreten, denn die Erfahrung früherer Jahre hatte sie gelehrt, Quarantäne zu halten; deshalb mußte sich der Doktor selbst bedienen.

Nachdem er gegessen, ging er wieder zu dem Kranken, gab ihm seine Medizin und was er sonst bedurfte, und setzte sich dann neben das Bett.

„Ich weiß recht gut, Doktor, daß es mit mir

rasch zu Ende geht," begann der Kranke; und ich muß mich beeilen, wenn ich noch alles sagen will, was mir am meisten am Herzen liegt. Wie schon gesagt, ich habe Niemand, der jetzt zu mir kommen würde, und Niemand, dem ich mein letztes Vermächtnis anvertrauen könnte; denn die Sklaven gelten nichts. Um Jemand um mich zu haben, schickte ich den Boten aus, mir einen Doktor zu holen, und überließ es dem Himmel, einen für mich zu wählen. Nun kamen Sie, und ich bin zufrieden damit."

„Als unbemittelter junger Mann kam ich hierher; durch Fleiß und Sparsamkeit erwarb ich mir eine achtungsvolle Stellung in der Gesellschaft, und dadurch meine mir im Tode vorangegangene Frau. Durch sie wurde ich zum reichen Manne, und keiner von uns hat jemals die Heirat bereut; der Name Forey stand hoch angeschrieben. Meine Frau starb schon vor Jahren, und ließ mich mit fast gebrochenem Herzen, nebst unsrer kleinen Tochter zurück. Ihre Nähe machte mir das Leben erträglich, sie war mein Alles; ich hütete sie wie meinen Augapfel, und doch mußte ich mich vor mehreren Jahren von ihr trennen, um ihr die nötige Bildung und Erziehung in der Schule zu verschaffen."

„Vor mehreren Tagen ritt ich nach einer Plantage und traf einige befreundete Personen von Baton

Rouge, die vor der Seuche geflüchtet waren. Bei der Gelegenheit werde ich mir die Ansteckung wohl geholt haben. Doch das ist jetzt nicht zu ändern.“ Meine Tochter ist jetzt im Greenwood Institute bei Baton Rouge und ich will nicht, daß sie heimkommt, bis alles vorüber und das ganze Haus desinfiziert ist.“

In jener Schublade liegt mein Testament, sowie die Schlüssel zu dem festen Schranke, der meine Wertpapiere enthält. Ich vertraue Ihnen das alles an, bis Sie es meiner Tochter übergeben können. Wenn keine Gefahr von Ansteckung mehr vorhanden, dann lassen Sie das arme Mädchen holen, und helfen Sie ihr, bis sie sich selbst helfen kann. Sie heißt Thea Forey; nehmen Sie sich ihrer an, sie wird es Ihnen Dank wissen. Sie war mein Eins, mein Alles,“ fuhr er mit gebrochener Stimme fort, „und nun darf ich sie nicht mal mehr sehen; sie darf nicht an meinem Bette stehen, und mir die Augen zudrücken. Sagen Sie ihr meine letzten Grüße, erklären Sie ihr alles, und trösten Sie sie, wenn es möglich ist.“

Tief erschüttert hatte der Doktor der nur mühsam hervorgebrachten Erzählung zugehört und war nicht im Stande, etwas darauf zu erwidern.

„Sagen Sie Thea, obgleich es wohl kaum erst

nötig ist, daß sie den Sklaven eine gute milde Herrin sein soll," sprach der Kranke mit kaum hörbarer Stimme weiter, „und Zina soll ihre Freiheit haben, sie hat wie eine Mutter für uns alle gesorgt; und ich habe immer versäumt, ihr die Bestätigung darüber ausfertigen zu lassen; jetzt ist es für mich zu spät, doch Sie sind Zeuge."

Suchend schweifte des Kranken brechender Blick durch das Zimmer.

„Da ist Sie ja! bitte Doktor, lassen Sie sie hier her kommen, ich will es ihr noch selbst sagen."

Auf den Wink des Doktors trat Zina an das Bett; ihr blaßgelbes Gesicht war von Thränen überströmt, und nur mühsam bekämpfte sie ihre Bewegung.

„Du bist frei! Zina, von jetzt an bist du frei," hörte sie ihn sagen. „Treu standest du mir zur Seite als ich meine teure Alice verlor; die schwerste Stunde meines Lebens. Jetzt darfst du mir bald die Augen zudrücken. Weine nicht, Zina; ich gehe zu ihr, und ich weiß, sie erwartet mich, bald sehe ich sie wieder."

Seine Stimme war zum leisen Flüstern herabgesunken und nur mit Mühe waren die Worte zu verstehen. „Ich kann dir deine Papiere nicht mehr ausfertigen; aber der Doktor hier ist Zeuge, und Thea wird meinen letzten Wunsch gewiß erfüllen."

Länger konnte sich die bisherige Sklavin nicht beherrschen, schluchzend sank sie neben dem Bette in die Knie, bedeckte die brennenden Hände des Kranken mit Küssen und rief einmal über das andere: „Oh, Master, teurer Master, verlaß uns nicht."

Der Kranke aber lag, völlig entkräftet, in den Kissen und schlummerte der Auflösung entgegen.

Leise winkte der Doktor Zina zu, und gefolgt von ihr trat er in das angrenzende Zimmer. Nach kurzer Unterredung schrieb er einen Brief, legte ihn in einen Umschlag und versiegelte ihn. Dann schrieb er die Adresse darauf; „Frl. Thea Forey, Greenwood Institute, Baton Rouge, La." Der Brief enthielt nur die Worte: „Ihr Vater hat das gelbe Fieber und wird die Nacht nicht überleben. Kommen Sie."

Der Sklave, welcher den Doktor geholt, und ihn morgen wieder zurück bringen sollte, hatte zwei frische Pferde an die Barouche gespannt, und mit dem Briefe in der Tasche jagte er hin, um dem nichts Böses ahnenden Mädchen die Trauerkunde zu bringen, und sie als Waise in das Vaterhaus zurückzuholen.

Kurz nach Mitternacht hatte Herr Forey ausgelitten. — — —

Während der Doktor selbst das Ausräuchern

der Zimmer besorgte, beauftragte Zina den Aufseher, für Sarg und Begräbnis zu sorgen; sie selbst richtete die Zimmer her zum Empfang der jungen Herrin. Dann ging sie in das Totenzimmer, und brachte auch da alles in Ordnung. Sie hatte gar keine Furcht vor dem Toten, oder der schrecklichen Krankheit der er erlag. Sie that alles, was die Umstände erheischten, ohne Zaudern und mit Umsicht.

Doktor Wornal hatte alles gethan was er thun konnte. Er war bei dem Sterbenden geblieben, bis er den letzten Atemzug aushauchte; Zina drückte ihm die Augen zu, und dann hatte der Doktor nochmals das ganze Haus ausgeräuchert. Jetzt hatte er nichts mehr zu thun; so konnte er sich denn auf ein Zimmer zurückziehen, und sich schlafen legen.

Die Sklaven waren in der Nähe des Hauses geblieben, bis ihnen der Aufseher mitteilte, daß ihr Master tot wäre und die junge Herrin während des Tages erwartet würde. Mit ernsten Worten ermahnte er sie, sich selbst, ihre Häuser und deren Umgebung recht sauber zu halten, um Ansteckung zu vermeiden. Nur die unumgängliche Arbeit sollte gethan werden, dann sollten sie zum Empfange der neuen Herrin und zu dem Begräbnis ihr bestes Zeug anlegen. Daß sie dem Herrenhause fern bleiben sollten, brauchte er ihnen nicht erst zu sagen; denn

die ihnen angeborene Furcht vor dem gelbem Fieber und vor dem Toten hielt sie ohnehin schon fern.

In den Negerhütten wurde es aber jetzt lebendig. Mit einer nie gekannten Gründlichkeit wurden die Hütten gereinigt, die Höfe gekehrt, ungelöschter Kalk umhergestreut, Zeug gewaschen, die Körper gebadet; alles das ging fast lautlos vor sich. Mit dem Zeug waschen hatte es freilich nicht viel auf sich; denn die Männer trugen nur Hemd und Hose, die Weiber nur ein Kleid, die Kinder nur eine Art Hemd, oder auch wohl gar nichts.

Gegen Mittag hielt die Barouche mit der neuen Gebieterin vor dem Hause, und die Sklaven standen in respektvoller Entfernung, mit dem Aufseher an der Spitze, bereit, sie zu empfangen.

Doktor Wornal schritt auf die Kutsche zu und reichte der darin sitzenden jungen Dame die Hand, um ihr beim Aussteigen zu helfen; zugleich versuchte er, ihr einige Worte des Trostes zu sagen. Er kam aber nicht weit damit, denn die junge Dame von siebzehn Jahren sank ihm plötzlich, krampfhaft aufschluchzend, halb ohnmächtig in die Arme.

Nun war der Doktor durchaus nicht unerfahren. Er hatte schon gar manches erlebt, schon manche unerwartete Situationen durchgemacht; dennoch überraschte ihn dieses der Art, daß er thatsächlich den

Kopf verlor, und nicht recht wußte was er that. Er schlang seinen Arm um die Schultern des Mädchens und, angesteckt von ihrem Jammer, weinte er mit. Dann sich fassend, bat er sie, sich zu sammeln, und das Unabänderliche mit Mut zu tragen.

Kraftlos hing das Mädchen in seinen Armen, sodaß er gezwungen war, sie fest an sich zu drücken, um sie am Fallen zu verhindern. So, halb tragend, halb ziehend, brachte er sie in das Haus.

Zina, in Thränen aufgelöst, erwartete sie an der Thür; und keines Wortes mächtig, schritt sie voran, den Weg zu Thea's Zimmer zeigend.

Sorgsam ließ da der Doktor seine Bürde in einem Schaukelstuhl nieder, zog einen Sessel heran und setzte sich neben sie.

Mit leiser Stimme fing er an zu erzählen wie er hierhergekommen war, wie er den Kranken gefunden, was er mit ihm gesprochen, und was seine letzten Wünsche gewesen. Auch verschwieg er nicht, daß ihr Vater angeordnet habe, daß seine Tochter das Haus nicht vor dem Begräbnis betreten solle, und daß er deshalb ganz gegen den Befehl eigenmächtig gehandelt habe, indem er zu ihr schickte, und daß er dafür um Verzeihung bäte.

Nach und nach wurde Thea ruhiger, und sie hörte dem Doktor aufmerksam zu.

Nun brachte Zina, wie es der Doktor schon vorher angeordnet hatte, einige Erfrischungen, und bat Thea, davon zu genießen. Dem schloß sich der Doktor an, und erklärte ihr, wie notwendig es sei sich zu stärken, daß sie ihre ganze Kraft gebrauchen würde, um diese schwere Prüfung zu bestehen; er schloß mit den Worten: „Ja, mein Fräulein, zu ändern ist da nichts, es muß überwunden werden. Deshalb genießen Sie etwas, und dann ruhen Sie sich aus; und wenn Sie sich dann stark genug fühlen, dann führe ich Sie zu ihm.“

Thea hatte, in sich selbst zusammen gesunken, leise weinend den Worten des Doktors zugehört; nun nickte sie leicht mit dem Kopfe, als Zeichen ihrer Einwilligung. Daraufhin erhob sich der Doktor, machte Zina ein Zeichen, zu Thea zu gehen, und dann entfernte er sich.

Die bisherige Sklavin wankte auf Thea zu, sank schluchzend vor ihr nieder, umarmte ihre Knie, ließ ihren Kopf darauf sinken, und, unfähig etwas anderes hervorzubringen, rief sie einmal über das andere: „Oh, Fräulein! oh, Fräulein!“

Thea umschlang Zina's Kopf, neigte sich darüber, und so weinten und jammerten sie gemeinsam. Im Schmerz sind sich Herr und Sklave, hoch und niedrig, gleich. Die Eine weinte um ihren geliebten Vater,

die Andere um ihren gütigen Herrn. Nach geraumer Zeit meldete Zina dem Doktor, daß Thea jetzt den Entschlafenen zu sehen wünschte.

Er ging zu ihr; und als er in das Zimmer trat, erhob sie sich von dem Stuhle, und ging ihm entgegen. Unwillkürlich verbeugte er sich tief und ehrfurchtsvoll vor der lieblichen Mädchenknospe, die da schmerzgebeugt vor ihm stand.

Schwarzes Haar beschattete ein längliches, fein geschnittenes Gesicht; kohlschwarze, thränengefüllte Augen schauten scheu und bittend zu ihm herüber; und das schwarze Trauergewand, welches die zarte Gestalt umgab, ließ die Marmorblässe ihres Gesichts noch mehr hervortreten.

„Ich muß um Entschuldigung bitten, Doktor, daß ich Sie so sehr belästige," sagte sie; „aber ich stehe hier ganz allein in diesen schrecklichen Stunden. Niemand wird dieses Haus jetzt betreten. Haben Sie Mitleid mit mir, und nehmen Sie sich meiner an, bis wenigstens das Schlimmste überstanden ist."

Doktor Wornal konnte nicht sogleich antworten; Rührung und Mitleid drohten ihn zu übermannen. Schweigend zog er ihre Hand auf seinen Arm und führte sie hinaus. Auf dem Wege zum Totenzimmer gewann er endlich soviel Selbstbeherrschung, daß er

sagen konnte: „Ich stehe ganz zu Ihren Diensten, Fräulein Thea, befehlen Sie über mich.“ —

Die Leiche war mitten im Zimmer aufgebahrt. Der Sarg war mit schwarzem Sammet überzogen, und mit weißem Atlas ausgeschlagen. An jeder Seite waren drei Griffe von massivem Silber; Blumen und Ranken schmückten sinnig das Ganze.

In jeder Ecke stand ein vergoldeter Kandelaber mit drei brennenden Wachskerzen; unweit davor stand je ein alter Sklave, jeder über achtzig Jahre alt, mit weißem Bart und Haar. Sie hielten die letzte Ehrenwache.

Zina war am Sarge beschäftigt das Tuch, welches auf dem Gesichte des Toten lag, mit einer Feuchtigkeit zu benetzen, welche das Entstellen und Verfärben der Haut verhinderte. Bei Thea's Eintritt entfernte sie das Tuch, und trat zurück.

Thea wankte am Arme des Doktors an den offnen Sarg. Beide Hände legte sie auf den Rand desselben, und schaute einen Augenblick in das ruhige Antlitz des Toten; dann sank sie konvulsivisch weinend neben dem Sarge nieder, diesen fast über sich herziehend.

Der Doktor ließ sie einige Zeit so gewähren; dann hob er sie auf, und setzte sie auf einen Stuhl. Mit leiser, inniger Stimme erzählte er ihr nochmals, was er in der letzten Nacht mit dem Verstorbenen

gesprochen; mit wieviel Liebe dieser ihrer gedacht, und wie er dann ruhig und gefaßt dem Ende entgegen gesehn.

Er ermahnte sie, sich zu fassen, und sich Zwang anzuthun, um ruhiger zu werden, und sagte noch mancherlei, um sie zu trösten. So sagte er auch, ohne es wohl selbst recht zu wissen, daß er an ihrer Seite bleiben wollte, bis sie ohne ihn fertig werden könnte.

Seine Worte hatten ihren Zweck erfüllt; Thea wurde ruhiger. Mit großer Selbstbeherrschung trat sie nochmals an den Sarg, und betrachtete forschend des Toten Antlitz. Es schien ihr so sanft, so zufrieden, als habe gar kein Schmerz den Todeskampf beschwert. Es schien ihr zuzulächeln, und unwillkürlich beugte sie sich zu ihm, um noch einmal die Vaterlippen zu küssen. Sanft aber bestimmt verhinderte es der Doktor, und zwang die leicht Widerstrebende, mit ihm das Zimmer zu verlassen. —

Jede größere Plantage hat ihren eigenen Begräbnisplatz. Hier für die Herrschaft, drüben für die Sklaven; so auch hier, und am nächsten Morgen war das Grab gegraben; sechs Fuß lang, sechs Fuß tief und zwei Fuß breit; ganz gleich, für Herrn oder Sklaven; nur, daß der Eine hier, der Andere dort in die Erde gebettet wurde.

Um zehn Uhr morgens kam der Zug langsam daher. Sechs Sklaven trugen den blumenbedeckten Sarg; Thea, auf den Arm des Doktors gelehnt, folgte; dann der Sklavenaufseher mit seiner Frau; dann Zina, und dann in einiger Entfernung sämtliche Sklaven, Männer, Weiber und Kinder.

Der Sarg wurde in die Gruft gesenkt, der Doktor sprach ein paar passende herzliche Worte sowie ein kurzes Gebet, und die Feierlichkeit war beendet. Die Schollen fielen auf den Sarg, allmählich füllte sich das Grab. — Der reiche Mann war dem armen gleichgemacht: Erde zu Erde! Staub zu Staub!

Für den Doktor folgte nun eine arbeitsvolle Zeit. Thea überließ ihm alles, als wäre das ganz selbstverständlich. Wenn er geschäftliches mit ihr besprechen wollte, dann hörte sie aufmerksam zu, und sagte dann zu allem ‚ja'.

Den Anweisungen des Verstorbenen folgend, suchte und fand er das Testament. Es war nicht versiegelt, und deshalb konnte er Thea mit dem Inhalt und den Bestimmungen bekannt machen.

Thea war die einzige Erbin, und ein alter Freund des Herrn Forey war als Nachlaßverwalter und Vormund ernannt. Der Doktor wollte das Geschäft hier schnell zu Ende bringen, und sobald als möglich nach Baton Rouge zurückgehen.

Jetzt war es nur nötig, dem Vormund das Testament und die Schlüssel zum Geldschrank zu überbringen; dann konnte der alles weitere besorgen, und er selbst war frei zu gehen.

Während für ihn die Barouche hergerichtet und angespannt wurde, besuchte er das Sklavendorf, um zu sehen, ob sich auch keine Ansteckung zeige. Darüber beruhigt, bestieg er die Kutsche und ließ sich zu dem Vormund fahren.

Unterwegs fand er Muße, das Geschehene zu überlegen. Anfangs war es ihm unlieb, so lange von seinen Patienten entfernt zu sein; das war jetzt nicht mehr so arg. Er hatte sich in den paar Tagen ganz in die Angelegenheiten der jungen Erbin vertieft, und die Beschäftigung sagte ihm zu.

Zum erstenmale empfand er den Unterschied zwischen „Soll und Haben". Der Aufenthalt wurde ihm so angenehm wie möglich gemacht, und ließ nichts zu wünschen übrig.

Dann dachte er an Thea; wie einsam und verlassen sie in der nächsten Zeit sein würde. Wie vertrauensvoll hatte sie sich ihm zugewandt und ihm alles überlassen! Ja, wenn sie nicht so reich wäre! aber so? Was kümmerte sie der vermögenslose Doktor? und was hätte er ihr bieten können?

Wohl hatte er ihr versprochen bei ihr zu bleiben,

bis sie ihn entbehren könnte; das hatte sie ja auch gerne angenommen. Jetzt war er auf dem Wege, um diesen Augenblick herbeizuführen.

Dieses war also der letzte Dienst, der ihm oblag; wenn er von dieser Fahrt zurückkehrte, dann hinderte ihn nichts mehr am Abreisen. Ein gewißes Unbehagen überkam ihn, jetzt hätte er die Zeit seines Bleibens gern verlängert. Wie schnell sich der Mensch doch an bessere Verhältnisse gewöhnt!

Das Haus des neuen Vormundes stand, wie alle Wohnhäuser auf den Plantagen, ziemlich weit von der Landstraße zurück. Als sie vor dem Hause anhielten, sah der Doktor, wie die Sklaven eiligst davonliefen, sobald sie die Barouche als von Forey's Plantage kommend erkannten. Er belächelte ihre Furcht nicht, denn er hatte schon die Stärksten schaudern und davonlaufen sehen.

Er stieg auch nicht aus, sondern rief einem der Sklaven zu, seinen Besuch anzumelden, und den Herrn zu bitten heraus zu kommen.

Der Neger verschwand im Hause, und bald darauf erschien ein rüstiger, wohlgenährter Herr in der Thür, ohne näher zu kommen. Es dauerte auch nicht lange, da erschienen an fast jedem Fenster neugierige Gesichter, die den Besucher verwundert betrachteten.

Doktor Wornal versicherte dem Herrn, daß er unbesorgt näher treten könnte, weil gar keine Gefahr der Ansteckung vorhanden sei. Doch jener antwortete, daß er es sich selbst und seiner Familie schulde, ihm fern zu bleiben, und daß er sein Anliegen nur vorbringen sollte von wo er wäre.

Unter diesen Umständen blieb dem Doktor nichts anderes übrig, als sich zu fügen. Er stellte sich aus der Entfernung vor, erzählte, wie er zu dem Kranken kam, was für Aufträge er ihm noch gegeben, und daß er ihm schließlich die Augen zugedrückt; daß Thea und er selbst nach dem Begräbnis das Testament gesucht und gefunden, woraus sie ersehen, daß er als Vormund und Verwalter des Nachlasses ernannt sei. Nun sei er gekommen, ihm das Testament und die Schlüssel zum Geldschrank zu überbringen und ihn dringend zu bitten, sogleich mitzufahren, und der jungen Waise mit Rat und That zur Seite zu stehn. Um ihn zur Eile anzutreiben sagte er noch, daß er, der Doktor, dringend in Baton Rouge erwartet würde, und womöglich noch die Nacht abreisen müßte, und daß Thea dann ganz allein stehe.

Der Herr hörte dieser Rede aufmerksam zu, räusperte sich mehrere Male, und sagte dann, daß er nicht gesonnen sei, das ihm zugedachte Amt zu

übernehmen; und weil der Doktor augenscheinlich das volle Vertrauen des Verstorbenen, sowie dessen Tochter besitze, und außerdem keine Furcht vor Ansteckung habe, so möge er nur die ganze Sache selbst in die Hand nehmen. Dabei blieb es, trotz allem Zureden.

Auf der Rückfahrt ließ der Doktor den Kutscher langsam fahren. Er mußte Zeit gewinnen, sich die veränderte Lage klar zu machen. Was er noch vor kurzer Zeit gewünscht, schien jetzt erreichbar! denn was sollte aus Thea werden, ohne allen männlichen Schutz oder Hülfe? Er fing auch an, sich in die Lage eines Vormundes zu denken; das gefiel ihm jetzt schon recht gut. Warum denn nicht? Er war wohl noch jung, aber er hatte doch auch manches gelernt; dazu einen guten Willen und Arbeitslust; na, man muß einmal sehen, was daraus wird.

Thea nahm den Bericht des Doktors viel ruhiger entgegen, als er erwartet hatte. „Lieber Doktor", sagte sie, „die Zeit ist zu kurz, um einen endgültigen Plan festzustellen. Lassen Sie uns die Angelegenheit einige Tage überlegen und besprechen; vielleicht entschließen Sie sich und bleiben hier, es soll Ihr Schaden nicht sein. Wenn Sie wollen, besprechen Sie sich mit dem Aufseher; er ist ein einfacher gediegener Mann, ich glaube, er hatte meines Vaters volles Vertrauen.

Ein leichtes Rot färbte seine Wangen, als er sich vorstellte, wie er gezwungen sein könnte, Bezahlung aus der Hand dieses Mädchens anzunehmen.

Am folgenden Morgen wanderte der Doktor nach dem Hause des Sklavenaufsehers; dieser sah ihn kommen, kam ihm entgegen, und führte ihn freundlich in sein Haus. Da setzten sie sich zusammen, und waren bald in ernste Beratung vertieft.

Gegen Mittag hatten sie einen Plan fertig. Doktar Wornal sollte gleich dem Vormundschaftsgericht einen Antrag einreichen, um Thea schon jetzt mündig zu erklären, und dadurch ihrem Thun Gültigkeit zu verleihen. Wenn das geschehen, dann wollten sie beide zusammen die Papiere und Bücher prüfen, und die Geldverhältnisse feststellen. Alles andere mußten sie dann den Umständen anpassen.

Doktor Wornal fühlte eine leichte Beklemmung, als er Thea das Resultat ihrer Beratung vorlegte; es war ja möglich, daß sie Einwendungen machte. Sie willigte aber nach kurzem Bedenken ein und bat ihn, den lange bewährten Familienanwalt der Forey's zu Rate zu ziehen. —

Die Stadt, welche Doktor Wornal zu dem Zwecke besuchen mußte, war sechs bis sieben Meilen entfernt. Ein gutes Reitpferd brachte ihn in dreiviertel Stunden dahin; die Wohnung des Advokaten war bald ge-

funden, und nun stand er vor ihm, und trug ihm die Sache vor. Der Advokat beobachtete ihn während des Sprechens sehr scharf und war mit dem Resultate gewiß zufrieden, denn er setzte sich gleich hin, verfaßte das Dokument in regelrechter Form, und beide begaben sich damit in das Gerichtsgebäude.

Der Richter durchlas die Schrift, stellte eine Masse von Kreuz- und Querfragen, fragte den Advokaten, ob alles richtig und in Ordnung wäre, und als dieser das bejahte, bewilligte und unterschrieb er die Petition, und ließ sie in das Protokollbuch eintragen. Damit war dem Gesetze Genüge gethan, und Thea Forey war unbeschränkte Herrin auf ihres Vaters Besitzung. —

Ein leichter Seufzer der Erlösung entstieg Thea's Brust, als sie das Dokument in Empfang nahm; sichtlich bewegt und befriedigt nickte sie dem Doktor dankend zu. Jetzt machte sie ihm den Vorschlag, die Oberleitung über die Plantage zu übernehmen. Es gab da freilich viel zu bedenken und zu besprechen, manches für und manches wider; die Beratung währte bis in die Nacht hinein, ehe die Einzelheiten festgestellt waren; das Ende aber war, daß der Doktor vorläufig den Doktor an den Nagel hing, und die Stellung als Oberverwalter annahm.

Das erste, was Thea in ihrer Eigenschaft als

Herrin that, war, daß sie Zina frei setzte; und das zweite, daß sie Herrn Wornal zum Oberverwalter machte.

Zina ging aber nicht fort; sie diente jetzt aus freiem Willen, wo sie bisher Sklavendienste verrichtet. Sie war und blieb Theas Vertraute, war immer um sie besorgt, und betete sie fast an.

Herr Wornal nahm es mit seiner Stellung sehr ernst. Gleich am nächsten Morgen saß er mit dem Aufseher an den Büchern; sie ordneten die Papiere, zählten das Geld, und machten doppelte Listen von den Wertpapieren.

Er hatte immer viel zu thun, und war viel auf Reisen. Seine Office in Baton Rouge hatte er einem ihm bekannten Kollegen überlassen, und damit auch seine ganze Kundschaft.

Die Seuche in Baton Rouge hatte nachgelassen, und das Vertrauen kam langsam zurück. Viele Häuser waren ganz ausgestorben und standen leer; aber die Geflüchteten kamen wieder, die Läden wurden wieder aufgemacht, und schließlich ging alles den alten Weg.

Herr Wornal hatte sich bei dem Sklavenaufseher einquartiert, nahm aber seine Mahlzeit im Herrenhause ein. Er versuchte, da recht zurückhaltend zu sein, aber das ruhige, gewinnende Wesen Theas machte ihm das oft herzlich schwer.

Die Zahl der Besucher stand anfangs auf Null; erst mit der Zeit stellten sich die alten Bekannten wieder ein; sie waren merkwürdig teilnehmend und hülfsbereit. Mancher heiße versprechende Blick traf den jungen Verwalter; ganz leise, und ohne alle böse Absicht, wurde die Stellung und Lage der jungen Herrin in Frage gezogen; die Tugendrichter, die sich nie im Leben auch nur das Geringste vorzuwerfen hatten, zogen bedenklich die Schultern.

Alles dieses beeinflußte die jungen Leute nicht; Herr Wornal versah sein Amt mit Eifer und Umsicht, diente seiner Herrin mit Achtung und Ergebenheit, und benahm sich in der Gesellschaft mit männlicher Würde.

Thea schien in ihrer reinen Jungfräulichkeit das neidische Treiben ihrer lieben Freundinnen gar nicht zu bemerken. Frei und offen blickte sie jeder in die Augen; ohne Zwang und herzlich sprach sie zu ihrem Verwalter in jeder Gesellschaft. Unbeirrt ging sie ihren Weg. Täglich lernte sie ihren Verwalter mehr schätzen; ihr Vertrauen zu ihm, wurde, wenn möglich, immer größer. Vertrauen ist die sicherste Grundlage der Liebe; auf dieses gebettet ist sie unwandelbar. Unmerklich bringt es die Herzen sich näher; unmerklich schmiedet es die Herzen mit

den Banden der Liebe zusammen, bis nichts sie mehr trennen kann, für Zeit und Ewigkeit.

Ein Jahr heilt viele, schwere Wunden, und die Liebe ist ein mächtiger Balsam.

So wurden Wornal und Thea ein Paar. —

Sie schenkte ihrem Manne einen Sohn, der jetzt schon in Memphis sich als Doktor bewährt. Kaum sieht man der glücklich lächelnden mädchenhaften Frau an, daß sie Mutter sein könne. Sorgenlos, von Liebe und Achtung überhäuft, flogen die Jahre machtlos über sie hin. Keine Wolke trübte je ihr eheliches Glück; kein Kummer zeugte Falten auf ihre Stirn, oder machte ihr Haar ergrauen.

VI.

Als Doktor Wornal seine Frau, oder sie ihn in den Eßsaal geführt hatte, schob er zwei Sessel zusammen, und setzte sich ihr gegenüber. Lächelnd schaute sie ihn mit fragenden Blicken an.

„Manni, du hast mir etwas mitzuteilen," sagte sie; „also heute ist es wahr?"

„Ja, heute ist es wahr! aber —"

„Aber —?"

„Siehst du, Thea —"

„Ja, ich sehe; du willst erst etwas essen. Da steht nun das Essen lange lange Zeit bereit, und wartet auf den hungrigen Herrn. Der aber läßt seine arme Frau allein essen, und reitet in der Nacht spazieren."

„Hunger habe ich nicht, denn ich habe bei La Rue's gegessen. Aber sieh, Thea — sei nur nicht böse."

„Nein, Manni, böse bin ich nicht, aber schrecklich neugierig. Ah! ich weiß, du willst ein Glas Wein haben?!"

Bedächtig, und halb befriedigt zog der Doktor die Augenbrauen in die Höhe.

„Und eine Cigarre?" fuhr sie fort.

„Ja, dann denke ich, wird es gehen."

Lachend eilte sie hinaus, und kam in kurzer Zeit mit dem Versprochenen zurück. Schmunzelnd trank er Wein, schnitt bedächtig die Spitze von der Cigarre, und entzündete sie an dem Flämmchen, das Thea ihm vorhielt. Dann begann er zu erzählen, was sich heute bei La Rue's zugetragen. Als er beendet, sagte sie: „Weißt du was, Manni? ich begleite dich morgen früh?"

„Sieh, Thea, das ist es, was ich gern hören wollte" entgegnete er mit frohem Blick. —

Die Sonnenstrahlen, die nun diese Zeit im fernen Norden die Rosenknospen zur Blüte entfalten, sind hier schon recht drückend, und man setzt sich ihnen in der Mitte des Tages nicht gern aus. Deshalb bestiegen der Doktor und Thea schon um sieben Uhr am nächsten Morgen ihre Barouche und fuhren zu La Rue's.

Aline hatte sie schon von Weitem gesehn und erkannt; sie stand, sie erwartend, an der Einfahrt und kletterte, gewandt wie ein Eichhörnchen in die Barouche, als diese kaum das Thor passiert hatte.

Ungestüm warf sie sich in Thea's Arme und jubelte: „O, wie lieb! o, wie gut daß Sie gekommen sind! wie wird sich Papa freuen!" Dann riß sie sich los und überhäufte den Doktor mit Liebkosungen und Worten des Dankes, daß er die liebe Frau Wornal mitgebracht hatte.

Auch im Herrenhause hatte man die Ankunft der lieben Gäste bemerkt. Herr La Rue empfing sie auf der Veranda, und nach einer herzlichen Begrüßung führte er sie auf die Westseite, die um diese Tageszeit gegen die Sonnenstrahlen geschützt lag.

Aline konnte kaum die Zeit erwarten, wo es ihr möglich war, über den Kranken zu berichten.

Dann meldete sie, daß derselbe noch ebenso liege, wie gestern, daß er mehrmals Nahrung angenommen und auch einmal die Augen ein ganz klein wenig geöffnet habe. Nun bestürmte sie den Doktor und Thea, gleich mit ihr zu ihm zu gehen. Der Doktor zog die eifrig Redende an beiden Händen zu sich heran, und erklärte ihr lachend, daß die Stunde für Damenbesuch auf später verlegt sei. Vorläufig wolle er allein das Terrain sondiren und herrichten; zur geeigneten Zeit wolle er die Damen selbst abholen und hinbegleiten. —

Als der Doktor in das Krankenzimmer trat, wurde er angenehm überrascht; das Innere war vollständig umgewandelt. In der Mitte lag ein großes Stück schönen Teppichs, an der Seite stand eine Kommode, und nicht weit davon ein Waschtisch mit allem Zubehör; über den Tisch war eine rote, schwarzgeblümte Decke gebreitet, und darauf stand in einem Glas voll Wasser ein frischer Blumenstrauß. Weiße Gardinen zierten die Fenster; Stühle, Schaukelstuhl, alles war vorhanden.

Außerdem stand ein anderes Bett mit weißem Bezug, guter Matratze, und leichten Decken bereit den Kranken aufzunehmen, sobald es der Doktor erlaubte.

Doktor Wornal grüßte Ante Hagar und die

anderen Sklaven freundlich und trat an das Bett. Er fand, daß der Kranke sich seit gestern sehr gebessert hatte. Er fühlte dessen Puls, und legte ihm die andere Hand auf den Kopf; da öffnete der Kranke die Augen.

Freudig bewegt beugte sich der Doktor zu ihm nieder, und stellte mit seiner weichen, einschmeichelnden Stimme mehrere alltägliche Fragen. Keine Antwort: verständnislos starrte des Kranken Blick in's Leere.

Sinnend betrachtete der Doktor seinen Patienten; er hatte schon viele verschiedene Fälle behandelt, aber noch keinen wie diesen. Hier lag kein Fieber zu Grunde; es war auch kein Irrsinn; aber — was war es denn? Er nannte es dann Stumpfsinn; was lag diesem zu Grunde?

Der Kranke hatte die Augen schon wieder geschlossen.

Nun wandte sich der Doktor an Ante Hagar und beauftragte sie, luftwarmes Wasser zum Waschen zu besorgen, und zwei junge gewandte Sklaven herzurufen. Alle, welche Nachtwache gehalten, sollten sich zurückziehn und ausruhn.

Bald war alles zu seiner Zufriedenheit besorgt, das Wasser stand bereit und die Sklaven harrten stumm seiner Befehle.

Mit Hülfe der Sklaven wurde der Kranke schräg

über das Bett gelegt, so daß sich sein Kopf über dem Wasserbehälter befand. Der nasse Umschlag wurde abgenommen, und dann mit zarter Vorsicht Kopf und Gesicht sorgfältig gereinigt und abgespült. Als das geschehen war, begann der Doktor den Kopf nochmals genau zu untersuchen. Strich bei Strich teilte er die Haare, um zu erforschen, ob irgendwo der Schädel verletzt sei. Als sein Auge, mit der Lupe bewaffnet, keinen Aufschluß fand, versuchte er mit den Fingern tastend sich Gewißheit zu verschaffen. Die Gesichtsmuskeln des Kranken beobachtete er scharf, vielleicht verrieten sie, wenn auch nur durch leichtes Zucken, daß er eine wunde Stelle berührt. Mehrmals glaubte er ein solches Zeichen bemerkt zu haben; er wiederholte dann die Prozedur, die aber niemals ein Resultat ergab.

Enttäuscht begann er die Überreste des Hemdes zu entfernen; da entdeckte er einen braunen Streifen über Brust und Schultern, der sich bei näherer Untersuchung als ein Lederriemen auswies, welcher durch Naßwerden und wieder Trocknen sich fest um den Körper spannte. Er durchschnitt ihn, und versuchte ihn herauszuziehen; doch das ging nicht, irgendwo hing er noch fest. Er bog den einen Arm etwas zur Seite, und da sah er eine kleine Ledertasche, die durch die Spannung des Riemens bis ganz in

die Armhöhlung hinaufgezogen war. Nun löste er Riemen und Tasche, betrachtete sie einen Augenblick und ließ sie in seine eigene Tasche gleiten.

In den Taschen des Beinkleides waren nur einige Schlüssel und etwas Geld.

Nachdem die Lumpen von dem Körper entfernt, wurde derselbe von den Sklaven sauber gewaschen und dann mit Alkohol abgerieben. Dann kleideten sie ihn in leichtes Zeug von weißer Wolle, und legten ihn in das bereitstehende neue Bett.

Mit sichtlichem Wohlbehagen hatte der Kranke die ganze Prozedur über sich ergehen lassen. Von Zeit zu Zeit hatte er die Augen geöffnet, und gleich wieder geschlossen. Jetzt streckte er sich wie im Schlafe, in seinem bequemen Bette, und atmete frei und tief.

Rasch war die Zeit unter diesen Arbeiten entschlüpft und der Doktor mußte sich beeilen die Damen, sowie Herrn La Rue zu befriedigen. Das frühere Sklavenbett, Waschzuber und dergleichen, wurde entfernt, und nun durften die Damen eintreten.

Der kleinen Gesellschaft war die Zeit, trotz dem angenehmen Geplauder, unendlich lang geworden. Wären sie selbst krank gewesen, dann hätten sie den Doktor nicht sehnsüchtiger erwarten können. Endlich kam er. Bei seinem Eintritt erhoben sich alle, um

ihn nicht warten zu lassen. Er winkte ihnen aber zu, sitzen zu bleiben, ging zum Tische und breitete auf demselben einige Schlüssel, etwas Geld, und eine Ledertasche aus.

„Dieses, meine Herrschaften, ist, was ich bei dem Fremdling vorgefunden habe", ließ er sich vernehmen; „möglicher Weise können wir in der Brieftasche Aufschluß finden, mit Wem wir es hier zu thun haben. Wenn deshalb Herr La Rue uns erlaubt, diese Brieftasche zu untersuchen" — — —

„Ei freilich, lieber Doktor; machen Sie nur vorwärts! Sie spannen unsre Damen ja förmlich auf die Folter", lachte Herr La Rue.

Dem war wirklich so. Thea und Aline waren gleich an den Tisch geeilt, und betrachteten die daliegenden Sachen mit scheuer Neugier.

Bald lag die Tasche geöffnet vor ihnen. Sie enthielt mehrere Briefe, in fremder Sprache geschrieben; ein Papier, welches wohl ein Paß sein mochte; einige Photographien, und ein Päckchen Banknoten.

Jeder ergriff eines der Schriftstücke und versuchte dessen Sinn zu entziffern, was aber nicht gelang, weil ihnen die Sprache gänzlich unbekannt war. Nur eins schien allen als gewiß: daß des Fremdlings Name „Arthur Schreiner" war.

Das Päckchen Banknoten deutete an, daß er wohlhabend sein müsse. Es war ganz unbeschädigt. Die Bilder hatten am meisten gelitten, weil sie obenauf lagen. Die Briefe waren wohl verschwommen, konnten aber noch ganz gut entziffert werden.

Das Endresultat war, daß der Fremdling als Arthur Schreiner anerkannt, und kurzweg Arthur genannt werden sollte. —

Herr La Rue nahm die Sachen in Verwahrung, und dann gingen sie zu Arthur. Der lag, leise unverständliche Worte murmelnd, mit offenen Augen da. Der Doktor rief ihn mit dem Namen „Arthur", aber ohne Erfolg; er zeigte kein Verständnis.

Die Besucher hatten bisher das Lager umstanden, und Arthur aufmerksam beobachtet. Als alle Versuche ohne Erfolg blieben, setzten sie sich nieder und besprachen die Angelegenheit.

„Ich bin jetzt sicher, daß er auf der „Newcomb" gewesen ist," sagte der Doktor. Durch eine Verletzung am Kopfe, oder durch Nervenerschütterung ist dieser Zustand erzeugt. Jedenfalls war er auf der Reise, und man hätte ihn nicht fortgehen lassen, wenn er da schon krank gewesen wäre. Also ist er noch nicht lange krank. Auch die Vorsicht, mit der er seine Wertsachen verwahrte, beweist das. Ich

habe seinen Kopf genau untersucht, ohne eine Verletzung zu finden, die einen Schädelbruch als möglich oder wahrscheinlich annehmen läßt. Dennoch muß ich zugeben, daß meine Finger nicht mehr so geübt und feinfühlend wie in früheren Jahren sind, und daß doch ein Schädelbruch vorliegen kann."

„Glauben Sie, Doktor, daß dem Manne zu helfen ist?" fragte Herr La Rue.

„Ja, das glaube ich!" war die Antwort. „Wird ein Schädelbruch gefunden — die Hauptsache ist nämlich das Finden — dann wird es nicht lange Zeit dauern, ihn wieder herzustellen. Ist sein Zustand die Folge von einer Nervenerschütterung, dann ist über die Dauer der Krankheit noch nichts zu sagen."

„Wenn Arthur auf der Newcomb war, dann ist es wohl unsere Pflicht, die Behörden und die Dampfschiffgesellschaft zu benachrichtigen?"

„Schaden kann das nicht", meinte der Doktor.

„Ich glaube, man sollte versuchen, die Angehörigen Arthurs zu finden, und ihnen Nachricht schicken," flocht Thea ein. „Jedenfalls halten sie ihn für tot, und das muß ganz schrecklich für sie sein."

„Frau Wornal hat Recht, wie immer;" sagte Herr La Rue galant. „Die Angehörigen sollten vor allen anderen Nachricht haben; aber die Adressen!

Zudem ist die viele Schreiberei gar nicht meine Passion!"

„Ja, das geht meinem Herrn und Gebieter gerade so!" sagte Thea, den Gemeinten schelmisch anblickend.

„Richtig!" lachte dieser. „Ich weiß dafür aber Rat: Wir ernennen einfach die ehrenwerte Frau Wornal zum Sekretär!"

„Bravo, Doktor! den Antrag unterstütze ich bedingungslos!" ließ sich Herr La Rue vernehmen.

„Die Ehre muß ich entschieden ablehnen", sträubte sich die Überrumpelte. „Meine Kenntnisse in dem Fache sind nicht hinreichend, und meine Haushaltspflichten nehmen meine ganze Zeit in Anspruch."

„Dem ersten Einwand ist leicht abgeholfen," entgegnete der Doktor neckend; „wir verfassen einfach ein Rundschreiben, und das braucht dann nur abgeschrieben zu werden".

„Für den zweiten weiß ich Abhülfe," sagte Herr La Rue in demselben Tone; „Frau Wornal siedelt einfach auf einige Tage nach hier über, und überläßt die Haushaltssorgen mit allen Zubehör der Zina."

Der Doktor machte ein wirklich verblüfftes Gesicht und machte sich eben fertig zu remonstrieren. Ein Blick auf das Bett ließ ihn davon abstehn; mit der Hand lenkte er die Blicke der anderen nach derselben

Richtung und flüsterte begeistert: „Ein Bild zum Malen.“

Im Laufe der Debatte hatte nur Aline bemerkt, daß Arthur unruhig wurde. Sie war dann unbeachtet an das Bett getreten, und flößte ihm mittelst eines Theelöffels Wein ein.

Des Vaters Augen leuchteten wohlgefällig bei dem Anblick, und Thea mußte mit Gewalt an sich halten, sonst hätte sie das Kind sogleich stürmisch ans Herz gezogen.

Aline merkte von alledem nichts; sie war ganz bei ihrem Werke. Arthurs Ansprüche steigerten sich ganz bedeutend, und der Wein war wohl kaum hinreichend, den leeren Magen zu befriedigen; das war ihr klar geworden. Deshalb nahm sie einen Brocken Kuchen und führte ihn in Arthurs Mund. Einen Augenblick lag er da bewegungslos, doch bald bewegten sich die Kinnbacken in gewohnter Weise, und der Brocken war verschluckt.

Dieses wiederholte sich, bis das letzte Bischen des Vorrats verbraucht war.

Suchend schweifte Alinens Blick über den Tisch, und da erst bemerkte sie, daß die Anwesenden ihr zusahen.

Ein leichtes Rot färbte flüchtig ihre Wangen; verlegen und mit gesenktem Blick ging sie zu dem

Doktor, lehnte sich gegen seine Schulter, und flüsterte leise: „Jetzt kann er schon essen!“

„Ja, ich sehe!“ entgegnete dieser gerührt; „wir werden Ante Hagar den Auftrag geben müssen, für etwas Kräftiges und Substanzielles zu sorgen.“ Er strich ihr über das Haar, und zog ihren Kopf näher an sich: „Wenn ich so gut verpflegt werde, dann möchte ich auch einmal krank werden.“

Groß und fragend, als verstände sie den Sinn der Worte nicht ganz, sah sie ihn von unten auf in die Augen und sagte träumerisch: „Oh, ich thue es gern.“

Ante Hagar war eingetreten und meldete, daß die beiden Fräulein Harris soeben vorgefahren, und daß Sam sie in den Parlor geführt habe.

Alle erhoben sich; und nachdem der Doktor der Mulattin einige Aufträge und Verhaltungsregeln gegeben, begaben sie sich in das Herrenhaus.

Die Harris waren alte Ansiedler in der Nähe von La Rue's Plantage. Harris selbst war von angelsächsischer Abkunft, seine Frau eine Französin. Sie hatten zwei Söhne und zwei Töchter. Die älteste Tochter, siebzehn Jahr alt, hieß Isabella, wurde aber abgekürzt Bella genannt.

Sie war groß, schlank, aber nicht mager; schwarzes gewelltes Haar, feiner Teint, schwarze Augen mit

hochmütigem, durchdringendem Blick; Nase und Mund fein geschnitten; die Wangen zart gerötet. Schön und aristokratisch, aber ohne Wärme und zarte Weiblichkeit.

Florence, die Schwester, war zwei Jahre jünger und glich der Ersteren auf ein Haar. Doch merklich fehlte ihr die Intelligenz derselben; den Hochmut und die Manieren hatte sie ihr nachgemacht, und sie erschien mehr kindisch als gebildet, mehr vorlaut als naiv.

Herr La Rue und seine Gesellschaft begrüßten die Schwestern mit ausgesuchter Höflichkeit. Während sich die Damen küßten und die Hände drückten, holten die Herren Stühle herbei, und baten Platz zu nehmen.

„Wir wollten nur einen kleinen Ausflug machen, sagte Bella, und wählten den schönen schattigen Weg hierher. Zugleich wollten wir uns nach Ihrem Befinden erkundigen. Um so mehr freue ich mich, hier Herrn Wornal und Frau Gemahlin anzutreffen."

„Ich bin eben als Doktor hier, und brachte meine Frau als Hülfe mit;" entgegnete dieser verbindlich.

Ist denn hier Jemand krank?" frug Florence.

„Von meiner Familie nicht," sagte Herr La Rue; „wir haben nur einen Unglücklichen aufgenommen, den Aline auf der Landstraße fand."

„Kannte sie ihn denn?"

„O nein; er wäre aber sicherlich ohne ihr Dazukommen gestorben, wo er war."

„Und Sie nahmen ihn in Ihr Haus?"

„Wir brachten ihn in ein leerstehendes Haus; und durch des Doktors Bemühungen ist dem Schlimmsten vorgebeugt, hoffe ich."

„Wissen Sie garnichts über ihn?"

„Aus den Papieren, die er bei sich trug, glauben wir annehmen zu können, daß er Arthur Schreiner heißt, und aus Deutschland stammt."

„Mein Mann glaubt, daß er auf der „Newcomb" war," sagte Thea.

„Will er denn gar keine Auskunft über sich geben?" fiel Bella ein; „mir wäre so ein Mensch unheimlich".

„Dies ist ein sehr trauriger Fall, meine Damen," erwiderte Doktor Wornal, „und zum Fragen hatten wir noch keine Gelegenheit. Aline hatte den Mann zufällig aufgefunden, und holte uns zu Hülfe. Er wurde ohnmächtig, und Herr La Rue ließ ihn in Neds Hütte tragen. Vor dem Hungertode haben wir ihn bewahrt, aber — sein Verstand scheint umnachtet."

„Das ist grauenhaft!" stieß Bella hervor, „den Menschen möchte ich nicht in meiner Nähe wissen."

„Ja, es giebt warme Herzen, und die hat er hier gefunden!" sagte der Doktor mit Bedeutung.

„Besonders in unserem lieben Freunde und Nachbar!“ bemerkte Herr La Rue.

„Ich ging nur aus Neugier mit,“ wehrte sich dieser; „das Folgende war rein geschäftlich; das that ich nur, unserer kleinen mitleidigen Freundin zu gefallen.“

Sam meldete, daß das Essen aufgetragen sei. Die Herren führten die Fräulein Harris, und Aline hing sich an Thea's Arm; so schritten sie in den Eßsaal.

Nach dem Essen besuchte der Doktor den Kranken und kam befriedigt zurück. Er fand Thea und Herrn La Rue, sich eifrig unterhaltend, auf der Veranda, und schloß sich ihnen an.

Es handelte sich um die Korrespondenz. Thea wünschte die Aufgabe erledigt zu haben, sobald sie zu einem Entschluß kommen konnten, wie es am besten zu bewerkstelligen sei.

Der Plan, ein Rundschreiben zu verfassen, wurde für gut befunden; darin sollte alles, was sich hier zugetragen hatte, genau angegeben werden. Davon wollten sie dann so viele Abschriften machen wie nötig waren, um alle Beteiligten zu benachrichtigen.

Herr La Rue ließ einen Tisch, Papier, Federn und Tinte herbeibringen, und Frau Thea trat ihren Dienst als Sekretär an.

Währenddem wanderten die Mädchen, Aline in der Mitte, plaudernd über den Rasenplatz. Welterschütternde Ereignisse, die aber nur für junge Mädchen von Interesse sind, kamen da zur Sprache. Bella beteiligte sich nur wenig daran, und überließ das Feld den andern beiden fast gänzlich.

„Du sagst, der junge Doktor Wornal sei in Memphis?“ frug Florence, an Aline gewandt.

„Ja, so habe ich gehört.“

„Und deine Brüder sind bei ihm?“

„Ja, aber nur zum Besuch.“

„Wie lange sind sie schon da?“

„Ich weiß nicht genau, eine Woche oder länger.“

„Wann kommen sie zurück?“

„Das habe ich nicht gehört!“

„Weißt du, daß meine Brüder nächste Woche kommen?“

„Wirklich?! nein, das habe ich noch nicht gewußt.“

„Ja, sie sind in New-Orleans. Sie haben sich wieder einige feine Pferde gekauft. Hektor hat bei dem letzten Rennen einen großen Preis gewonnen; nun will er diese Pferde hier für das große Rennen im Herbste einreiten.“

„Dann bleiben sie beide den Sommer hier?“

„Ja.“

„O, das wird schön werden.“

„Nicht wahr?! wenn nur deine Brüder auch kämen! hat dein Vater nichts davon gesagt?“

„Nein, kein Wort.“

„Du mußt ihn mal fragen.“

„Ja, das will ich thun.“

„Der fremde Mann liegt in Onkel Neds Hütte?“

„Ja.“

„Wie sieht er denn aus?“

„Ich weiß nicht, er ist so verschunden, daß man das gar nicht sehen kann.“

„Kann man ihn durch das Fenster sehen?“

„O gewiß.“

„Fürchtest du dich nicht vor ihm?“

„Ich? nein! er liegt ja ganz still.“

„Wollen wir 'mal hingehen?“

Aline war sogleich bereit die Mädchen hinzuführen, doch Bella hielt das für unter ihrer Würde. Schließlich gab sie auf Florences Drängen nach, und ging mit.

Neugierig blickten sie durch das offene Fenster, und betrachteten den Kranken sowie das ganze Zimmer recht genau.

Hagar bemerkte sie sogleich; sie erhob sich und begrüßte die Mädchen der Sitte gemäß.

„Ist dieses Onkel Neds Hütte?“ frug Bella verwundert.

„Ja.“

„Hatte der alte Nigger denn so schöne Möbel?“

„O nein,“ sagte Aline. „Papa gab Hagar den Auftrag, für den armen Mann alles gut einzurichten; und das hat sie gethan.“

„Und Ante Hagar bedient ihn?“

„Sie paßt nur auf ihn. Sie kann sich von den Sklaven zu Hülfe nehmen, wen sie will.“

Immer noch betrachtete Bella den Schlafenden, und sprach wie zu sich selbst: „Blondes Haar, jedenfalls ein Deutscher oder ein Skandinavier. Schön ist er nicht, und der sprießende Bart macht ihn schmutzig aussehen.“ Damit drehte sie sich verächtlich um und schritt davon; Florence ahmte ihr getreulich nach, und Aline folgte gesenkten Hauptes.

Der Tag ging zur Neige, und die Mädchen wünschten heim zu gehen. Nach vielen Komplimenten, Einladungen zum Wiederbesuch, und Abschiedsworten stiegen sie in ihr Phaeton und fuhren davon.

Aline blickte ihnen düster nach. Bella's Bemerkung über den Kranken hatte sie tief verletzt. Warum mußte ein Kranker schön sein um Mitgefühl zu erwecken? Wie sie sich so verächtlich abgewandt hatte! Sie waren auch nie rechte Freunde gewesen, nein, nie! hatten nie überein gestimmt; nie die gleiche Sympathie gehabt. Oh, sie liebte sie gar nicht.

In Harris Manſion, wie deren Wohnſitz genannt wurde, hatte ſie ſich niemals wohl gefühlt. Sie dachte noch immer daran, wie ſie da, als ſie ſelbſt noch ein Kind war, unfreiwillig Zeugin wurde, wie mehrere Sklaven, Männer, Weiber und Kinder, der Kleidung benommen, furchtbar gepeitſcht wurden. Nie hat ſie das Schmerzgeſchrei derſelben vergeſſen.

Später ſah ſie, wie Bella, mit zornfunkelnden Augen ihre Kammerfrau in den Sklavenhof bringen ließ, um ſie peitſchen zu laſſen. Als Alines Bitten um Gnade nichts halfen, da ließ ſie ihren Pony im Stich, und lief zu Fuß nach Hauſe. Nein, ſie hatte die Harris nie lieb gehabt.

Thea hatte ſich ſchon mehrere Male zu ihr umgewandt, und wunderte ſich über ihr Schweigen. Jetzt bemerkte ſie erſt den finſteren Zug in ihrem blaſſen Geſichte. Sie trat auf Aline zu, und zog ſie liebkoſend an ſich: „Was fehlt denn meinem Täubchen?“ frug ſie.

„Oh —, ich weiß nicht; ich habe die Fräulein Harris gar nicht lieb!“ antwortete ſie zaudernd.

Beide Herren fingen fröhlich an zu lachen.

„Na, dann beruhige dich nur, Kleine, denn in dem Punkte ſind alle Anweſenden auf deiner Seite,“ verſicherte Herr La Rue.

„Kommen Sie hier mal her, Aline, ſagte der

Doktor; und als sie neben ihm stand, und er seinen Arm um sie gelegt hatte: „Nun beichten Sie, was haben sie Ihnen angethan? Sie sprachen doch so eifrig mit einander.“

„Oh, —, wir sprachen von Hektor und Felix. Die haben in New Orleans beim Rennen einen großen Preis gewonnen, und haben Pferde gekauft und kommen nächste Woche heim.“

„Ha, ha,“ sagte der Doktor zu Herrn La Rue gewandt, „deshalb werden also wieder Sklaven verkauft! Na, den armen Teufeln, — bitte um Verzeihung, — mag es gleich sein, wer sie kauft; schlimmer wie da können sie es wohl kaum treffen. Er versucht auch besonders die erst zu verkaufen, die er hat zu Krüppeln schlagen lassen.“ Zu Aline gewendet: „Und das hat Sie so mißgestimmt?“

„Nein, das nicht. Sie wollten den Kranken sehen, und da hat Bella so wunderbar gesprochen.“

„Brav, mein Schatz! Das ist recht. Lassen Sie nichts auf unsern Schützling kommen. Was hat sie denn gesagt?“

„O, nichts; ich mochte es auch gar nicht hören!“

Der Doktor sah, daß er nicht weiter in sie dringen durfte; er deutete auf den Tisch und sagte ihr, daß da das wichtige Rundschreiben läge, voll-

ständig ausgearbeitet, und nun der fleißigen Damenhände warte, um genügend vervielfältigt zu werden.

„Und da darf ich mit helfen?“ rief Aline freudig.

„Ei, freilich! morgen kommen wir wieder, und dann, hoffe ich, wird die Arbeit schnell und glatt von der Hand gehn.

Am nächsten Morgen saßen Thea und Aline am Tische auf der Veranda, und schrieben eifrig drauf los. Für die kleine Dame war es gewiß keine Kleinigkeit, solche schwerwiegende Dokumente zu verfassen.

Sie wußte das auch ganz gut, und verwandte deshalb ihre ganze Aufmerksamkeit darauf. Dabei hatte ihre kleine Zunge auch vollauf zu thun; denn fortwährend kam sie zwischen den kirschroten Lippen zum Vorschein, um diese bald auf der einen, und dann auf der andern Seite anzufeuchten. Tiefes Denken bei schwierigen und ernsten Aufgaben erzeugt ja fast immer einen fieberhaften Zustand.

Wenn sie einige Reihen geschrieben hatte, dann betrachtete sie das Werk von allen Seiten mit kritischen, besorgten Blicken. Scheu flog ihr Blick oft hinüber zu Frau Wornal, deren Feder unaufhörlich über das Papier flog. Wenn sie sich dann noch durch einen verstohlenen Seufzer das Herz erleichtert hatte, setzte sie ihre Arbeit fort.

Die beiden Herren hatten sich Cigarren angesteckt und waren zu Arthur gegangen. Sie fanden ihn sehr verändert; er sah in jeder Beziehung besser aus; die Abschürfungen fielen nicht mehr so sehr in das Auge; aber irgend etwas trug ganz besonders dazu bei; was war es nur?

„O, jetzt sehe ich!" lachte der Doktor, „sie haben ihn rasiert! Sagen Sie mir doch, liebe Hagar, wer hat das zu Wege gebracht?"

Verlegen zupfte diese an ihrer Schürze und mit vielen Stottern und Gedankenstrichen erzählte sie, daß Aline gestern Abend den Barbier von dem Sklavendorfe hätte holen lassen, und ihm dringend befohlen hätte, den Kranken zu rasieren und gut herzurichten, so daß er sauber aussehe. Auf das hin war der dann gekommen, und hätte sein Möglichstes gethan, um Aline zu erfreuen; und Arthur habe sich das auch ruhig gefallen lassen.

Ferner berichtete sie, daß Arthur schon mehrere Male versucht habe aufzustehn.

Nach kurzem Bedenken instruierte sie der Doktor, die nötigen Kleidungsstücke bereit zu halten, und ihn zu benachrichten, sobald der Kranke wieder den Versuch machen sollte. Auch sollte sie ihm gute Kost geben; die Auswahl könnte sie selbst treffen doch dürfe sie ihm nicht zuviel geben.

Die Herren gingen dann spazieren bis sie ihre Cigarren geraucht hatten, und verfügten sich dann zu den Damen.

Herr La Rue setzte sich in einen Schaukelstuhl und wiegte sich lebhaft hin und her. Dabei betrachtete er seines Töchterchens ernstes, gedankenvolles Gesicht mit stillem Lächeln.

Doktor Wornal ging auf der Veranda hin und her, und fragend folgten ihm Thea's Blicke. Endlich konnte er nicht länger schweigen; er neigte sich zu ihr, und flüsterte ihr in das Ohr: „Aline hat Arthur rasieren lassen."

Das brach den Damm; nun konnte nichts mehr das lustige Lachen der drei zurückhalten. Aline hatte keine Ahnung davon, daß sie die Ursache zu dem Lachen gegeben. Sie hatte soeben die erste Abschrift des Briefes beendet, und betrachtete sie jetzt mit bedenklicher Miene. Dann wandte sie sich damit an Herrn La Rue, und sagte zaghaft: „Papa, ich glaube nicht, daß ihr meine Abschrift gebrauchen könnt!"

Der Papa nahm sofort die Miene eines Oberrichters an; übersah das Schreiben sorgfältig, und erklärte, daß es sehr gut gelungen und brauchbar sei; damit reichte er es dem Doktor, welcher derselben Meinung war, und es seiner Frau übergab.

Thea hatte schon alle die anderen Abschriften fertig. Sie wurden nun in die Briefumschläge gelegt, und Doktor Wornal mußte die Adressen darauf schreiben.

Die Adresse von Arthurs Vater hatten sie, so gut es eben ging, aus den aufgefundenen Papieren entnommen. Wie richtig sie war, ließ sich daraus entnehmen, daß der Vater nie den Brief empfing.

Dann wurden die Agenten der Linie, zu welcher die Newcomb gehört hatte, in New-Orleans, Baton Rouge, Port Hudson und Cincinnati benachrichtet; ebenso der deutsche Konsul, und die bedeutendste Zeitung in New-Orleans.

Somit hatten Arthurs Freunde alles gethan was sie konnten, um dessen Aufenthalt und Geschick seinen Angehörigen und der Welt mitzuteilen. Dennoch hatten sie es übersehen, einen Brief an eine deutsche Zeitung zu schicken. Zwar brachten die englischen Zeitungen lange und rätselhafte Berichte über Arthur „Skriehner", aber keine deutsche Zeitung dachte dabei an Arthur „Schreiner". Arthur erholte sich unerwartet schnell. Die kräftigere Speise bekam ihm sehr gut, und verursachte ihm durchaus keine Verdauungsbeschwerden.

Schon denselben Nachmittag sandte Hagar zu dem Doktor, welcher mit Herrn La Rue sogleich ankam.

Sie fanden Arthur auf dem Bettrande sitzend, unschlüssig einen Socken anstarrend, den er in der Hand hielt.

Der Doktor trat hinzu und versuchte seine Hand mit dem Socken dem Fuße näher zu bringen; als das aber nach mehreren Versuchen mißlang, zog er ihm den Socken an den Fuß. Ebenso erging es ihm mit dem Beinkleide, freilich unter erschwerten Umständen.

Nun zog der Doktor Arthurs linken Arm um seinen eignen Nacken, legte seinen eigenen rechten Arm um Arthurs Oberkörper, und nun hob und zog er ihn auf die Füße, was gar nicht so schwer fiel.

Da stand er nun, kerzengerade, nur daß seine Glieder leicht zitterten.

Jetzt trat der Doktor einen Schritt vor, Arthur folgte zaudernd wie ein Blinder. Wieder ein Schritt und noch einer, und bald schritten die Beiden im ganzen Zimmer umher.

Jeder Schritt schien den Kranken zu stärken; er gewann Selbstvertrauen und Sicherheit, und fast ohne des Doktors Hülfe marschierte er zuletzt, mit militärischem Schritt, neben diesen her.

Dieser erste Parademarsch war nicht ohne Zuschauer geblieben. Thea und Aline hatten die längere Abwesenheit der Herren mit Verwunderung

bemerkt, und vermuteten richtig, wo sie zu suchen seien. So kamen sie zu der Hütte, und wurden stille Zuschauer von des Doktors Bemühungen und Erfolgen.

Nachdem der Letztere den Kranken mehreremale im Zimmer umhergeführt hatte, geleitete er ihn an das Bett, und veranlaßte ihn, sich wieder auf dessen Rand zu setzen, wo er stracks sitzen blieb.

So war denn das Eis gebrochen und Doktor Wornal rieb sich vergnügt die Hände, wischte sich umständlich den Schweiß von Stirn und Nacken, und schaute um sich. Die Damen erblickend, schritt er auf sie zu, reichte jeder die Hand, und sagte: „Na, soweit wären wir unerwartet schnell. Freut mich, daß Sie das mit angesehen haben. Das ist ein Prachtkerlchen; bei dem braucht man keine Furcht zu haben, daß er einem unter den Händen stirbt."

„Er sieht sehr gut aus," bemerkte Thea. „Er ist nicht mehr so geisterhaft bleich, es scheint, als wenn er schon etwas Farbe kriegt."

„Wenn nur der starre Blick nicht wäre!" klagte Aline.

„Wird sich schon machen! wird sich schon machen, mein kleiner Schatz", versicherte der Doktor. „Erst den Körper, dann den Geist; alles in gehöriger Reihenfolge."

Am darauf folgenden Tage konnte Ante Hagar sich wieder dem Herrenhause widmen. Sie hatte einen jungen aufgeweckten Sklaven von achtzehn bis neunzehn Jahren zur speziellen Aufsicht und Bedienung Arthurs angestellt.

Sambo, so hieß er, konnte die Guitarre und den Banjo spielen; er konnte tanzen und singen, und kannte jedes Negerlied. Die Geige war ihm auch nicht fremd; man konnte das aber unmöglich als Geigenspiel betrachten, es war nur ein Fideln für die Neger, und für geübte Ohren eine Qual.

Er war gelehrig und gewandt wie ein Affe, und hatte ein gutes Teil von dem, was man Mutterwitz nennt. Außerdem war er gutmütig, willig, und immer gut gelaunt; alles unschätzbare Eigenschaften für die ihm anvertraute Stellung.

Es war gar nicht nötig, daß Hagar ihn mit dem bekannt machte, was von ihm verlangt wurde; er sah und begriff alles instinktmäßig, und traf gewöhnlich das Rechte.

Arthur gewöhnte sich leicht an seinen neuen Gefährten; er ließ ihn mit sich hantieren wie er wollte, folgte ihm, wohin er ging, oder blieb regungslos auf einem Platze, wenn ihm so bedeutet wurde.

Körperlich hatte er sich ganz erholt. Die gute Kost, die ihm gereicht wurde, eine beneidenswerte

Pflege, gänzliche schlafähnliche Unthätigkeit des Geistes und Sorglosigkeit, übten eine wunderbar gute Wirkung auf ihn aus.

Das einzige, was dem Doktor nicht gefiel, war, daß er allmählich ganz aufhörte, Worte zu murmeln, wie anfangs. Dadurch wurde sein ganzer Plan über den Haufen geworfen; denn er hatte darauf gerechnet, daß sich das Murmeln in Sprechen verwandeln würde. Über diese seine Beobachtung sprach er aber zu Niemand. Er machte es aber Sambo zur besonderen Pflicht, daß er Arthur viel Bewegung verschaffte, um dessen Muskeln zu entwickeln, und den Körper gesund zu erhalten. Er sollte gehen, laufen, springen, klettern, Holzhacken oder Pferde putzen, gleichviel was. Besonders sollte er versuchen ihn zu lehren, selbständig und ohne Anleitung etwas zu thun, um dadurch seine schlummernden Geisteskräfte zu erwecken.

Das war nun gerade Sambo's richtiges Element; da war er zu Hause. Er durchstreifte mit Arthur die ganze Nachbarschaft, führte ihn in jede Sklavenhütte und in jeden Pferdestall, und lehrte ihn mit unendlicher Geduld, kleine Arbeiten zu verrichten. Stundenlang sang und spielte er ihm vor; nur die Geige durfte er nicht anrühren, das machte Arthur unruhig.

Daß Arthur bei alledem kein Verständnis zeigte, störte den guten Jungen nicht im Geringsten und daß dieser anfangs ihm unverständliche Worte gemurmelt, auf die er freilich gar nicht gehört hatte, das hatte er schon ganz vergessen. Er mochte ihn als stumm betrachten, und war zufrieden, ein fügsames Spielzeug und vollständig freien Willen zu haben.

Die Herrschaften sahen mit Erstaunen die Veränderung, die sich allmählich in Arthurs Erscheinung vollzog, und anstatt daß ihr Interesse in ihm nachließ, wurde dasselbe mit der Zeit mehr und mehr gesteigert. Der hülflos zusammengebrochene Körper, den sie in totenähnlichem Zustande in das Haus tragen ließen, entwickelte sich als ein junger, kräftiger, lebensfähiger, prächtiger Mann. Sein Aussehen war geradezu aristokratisch, sein Gang und seine Haltung militärisch.

Auch wurde ihr Interesse aufs neue angefacht durch den ersten guten Erfolg ihres Schreibens. Der Dampfschiffagent in Port Hudson meldete, daß bei ihm ein angeschwemmter Koffer abgeliefert sei mit dem Namen: „Arthur Schreiner, Bremen — Neu Orleans"; da er nun überzeugt sei, daß der bei ihnen weilende Fremdling der rechtmäßige Eigentümer sei, so würde er den Koffer durch den nächsten Dampfer an La Rue's Landungsplatze abliefern lassen.

Nach einigen Tagen kam der Koffer an. Als Doktor Wornal kam und davon hörte, schlug er vor, denselben sogleich zu öffnen, und den Inhalt zu lüften und zu trocknen.

Der Koffer erwies sich als von gutem Holze, sauber gearbeitet, und mit Leder überzogen. Er war leicht geöffnet, und es zeigte sich zur allgemeinen Freude, daß nur wenig Wasser eingedrungen war. Herr La Rue nahm alle Papiere und Wertsachen in Verwahrung und Sambo wurde angewiesen, die Kleidungsstücke zu lüften und zu trocknen.

Doktor Wornal und Frau waren jetzt sehr häufige Gäste bei Herrn La Rue; ersterer um Arthur zu beobachten, und letztere um Aline in Obhut zu nehmen. Das Kind war wie umgewechselt. Bisher war sie wie eine wilde Hummel, überall und nirgends. Bald ritt sie auf ihrem Pony die ganze Nachbarschaft ab, dann auch 'mal packte sie ihr Phaeton voll Negerkinder und fuhr sie spazieren. Im Hause war sie wenig, dazu hatte sie keine Zeit; nur mußte sie die Musik- und anderen Unterrichtsstunden einhalten. Sonst kam sie nur zum Essen und zum Schlafen in das Haus.

Jetzt war sie immer in der Nähe des Hauses; sie ritt nicht mehr aus; fuhr nicht mehr aus, und die Negerkinder mußten zu Fuß laufen. Was sollte

daraus werden? Deshalb war Thea's Anwesenheit so erwünscht.

Arthur war Alinens spezieller Schützling, obgleich sie sich dessen gar nicht recht bewußt war, und auf ihn verwandte sie ihre Zeit. Oft saß sie lange vor oder neben ihm, und versuchte seine Aufmerksamkeit zu erwecken. Oder sie sprach zu ihm mit leiser Stimme, eindringlich oder bittend, im heißen Drange des reinen Kindergemüts, um ihm, wenn auch nur ein Wort, eine Miene des Verständnisses zu entlocken.

Obgleich er nie verriet, daß er sie erkenne, so war es unerkennbar, daß ihre Nähe ihm wohl that. Zu Zeiten milderte sich sein starrer Blick; und wenn sie ihm fest in die Augen schaute, dann schien ein leichtes Beben durch seinen Körper zu gehen. Sie wurde recht vertraut mit ihm; legte oft ihre Hand auf seinen Kopf, oder strich ihm das Haar von der Stirn. —

Eines Morgens schickte sie Sambo mit einem Auftrage zu Hagar, als dieser unerwartet schnell zurück kam. In großer Aufregung erzählte er, daß die Sklavenhändler, mit den Sklaven von Harris Mansion im Anzuge seien. Diese Sklaven sollten bei La Rue's Landung auf ein Dampfschiff gehen, nach Neu Orleans gebracht, und dort verkauft werden.

Heftig erschrocken hörte Aline der Erzählung zu; dann drehte sie sich schnell um und lief dem Hause zu.

Die Herren auf der Veranda waren so sehr in ein Gespräch vertieft, daß sie Alinen's Ankunft und ihr verstörtes Wesen nicht bemerkten. Thea aber empfing sie mit offenen Armen; ein Blick hatte sie belehrt, daß des Kindes Gemüt heftig erregt war. „Was ist es denn, mein Kind?" frug sie.

„Sie kommen mit den Sklaven!" stieß sie hervor.

„Woher weißt du das?"

„Sambo hat es mir gesagt."

Die Herren hatten aufgehorcht, und die Worte vernommen. Bedächtig nickten sie mit dem Kopfe, und Herr La Rue sagte: „Das endet allen Zweifel; sie haben, wie ich schon längst befürchtete, die Zinsen verbraucht, und greifen nun das Kapital an."

„Und werden auch damit bald fertig sein!" ergänzte der Doktor.

„Sei es drum", sagte Herr La Rue finster; angenehm ist mir die Nachbarschaft nicht, und jede andere lieber. Leute wie Harris gaben den Gegnern der Sklaverei die Waffen in die Hände, die sie früher oder später erfolgreich gegen uns gebrauchen werden."

„Ah, was wollten denn die armen unwissenden

Neger ohne einen Master anfangen?" frug der Doktor.

„Danach fragen unsre Gegner nicht. Alle Zeitungen verkünden, wie es in Harris Mansion und anderen ähnlichen Plätzen zugeht; und Menschen müßten eben keine Menschen sein, würde deren Mitgefühl nicht dadurch erweckt."

„Ja, aber so wie bei Harris geht es nicht bei zehn vom hundert zu!"

„Die zehn erfüllen den Zweck; von den neunzig sagt man nichts," erwiderte Herr La Rue.

Aufblickend sahen sie den näherkommmenden Zug der Sklaven.

Diese waren an einer langen Kette paarweise, links und rechts, mit Handschellen befestigt; Männer und Weiber. Die Männer waren mit weißen Hosen und rosafarbigen Kattunhemden bekleidet; ein breitrandiger billiger Strohhut bedeckte den Kopf. Die Weiber hatten ein hemdartiges Kleid von gestreiftem Kattun an, und hatten ein rotes Taschentuch um den Kopf gewunden. Alle waren barfüßig, und nur einige trugen ein kleines Bündel im Taschentuche in der Hand.

Voran ritt der Agent; hinten folgten, gleichfalls zu Pferde, zwei Treiber, die schwere Peitsche über

die Schulter geworfen, bereit, dieselbe bei jedem zu gebrauchen, der aus Erschöpfung zurück blieb.

Langsam wie ein Leichenzug ging die Prozession vorüber. Die Reiter grüßten achtungsvoll, aber die Sklaven riefen in Verzweiflung ihren Abschied herüber: „Good bye! Good bye, Master and Missus! good bye to you all! God bless you! Fare well for ever, fare well!“

Schluchzend und weinend hatten sie an der Kette gezerrt; mit der freien Hand die brennenden Thränen aus den Augen reibend, wanden sie sich im bitteren Schmerz, und drohten zusammen zu brechen. Die Treiber waren an solche Scenen gewöhnt, knallten nur einige Male gemütlich mit der Peitsche über ihren Köpfen, und vorwärts ging's.

Losgerissen von Allem, was ihnen in ihrer Abhängigkeit lieb und teuer geworden, von der Scholle, die sie bebauet, hätten sie vorgezogen einem tyrannischen Master zu dienen, als einem unbekannten Fremden entgegen zu ziehen. Da war die Mutter ihrem Manne, ihren Kindern entrissen; krampfhaft drückte sie mit ihrem freien Arme noch einmal ihr Baby an die wildwogende Brust; der Mann schlingt noch einmal den Arm um ihren Nacken; da knallt die Peitsche! sie muß fort. Dort liegt ein junges Mädchen knieend auf der Erde, und drückt in Verzweiflung

noch einmal die Hand des jungen Mannes, dem sie in kurzer Zeit angetraut werden sollte, an die Lippen; da knallt die Peitsche! er muß fort. Dort humpelt ein alter weißhaariger Sklave daher; er will noch einmal sein Enkelkind sehen. Mühsam schleppt er sich vorwärts; jetzt kann er nicht mehr. Da knallt die Peitsche! sie müssen fort. Fast heulend vor Wut und Schmerz schallt es durch die Luft „Good bye! good bye, for ever!“ Doch die Peitsche knallt, und macht dem ein Ende. Diese müssen fort in die Fremde — jene zurück in die Sklavenhütten; und Wehe dem, der sich muckst! Die Peitsche ist immer bereit, und hinterläßt blutige Spuren; sie respektiert weder Alter, Jugend oder Geschlecht.

Bella und Florence hatten den Abzug der Sklaven von der Veranda aus angesehn, und sich dabei gut amüsiert. Als der Zug fort, und es draußen wieder ruhig geworden war, liefen sie trällernd Arm in Arm zum Klavier im Parlor und spielten vierhändig einen lustigen Walzer.

Die jungen Herren Harris hatten, breitspurig in der Einfahrt stehend, das herzzerreißende Schauspiel genossen; die eine Hand auf die Hüfte gestemmt, die andere die feine Cigarre haltend.

Als der Zug fort war, bemerkte der Jüngere: „Schade um das schöne Kapital, das da zum Teufel geht.

„Dafür haben wir gute Pferde!“ erwiderte der Ältere hochmütig, drehte sich um, und schritt dem Hause zu.

In der Balkonthür standen Herr Harris und Gemahlin, und sahen dem Abzug zu; sie, stolz und gleichgültig, er mit finsteren Blicken.

Als er seine Söhne kommen sah, winkte er sie zu sich, und als sie eingetreten waren, sagte er ihnen mit kurzen Worten: „Dieses waren die letzten Sklaven, die wir entbehren können, wenn wir die Plantage noch länger bebauen wollen, und diese sind unter dem Preise verkauft. Die Einkünfte decken die Zinsen zu dem geborgten Gelde nicht mehr! sorgt dafür, das mehr einkommt, oder weniger ausgegeben wird.“ Damit ließ er sie stehen und ging davon.

„Teufel! Der Alte ist schlecht gelaunt!“ stieß Felix, der jüngere Bruder, hervor.

Hektor pfiff leise vor sich hin, dann sagte er sehr gelassen: „Da werde ich eine Reise per Dampfschiff antreten müssen, um am Spieltisch Geld zu gewinnen.“ —

Bei La Rue's wurde der Abzug der Sklaven mit ganz anderen Gefühlen angesehn. Aline kannte jeden einzelnen bei Namen, und sie wurde von ihnen fast vergöttert. Dieses Ende that ihr unendlich

weh. Sie hatte einen Arm um Frau Wornal gelegt, und winkte mit der anderen zum Abschied, so lange man sie noch sehen konnte.

Auch Thea ließ ihrer Rührung freien Lauf, und winkte fortwährend mit der Hand.

Der Doktor wurde garnicht fertig sich bedenklich hinter den Ohren zu kratzen, und mit dem Kopfe zu nicken.

Herr La Rue stand hoch aufgerichtet, den Kopf leicht in den Nacken geneigt. Auch er konnte nur mühsam seine Bewegung verbergen. Als sie fort waren, sprach er wie zu sich selbst: „Das ist die Schattenseite und der Fluch der Sklaverei."

VII.

Sambo war heute der glücklichste Mensch auf Gottes weiter Erde. In einem fort mußte er lachen und jubeln, tanzen und springen, spielen und singen. Zur Abwechselung schlug er auch mal einen ganzen Kreis von Purzelbäumen um Arthur herum; klopfte ihn lobend auf die Schulter, oder lachte ihn freudig grinsend in das Gesicht.

Heute hatte er es fertig gebracht, grade heute, am vierten Juli! Heute zum erstenmale hatte Arthur es fertig gebracht, die Ponies zu füttern, zu putzen,

aufzuschirren, anzuspannen und vorzufahren; ganz allein, ohne Fehler, und ohne Hülfe.

Die Freude war fast zu groß für den armen Neger, und drohte, ihn vollständig närrisch zu machen.

La Rue's und Wornals wurden von allen Sklaven, die sie kannten, hoch verehrt; von ihren eigenen Sklaven fast vergöttert. Menschlichere Master als diese, gab es gar nicht. Kaum wußten sie, daß sie Sklaven waren; sie wußten nur, daß sie der Familie, dem Hause angehörten. Gern und gut thaten sie ihre Arbeit, nnd dachten gar nicht an Freiheit.

Die Peitsche kannte man hier überhaupt nicht. Die größte Strafe, welche diese Sklaven kannten, war, wenn der Aufseher leise durch den Bart murmelte: „John, ich fürchte, wir müssen dich verkaufen!" Diese Drohung war so furchtbar, daß sie nur im äußersten Falle angewandt wurde.

Des Doktors Worte klangen noch immer in Sambo's Ohren: „Lehre den Kranken selbständig handeln!" Dasselbe entnahm er aus Alinens Worten und Gebärden und unermüdlich hatte er sich dieser Aufgabe unterzogen.

In letzterer Zeit hatte Aline mehrere Male ihr Phaeton wieder benützt; das brachte Sambo auf den Gedanken, Arthur anzulernen, dasselbe vorzu=

fahren, ohne ihr Vorwissen. Wie der Blinde, ohne zu sehen, oftmals lernt, schwierige Arbeiten zu verrichten, wie er lernt, ohne die Hülfe der Augen, verschlungene Wege mit Sicherheit zu beschreiten, so lernte Arthur, ohne geistigen Blick, nur der Gewohnheit oder dem Instinkte folgend, die von ihm verlangte Arbeit zu verrichten.

Ein günstiger Umstand kam Sambo dabei zu Hülfe. Von den aufregenden Ereignissen in der letzten Zeit veranlaßt, hatten die Herrschaften versäumt, die sonst üblichen Visiten in der Nachbarschaft zu machen. Jetzt, wo alles wieder im alten Geleise lief, hatten sie beschlossen, das Versäumte nachzuholen. Nun fuhren sie morgens um acht oder neun Uhr fort, und kamen erst spät abends zurück.

Das gab Sambo genügende Zeit und Gelegenheit, sein Werk ohne Wissen der Herrschaft zu vollbringen, und Ante Hagar war mit Sambo im Bunde, um heute die geplante Überraschung der Herrschaft auszuführen.

Der vierte Juli ist der höchste Festtag in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, und mit gerechtem Stolze blickt jeder amerikanische Patriot zurück auf die Begebenheiten am vierten Juli 1776, in der Stadt Philadelphia, im Staate Pennsylvanien.

Durch unerhörte Eigenmächtigkeit und Tyrannei der englischen Regierung unter Georg III. den dreizehn Kolonien gegenüber waren diese gezwungen, ihr Recht und ihre Freiheit mit den Waffen in der Hand zu verteidigen. Bei Concord, Lexington und Bunkerhill kam es zu blutigen Kämpfen, und damit war jede Möglichkeit eines friedlichen Vergleichs ausgeschlossen.

Am 28. Juni 1776 reichte ein zu dem Zweck ernanntes Komite im damaligen Kongresse eine Bill ein, kraft deren sich die dreizehn Kolonien von England losreißen, und sich für frei und unabhängig erklären sollten.

Nach heftiger Debatte wurde diese Bill am 4. Juli 1776 angenommen und öffentlich verlesen; deshalb wurde dieser Tag gefeiert.

Sie hatten sich wohl nun frei erklärt, hatten aber damit vorläufig nichts gewonnen, als die ganze Macht Englands gegen sich aufzurufen.

Blutige, heiße Kämpfe folgten, und oft sah es trostlos genug für die dreizehn Staaten aus, bis endlich Frankreich sich auf die Seite der Amerikaner stellte, und dadurch wesentlich zu dem günstigen Erfolge derselben beitrug. Am 30. November 1782 kam in Paris ein Waffenstillstand zwischen Amerika und England zu stande, dem am dritten September

1783 der Frieden folgte. Nun erst waren die Vereinigten Staaten in Wirklichkeit frei und selbstständig, aber der Tag der Unabhängigkeitserklärung wird allein gefeiert.

Diese Feier besteht aus Paraden, Redenhalten mit besonders viel Lärm und Schießen. An diesem Tage hat jeder das Recht zu schreien und zu schießen, soviel er will. Alle Schießeisen, alte und neue, werden hervorgesucht und hergerichtet; das Knattern währt dann bis spät in die Nacht, und die Feier endet gewöhnlich mit Feuerwerk, abgeschossenen Gliedern, und dergleichen mehr.

Auch die Sklaven feiern den Tag; freilich, nicht aus Patriotismus, sondern lediglich weil ihnen das Spektakelmachen so gut gefällt, und weil sie von der Arbeit frei sind.

Wornals wurden bei La Rues zum Frühstück erwartet. Der Morgen war herrlich angebrochen. Der Himmelsbogen wölbte sich im schönsten Blau über der prächtigen Landschaft, und feierliche Stille, wie an einem Sonntagmorgen, herrschte überall.

Nach dem Frühstück nahmen die Herrschaften wie gewöhnlich Platz auf der Veranda. Hagar winkte Alinen kaum merklich mit den Augen zu; darauf hin folgte sie ihr in das Haus. Hagar geleitete sie auf die Seite des Hauses, von wo aus

man die herrschaftlichen Pferdeställe übersehen konnte; unwillkürlich schweifte ihr Blick dahin, und blieb mit unendlichem Erstaunen dahin gebannt.

Mit der größten Ruhe und Sicherheit führte Arthur ihre Ponies aus dem Stalle, legte ihnen das Geschirr auf, und spannte sie regelrecht an das Phaeton. Dann nahm er die Zügel in die Hand, stieg in das Phaeton, und fuhr den richtigen Weg, in weitem Bogen um das Haus herum, vor die Treppe.

Aline aber flog durch das Haus, und rief der kleinen Gesellschaft mit gedämpfter Stimme schon von Weitem zu: „Paßt auf, er kommt!"

Stolz und bewegungslos wie ein Fürst kam Arthur daher gefahren bis dicht vor die Treppe. Da hielt er an, schlang die Zügel um den Peitschenstiel, stieg aus, und stellte sich vor die Ponies.

Mit freudigem Erstaunen hatten alle ihm zugesehen. Aline aber eilte jubelnd die Treppe hinab, stieg ein, nahm die Zügel in die Hände, und, Arthur freundlich zunickend, winkte sie ihm mit der Hand, auf die Seite zu treten. Er zauderte einen Augenblick, trat dann zur Seite, und ließ sie passieren.

Langsam folgte Arthur der Wagenspur, bis er auf die Landstraße kam, dann blieb er stehen, ging etwas

weiter und blieb wieder stehen, und lehnte sich zuletzt gegen das Stacket.

Ante Hagar erzählte währenddem den ganzen Hergang. Alle lachten fröhlich auf, und die Unterhaltung drehte sich für geraume Zeit um Arthurs Geschick.

„Wo nur Sambo steckt, daß er Arthur so lange ohne Aufsicht läßt?" bemerkte der Doktor besorgt.

„Oh, der ist auf seinem Posten!" lachte Thea; er hat sich dort hinter jenem Baume versteckt, und bewacht ihn unausgesetzt. Ich habe ihn schon lange beobachtet."

Plötzlich hörten sie den lauten Ruf: „Hülfe, Hülfe!" der unverkennbar von Aline ausgestoßen war.

Spähend blickten sie umher, um zu erkunden von wo der Ruf kam; da sahen sie, wie Arthur aufgesprungen war. Hoch aufgerichtet, den Kopf rasch rechts und links drehend, wie ein aufgescheuchtes Reh, das den Warnungsruf vernommen, und nun zu erkennen sucht, von woher die Gefahr droht. Die Brust mächtig gehoben, die Arme wie zum Kampfe gekrümmt. Die starren Augen hatten ihre Höhlungen fast verlassen, als suchten sie eine undurchdringliche Finsternis zu durchdringen.

Schon brausten die Ponies heran. Breitspurig, durch die Spannung der Zügel fast aufrecht ge-

zogen, hatte Aline beide Füße fest gegen die Fußstange gestemmt, und versuchte mit aller Kraft die Tiere in ihre Gewalt zu bekommen.

Jetzt war sie bei Arthur. Mit einem Satze sprang er zu, ergriff den einen Ponie am Gebiß, lief einige Schritte neben ihm her, und sprang dann plötzlich auf dessen Rücken. Wie eine Tigerkatze, fest auf dem Halse des Tieres liegend, die Hände um das Gebiß gekrallt, und es mit aller Gewalt rückwärts reißend, brachte er das erschrockene Tier zum stehen, und zwang es zu Boden.

Zugleich kam Sambo, der schnell vorgelaufen war und das Staket übersprungen hatte, um den Tieren den Weg abzuschneiden, am Platze an, er stellte sich vor die Ponies und versuchte Arthurs Hände zu lösen und ihn zu veranlassen, von dem Pferde zu steigen.

Das wollte ihm gar nicht gelingen.

Aline war aus dem Phaeton gestiegen. Sie eilte schnell auf Arthur zu, legte ihm eine Hand auf den Kopf, und löste mit der anderen seine Finger von dem Gebiß. Er gehorchte wie einer magnetischen Gewalt, stieg von dem Pferde, und lehnte sich an den Baum, wo Aline ihn zuerst gefunden.

Diese hielt vorerst ihren Ponies eine gutmütige Standrede, und strich ihnen schmeichelnd mit der Hand über Kopf und Hals, was die Tiere durch ge-

dämpftes Wiehern beantworteten, welches wohl andeuten sollte, daß sie es ja eigentlich gar nicht so böse gemeint hätten.

Die Gesellschaft war von der Veranda auch gleich herbeigeeilt, weil aber alles so gut verlaufen, blieben sie müßige Zuschauer. Der Doktor aber bemerkte Arthur an den Baum gelehnt. Er klopfte Herrn La Rue auf die Schulter, deutete auf Arthur und flüsterte ihm zu: „Leben um Leben".

Aline war mit ihren Ponies fertig, kam nun zu ihrem Vater, und guckte ihn schelmisch an.

„Du Wildfang!" sagte dieser, die Hand auf ihren Kopf legend, „wie ist denn das zugegangen?"

„O, Papa, es war so schön, nur ein bischen heiß. Ich hatte mich so recht faul zurück gelehnt, und hielt die Zügel nur lose in der Hand. Da fielen auf einmal mehrere Schüsse im Walde, nicht weit von dem Wege: da haben sich die dummen Ponies furchtbar erschrocken, und rannten wie toll davon. Sieh, ich hatte die Zügel nur so in der Hand, und war zurückgelehnt, sonst wären sie nicht weit gekommen. Und dann machte es mir auch schrecklich viel Spaß, wie die dummen Dinger liefen. Als ich aber Arthur am Wege sah, da wurde ich bange, daß ich ihm nicht ausweichen konnte, und da habe ich um Hülfe gerufen.

„Hören Sie mal, Sie kleine Prinzeß, wenn Sie so fort machen wie in den letzten paar Monaten, dann kommen wir aus den Überraschungen gar nicht mehr heraus!“ lachte der Doktor.

„Hast du denn gar keine Furcht gehabt?“ frug Thea.

„O nein, nicht im Mindesten, bis ich Arthur sah, und befürchten mußte, daß er unter die Räder kam. O, Frau Wornal, haben Sie gesehen, wie ganz anders er war? ich konnte keinen Blick von ihm verwenden!“

„Wir haben es alle gesehen, mein Kind. Wir hofften schon, daß sein Geist sich Bahn brechen würde; das ist nun freilich nicht geschehen, aber mein Mann deutet sein Benehmen als gutes Zeichen.“

Herr La Rue kam zu Frau Wornal und frug, ob es ihr recht sei, wenn sie jetzt zu Tisch gingen, um nachher noch Zeit zu haben, die Sklaven bei ihrer Lustbarkeit zu besuchen.

Frau Wornal nahm den Vorschlag an, Herr La Rue führte sie, der Doktor holte sich Aline, und so gingen sie plaudernd und lachend in das Haus.

VIII.

Herrn La Rue's Sklaven hatten ein regelrechtes Picknick veranstaltet. Nicht weit von ihrem Dorfe war noch ein Stück Urwald; mächtige, himmelhohe, vier bis fünf Fuß im Durchmesser dicke Bäume.

Am Rande des Waldes floß ein Bach vorüber, welcher gutes klares Wasser zum Trinken lieferte.

Unter einem Baume, und dicht an dessen Stamme, war eine Kiste auf die Erde gestellt; das war die Tribüne für die Musik, das heißt, für Sambo. Da saß er darauf, die Beine lang herunter hängend, und wenn er spielte, trommelte er mit den Hacken an der Kiste den Takt dazu. Von hier aus gab er auch zugleich das Kommando für die zu tanzende Figur an. Neue Figuren gab es da keine. Was jetzt getanzt wurde, das hatten schon die Großeltern als junge Menschen getanzt; und deshalb ging es immer glatt von statten.

Auf einer kleinen Erhöhung hatten sich die Alten gelagert, denen das Tanzen schon lange vergangen war. Schneeweißes buschiges Haar umrahmte ihr ganzes Gesicht, und fröhlich leuchteten ihre kleinen Augen daraus hervor. Ihre Weiber zeichneten sich durch enorme Körperfülle aus, die ihnen ganz un-

glaubliche Formen verlieh, und ihnen das Aufstehen von dem Rasen ohne Hülfe fast unmöglich machte. Der riesige Mund, mit den zolldicken Lippen, war immer in Bewegung, so daß die schneeweißen zollangen Zähne glänzend daraus hervorleuchteten. So eine Figur sah aus, wie ein auf das Ende gestellter Luftballon, mit einer selbstthätigen Sicherheitsklappe am oberen Ende.

Das Volk im Tanzalter nahm den ebenen Platz um Sambo's erhöhten Sitz ein. Da gab es keinen Unterschied des Ranges oder der Kleidung; höchstens daß eine ein neueres Kopftuch trug. Jedes Weib glaubte sicher das schönste zu sein; und so brüsteten sich alle wie die Tauben im Hühnerhofe. Den Kopf in den Nacken gelegt, die Brust weit vorgeschoben, die dicken Lippen geöffnet, und die weißen Zähne zeigend, die blitzenden Augen verdrehend, daß nur das Weiße derselben noch zu sehen war, eifrig umherspähend nach einem liebebedürftigen Schwan, der von ihrer Schönheit hingerissen, sie werbend umkreisen möchte, wie der Truthahn die Henne; dabei ewig lächelnd, kokettierend und schmachtend, wie eine französische Ballettänzerin. Die tanzfähigen Männer bildeten dazu ein passendes Seitenstück.

Von ihrer eigenen Schönheit und Unwiderstehlichkeit fest überzeugt, schwänzelten sie, mit einer

Bewegung wie im ersten Ansatze zum Walzer, durch die Menge; sorgfältig vermeidend den weiblichen Schönheiten grade in das Gesicht zu sehen. Nur im Vorbeigehen rissen sie die Augen fast aus den Köpfen, um seitwärts oder rückwärts spähend, zu erkunden, welchen Eindruck ihre imposante Erscheinung auf diese gemacht hatte. Eitel bis in das Bodenlose, will keiner seine Gefühle oder Begierden dem anderen verraten. Nur ihre Neugier übersteigt die Eitelkeit, und macht diese zu Schande.

Bei den Negern bahnt das Weib den Weg zu dem Minnedienst. Hat sie sich erst einmal ihren Adonis erkoren, dann ist ihr kein Weg zu lang oder zu krumm, um ihn zu schauen. Zweckbewußt umspinnt und umgirrt sie den Glücklichen, bis sie ihn in ihre Nähe gezogen, an sich gefesselt, und alle seine Skrupel verscheucht hat — so daß er endlich, vollständig besiegt, das Glück der Liebe und Ehe geduldig auf seine Schuldern ladet. Wenn dann der Herr Pastor sagt: „Und er soll dein Herr sein!" dann fügt sie still für sich hinzu: „Bis wir verheiratet sind;" denn von da an führt sie das Wort und das Regiment.

Anfangs geht dann die Geschichte auch gewöhnlich recht gut, bis nach einer Weile der eine oder die andere, durch die zahllosen gebotenen Ge-

legenheiten geleitet, eins von den zehn Geboten nicht lebhaft genug im Sinn behält, und sie sich dann durch rührende Argumente und schlagende Beweise gegenseitig an dieselben erinnern. Nach Jahren ist dann auch diese Schule des Lebens durchgemacht; und dann segeln sie auf ruhigem Wasser in das befriedigte Alter ein.

Alle die Übrigen bilden einen Kreis um diese Hausgruppen, die Babies, Kinder und Halberwachsenen. Diese lernen nichts im Schulhause, denn das besuchen sie nicht. Was sie lernen, müssen sie bei Gelegenheit den älteren absehen. Thatsache ist, daß von allen Rassen und Nationen der Erde der Drang und das Talent zum Nachahmen bei den Negern am stärksten entwickelt ist.

Mit glühenden, scharfen Blicken erhaschen sie dieses oder jenes, was ihre Bewunderung erregt, um es sogleich so getreu wie möglich nachzuahmen. Freilich machen sie da oft aus einem schönen Gemälde eine komische Karrikatur. Was bei anderen Völkern Schulen, Lehrer, und Bücher erfordert, um das Althergebrachte, die Mode und den Anstand zu erlernen, das vollzieht sich bei den Negern ganz von selbst. Tradition ist ihre einzige Schule. Vom Kinde bis zum Greis ahmt einer dem anderen in regelrechter Reihenfolge nach; und ein jeder wählt sich sein Ideal oder sein Vorbild.

In diesem jugendlichem Kreise befindet sich gerade jetzt auch der Herr Pastor, denn hier stehen die in Körbe sorgfältig verpackten Speisen und Delikatessen. Diese Speisen sollen das Festessen bilden, und werden bis dahin von der jugendlichen Schar mit argwöhnischen Blicken scharf bewacht. Der Herr Pastor läßt nicht gerne auf sich warten wenn der Tisch gedeckt wird, deshalb bleibt er in der Nähe.

Der Negerpastor zeichnet sich nicht durch besondere Kleidung aus; er trägt genau solche gestreifte Hosen und Kattunhemd wie die anderen und sein Strohhut hat auch nur zehn Cents gekostet. Der hohe Herr hat nie eine Schule besucht, und weiß gar nicht was eine Universität ist. Das Predigen, wie er es von andern hörte und sah, gefiel ihm sehr gut; und so that er wie die anderen auch, und machte es ihnen nach, was den Zweck denn auch ebensogut erfüllte — eben weil es dasselbe war.

Jedenfalls waren jetzt schon viele bemüht, ihm das Handwerk abzulernen und nachzuahmen. Obgleich ihm sein Beruf keine Begünstigungen erlaubte, und er im Felde arbeiten mußte wie die anderen, so war er doch eine Ehre, und warf öfters einen guten Brocken ab. Zu seinem Leidwesen mußte er das Gebot der Bibel: „Im Schweiße

deines Angesichts sollst du dein Brod essen!" buchstäblich ausführen, was ein studierter Pastor niemals zu thun braucht.

Für Viele hat es einen besonderen Reiz, vor einer Versammlung zu stehn, und die Geheimnisse des Himmels und der Hölle, die sie ganz genau kennen, in mysteriöser Weise anzudeuten. Wie die Wahrsagerin aus den Karten, so machen sie aus den der Bibel entnommenen Worten ihre Zusammenstellung, wie es eben ihrem Zwecke paßt. Dann schwören sie, daß dieses das einzig Richtige sei. Nach der Lehre dieser Leute ist der Weg zum Himmel immer mit Dornen und Steinen belegt. Der Weg zur Hölle dagegen ist schön, breit und eben. Vergnügt sein ist dem Herrn ein Gräuel und eine Sünde; die Welt mit trüben Augen ansehen, ist dem Herrn wohlgefällig.

Solch eine Predigt findet dann andächtige Zuhörer; vergleicht man sie aber mit der Predigt eines Negerpastors, dann ist sie nur ein reines Kinderspiel.

Der Negerpastor hat sein ganzes Auftreten gut eingeübt, und nimmt die Stellung des zürnenden Gottes ein. Da steht er auf Zehenspitzen hochaufgerichtet, beide Fäuste hoch über den Kopf erhoben, weit vorgebeugt, die Haare wild in die Höhe gestrichen, und die Augen rollend wie ein wütendes

Tier. So verkündet er den unglücklichen Menschen vor ihm mit Donnerstimme den Willen des Allmächtigen. Die Hölle hält er in der hocherhobenen Rechten; den Himmel in der niederhängenden Linken.

Dorée mag glauben, daß er die Qualen der Hölle in glühenden Farben geschildert hat. Gegen solch einen Negerprediger ist er aber nur ein Anfänger. Hier ist alles Sünde, und wird ohne Gnade oder Erbarmen furchtbar bestraft. Kein Schmerz an Körper oder Seele ist ausgeschlossen; kein Alter oder Geschlecht verschont. Alle sind Sünder, ob Kind oder Greis, und alle sind hoffnungslos verdammt, wenn sie sich nicht bessern. Worin diese Besserung bestehen soll, wird nur in mysteriöser Weise angedeutet.

Wenn dann der Prediger zu Ende ist, stehen alle auf, umringen ihn, drücken ihm die Hände, und versichern ihm, daß er seine Sache sehr gut gemacht habe. Dann geht jeder seiner Wege, und lebt grade wie bisher — wie wir es auch thun. —

Jetzt aber war die Zeit gekommen, wo Sambo seine Pflicht als Orchester erfüllen mußte. Unter nervenzerreißenden Tönen „stimmte" er die Geige und kletterte auf seinen Kasten. An einen Baum gelehnt, so daß Sambo ihn gut überwachen konnte, stand Arthur.

Die Paare hatten sich rasch formiert und der Tanz hatte soeben erst begonnen, als Herr La Rue nebst Begleitung auf der Scene erschien. Das brachte eine arge Störung hervor und drohte den Tanz ganz abzubrechen, aber Herr La Rue winkte beschwichtigend mit der Hand, und veranlaßte die Neger, weiter zu tanzen.

Nun ging es aber auch erst recht los. Ist das Tanzen der Neger an sich schon grotesk, dann wird es erst recht so, wenn Weiße, besonders der Master, ihnen zusehen. Die dicken Schönen stemmen die Hände fest auf die Hüften, ziehen die Schultern nach oben, den Kopf schräg nach unten und werfen verliebte schmachtende Blicke nach allen Richtungen. Es sieht fast aus, als wären bemalte Kürbisse auf schwankende Heuhaufen gesetzt. Aber die Beine fliegen in der Luft herum, daß man ihnen mit den Blicken kaum folgen kann.

Die Stutzer aber tanzen ganz anders. Kopf und Oberkörper sind wie in der Luft festgenagelt; nur die Augen rollen hin und her, um zu sehen, ob man sie auch bewundert. Die Arme krümmen und strecken sich nach dem Takte der Musik, die Beine und Füße allein besorgen das Tanzen. Ein Fuß schlägt erst mit den Zehen, dann schnell mit dem Hacken auf, und dann der andere Fuß; jedes-

mal schnellt der Körper genügend in die Höhe, um diese Bewegungen ausführen zu können. Das geht dann immer schneller, bis die Bewegungen verdoppelt sind. Dieses „Schaufeln" ist nicht so leicht zu erlernen und kostet viel Kraft und Gewandtheit. Im „Doppelschaufeln" schlägt jeder Fuß dreimal auf: Zehen, Ballen, Hacken, und es sieht aus, als wenn der Tänzer mit den Füßen schaufelt, besonders weil er gezwungen ist, den Oberkörper nach rückwärts zu lehnen.

Die Herrschaften amüsierten sich köstlich dabei, und je mehr sie lachten, und je lauter Aline jubelnd in die Hände klatschte, um so wilder wurde der Tanz.

Dicke Schweißtropfen rannen über die Gesichter der Tanzenden. Ihr leichtes Zeug war wie aus dem Wasser gezogen, aber sie wußten, warum die Herrschaft da war, und ließen sich nicht lumpen.

Zum Schluß ging der Tanz in einen gemütlichen zwei-viertel Takt über, wozu die ganze Gesellschaft ein altes beliebtes Negerlied sang.

Sambo hatte sein Möglichstes geleistet — daß er noch Haare am Bogen und Saiten auf der Geige hatte, war gewiß nicht seine Schuld. Rücksichtslos hatte er den Bogen über die Saiten gerissen, mit rätselhafter Geschwindigkeit waren seine Finger über das Griffbrett geeilt, hinauf und hinunter, auf die Töne kam es gar nicht an — Takt ist Musik.

Befriedigt mit sich selbst, wollte er sich eben den Schweiß abtrocknen, da bemerkte er, daß Arthur nicht mehr auf seinem Platze stand. Ein Blick auf die Herrschaft versicherte ihn, daß diese davon keine Ahnung hatte. Schnell sprang er von seinem Kasten, gab seine Geige einem Kollegen, der auch spielen konnte, und schlich sich davon, um Arthur zu suchen.

Das joviale frische Gesicht des Doktors leuchtete von Schelmerei; seiner Frau lächelnd Abschied zunickend, ging er in den dichtesten Haufen. Hier kniff er einer Schönen verstohlen den Arm, tupfte der anderen auf die Schulter, mit allen liebäugelte er, warf ihnen zärtliche verstohlene Blicke zu, lachte sie an, oder bewunderte sie, und spielte den verliebten Schwerenöter überall.

Wären die Blicke der Negerstutzer Degen gewesen, dann hätte man die Überreste des armen Doktors im Taschentuche heimtragen können; so aber lief es ohne Harm ab.

Thea hatte, neben Herrn La Rue stehend, lachend dem lustigen Treiben des Doktors zugesehen, und drohte ihm jetzt, als er zurückkam, mit dem Finger: „Ei, ei, Herr Wornal, was soll denn das bedeuten?“ Demütig kam er näher, drückte einen Kuß auf ihre Hand und bat in komischer Reue um Vergebung,

die ihm schließlich bewilligt wurde unter der Bedingung, „daß dieses ganz gewiß das letzte Mal gewesen sei“.

Aline streifte durch die ganze Versammlung, und hatte für alle ein gutes Wort. Sie kannte jeden und sprach mit jedem. Sie war eben die kleine, angebetete Frau der Plantage.

So kam sie auch zu einem Burschen, der ganz wundervoll getanzt hatte. Auf ihren Wunsch mußte ein Neger aufspielen und der Bursche einen Solo tanzen. Kaum aber war dieser fertig, da nahm auch schon ein anderer seinen Platz ein. Jeder wollte den anderen in der Kunst übertreffen, und jeder kannte andere Bewegungen. Dann kam auch einer, der schlug mit den Händen „Knie-Hand, Brust-Hand“ den Takt zu seinem Tanze. Das war aber mehr, wie Aline aushalten konnte. Scheu warf sie einen Blick in der Richtung, wo sie zuletzt ihren Vater gesehen, dann schürzte sie gewandt ihr Kleid unten ein wenig zurück, und nun setzten sich die kleinen Füße in Bewegung. Fast ohne Unterbrechung tanzte sie die beliebten Tänze durch, und der Negerbursche ihr gegenüber versuchte, es ihr gleich zu thun. Da kam erst ein „Jig“, dann ein „Shuffle“, dann ein „Double Shuffle“, und dann eine „Horn-pipe“. Wie da die kleinen zierlichen Füßchen flogen, das

war eine Lust. Aline hatte von den Negern diese Tänze erlernt; sie führte sie aber mit der ihr angeborenen Grazie aus. Sie war so in ihren Tanzjubel vertieft, daß sie es gar nicht bemerkte, daß der Negerbursche schon lange nicht mehr mittanzte, sondern nur noch eifrig und regelrecht mit seinen Händen den Takt dazu schlug.

Die Neger hatten sich im Kreise um sie aufgestellt, und bewunderten sie unverhohlen, denn so, wie ihr Fräulein, konnten es die Schwarzen doch nicht. Als sie dann aufhörte, wollte der stürmische Beifall gar kein Ende nehmen.

Herr La Rue und Thea waren auch herbeigegekommen. Es war ihnen rasch Platz gemacht, und sie sahen dem Tanze amüsiert zu.

Der Doktor stand nicht weit von den beiden. Er war so animiert, daß er, als die „Hornpipe" an die Reihe kam, einen riesigen Versuch machte, dieselbe mit zu tanzen, was ihm aber kläglich mißlang. Dafür aber zog er Aline jetzt an der Hand herbei, und sagte: „Kommen Sie, Fräulein, wir tanzen noch einen auf der Veranda!" —

Sambo suchte Arthur. Er suchte ihn überall, wo er seines Wissens schon jemals gewesen war. Anfangs war er wenig beunruhigt, denn er glaubte ihn ohne Mühe leicht aufzufinden. Nun suchte er aber schon geraume Zeit, und hatte schon

alle Plätze abgesucht, wo er mutmaßlich hätte sein können, ohne ihn zu finden.

Eifrig begann er auf's neue die Runde zu machen und schärfer nachzusehn, doch vergebens; Arthur war nicht zu finden.

Nun wurde es dem Burschen doch unheimlich zu Mute. Was sollte er thun? Was konnte er sagen, wenn er nach ihm gefragt wurde? Es wäre für ihn am Ende das Beste, gleich davon zu laufen; doch damit wäre wenig geholfen. In dieser Zeit war ihm Arthur schon wirklich lieb, fast unentbehrlich geworden. Sein ganzes Denken und Trachten konzentrierte sich auf dessen Wohlergehen; jetzt war er spurlos verschwunden.

Zum erstenmale in seinem ganzen Leben war Sambo ratlos. Sonst hatte er doch immer noch einen Ausweg gefunden; heute wußte er keinen.

In dieser Hülflosigkeit traf ihn ein schwacher Hoffnungsstrahl: Hagar, Ante Hagar! ja, die mußte Rat schaffen; die mußte ihn finden!

Wie ein Dieb in der Nacht, sich scheu umsehend, schlich er nach dem Herrenhause. Mit neuem Erschrecken sah er von da aus, daß der Master den Rückweg angetreten, und in kurzer Zeit hier sein konnte. Das nahm ihm die letzte Hoffnung, den Flüchtling vor dessen Ankunft zu finden. —

Ante Hagar hätte ihm das Rätsel schnell lösen können, aber so leichten Kaufes sollte er doch nicht davon kommen. Sie machte ein gar bedenkliches Gesicht, stellte ihm zahllose Fragen, und ließ durchblicken, daß diese Geschichte ein böses Ende nehmen könnte.

Hätte sie gewußt, daß die Herrschaft jeden Augenblick das Haus betreten könnte, dann hätte sie es wohl kürzer gemacht; sie wußte es aber nicht.

Sambo stand ganz zerknirscht und zitternd vor ihr, und zermarterte sein Gehirn, um einen Ausweg zu finden; da hörten sie Alinens Stimme im Hause, und damit war es für Hagars Enthüllungen zu spät.

Aline war den anderen vorangelaufen, die Treppe hinaufgestürmt in den Parlor hinein.

Da sah sie Arthur gravitätisch im Schaukelstuhle sitzen, ganz als wenn er hierher gehörte und bereit sei, Audienz zu erteilen. Sie blieb an der Thür stehen und erwartete Thea, welche in geringer Entfernung mit Herrn La Rue folgte. Als diese ankamen, frug sie: „Wie kommt Arthur nur hierher?, ich sah ihn doch noch vor kurzer Zeit bei Sambo?"

„Sambo hatte ja so viel zu thun, daß er nicht viel auf Arthur passen konnte!" sagte Thea. „Da wird er unbemerkt davon gegangen, und sich hierher verloren haben. Aber was fangen wir nun mit ihm an?"

„Ich werde ihn nach seiner Hütte führen;“ sagte Aline.

„Oh, nicht doch!“ ließ sich der Doktor vernehmen, der eben eingetreten war; „er ist ja Niemanden im Wege. Wenn Herr La Rue erlaubt, dann lassen wir ihn eine Weile hier. Ich bin neugierig, was er wohl thut.“

„Auch ich bin darauf neugierig,“ sagte Herr La Rue. „Ich habe wenig Gelegenheit gehabt, ihn in der Nähe zu beobachten. Er sieht aber wirklich gut aus!“

„Ja, das thut er auch! Ihre gute Kost bekommt ihm vortrefflich;“ lachte der Doktor.

„Es gehört doch eine gute Natur dazu, so etwas durchzumachen“.

„Na, die hat er. Er ist kernfest und unverdorben; ein reiner Naturmensch; sonst würde es sich auch der Mühe nicht lohnen, so viel Zeit und Mühe auf ihn zu verwenden.“

„Seiner Garderobe und seinem Auftreten nach muß er von guter Familie sein.“

Auf Alinens Drängen, hatte sich Frau Wornal an das Klavier gesetzt, und ließ die Finger leicht über die Tasten laufen.

„Bitte, Frau Wornal, spielen Sie uns etwas!“ unterbrach Herr La Rue seine Rede.

Thea begann, ein kleines melancholisches Negerlied zu spielen, ging dann zu einem Thema mit Variationen über, und schloß dann mit dem so beliebten: „Home, sweet home!“, was sie alle mitsangen.

Frau Wornal erhob sich und wandte sich der Veranda zu, doch eine Bewegung Arthurs veranlaßte sie, stehen zu bleiben.

Arthur war aufgestanden, machte eine kaum merkliche Verbeugung, schritt wie ein Nachtwandler zum Klavier, und ließ sich davor nieder. Sekundenlang saß er regungslos. Dann hob er eine Hand zu den Tasten, dann auch die andere; zaudernd ließ er einige Saiten erklingen wie zur Probe; einige Akkorde folgten, und dann ging er über zu der Einführung in die Oper „Nebukadnezar“. Nachdem er angefangen hatte, gab es kein Zaudern oder Schwanken mehr; mit Ruhe und Sicherheit führte er die schwierigen Passagen durch.

Andächtig lauschten die Zuhörer der wundersam schönen Komposition, den lieblichen Melodien, die so meisterhaft vorgetragen wurden.

Herr La Rue nickte sehr zufrieden mit dem Kopfe, und flüsterte dem Doktor zu, daß er sich freue ein so schönes Talent in Arthur entdeckt zu haben. Der Doktor freute sich gleichfalls, und meinte, daß

wohl nicht viel riskiert würde, wenn Arthur der Zutritt in das Haus bisweilen gestattet würde.

Thea stimmte dem bei, weil Aline dadurch noch mehr Lust zum Musiklernen bekommen würde.

Alinens Gesicht leuchtete begeistert weil Arthur sich so tapfer gezeigt, und weil er so schön gespielt hatte. Aufrichtig freute sie sich schon jetzt darauf, ihn öfter spielen zu hören und sie gelobte sich im Stillen, selbst tüchtig zu lernen, um auch so gut spielen zu können.

Arthur saß noch unschlüssig am Klavier; er hatte sich selbst wieder verloren, und war gänzlich hülflos.

Aline trat zu ihm, und berührte ihn leicht an der Schulter.

„O, Arthur, das war wirklich schön! Nun kommen Sie öfter hierher, und spielen uns vor!“ sagte sie zu ihm.

Obgleich Arthurs Blick unverändert blieb, so schien es doch, als wenn er aufhorche, und versuche, etwas zu verstehen, was in weiter Ferne gesprochen würde.

Schnell kam der Doktor herbei: „Nicht wahr Arthur, Sie werden uns das Vergnügen machen, und öfter hier spielen,“ sagte er langsam zu ihm; dann fuhr er eindringlicher fort: „Sie spielen sehr

gut!“ als er etwas bewegt schien: „Versuchen Sie es noch 'mal! nehmen Sie alle ihre Kräfte zusammen, vielleicht gelingt es Ihnen, sich von dem Sie haltenden Banne zu befreien!“

Gespannt beobachteten Alle, was für einen Eindruck die Worte auf Arthur haben würden.

Dieser hatte scheinbar die Lippen noch fester aufeinander gepreßt; auch seine Brust hob sich mehr als vorher, gleichsam als strenge er sich an; doch gleich darauf verließ ihn die Spannung.

„Armer Arthur!“ sagte Aline, ihm mitleidig in die Augen sehend, „könnte ich Ihnen doch helfen!“

„Alinens Stimme, und ihre Nähe haben einen wohlthuenden Einfluß auf ihn,“ entschied der Doktor, „unter Umständen kann uns das von großem Nutzen sein. Obgleich ich fest überzeugt bin, daß da etwas mit seinem Schädel nicht in Ordnung ist, so kann ich doch nichts thun, bis ich ausfinde, was? Bei erster Gelegenheit gehe ich nach Baton Rouge und bespreche die Sache mit einigen mir bekannten Ärzten, die vielleicht mehr praktische Erfahrung in solchen Fällen haben.“

„Dann wäre es vielleicht geraten, Arthur gleich mitzunehmen. Dadurch würde jedenfalls viel Zeit gespart und die Herren hätten Gelegenheit, gleich eine Untersuchung vorzunehmen,“ schlug Thea vor.

„Das wäre wohl das Einfachste," bemerkte Herr La Rue. „Wenn ich mich nicht irre, dann beabsichtigte Frau Wornal schon längst 'mal dahin zu gehn. Auch ich habe einige kleine Geschäfte dort zu besorgen, und Aline wird auch wohl nicht abgeneigt sein uns zu begleiten."

„O, wie gern" rief diese; „ich nehme Arthur mit in das Phaeton! Das wird eine herrliche Fahrt!"

„Nicht doch, mein Kind," widersprach ihr Vater; „das wird nicht gut gehen. Arthur bedarf der beständigen Aufsicht, die wir ihm wohl kaum persönlich gewähren können. Wir werden Sambo zu dem Zweck mitnehmen müssen." —

„Das ließe sich auch ganz gut machen," meinte der Doktor;" wenn Sie die Barouche nehmen, dann könnte Sambo als Kutscher fungieren, und Arthur neben ihm sitzen. Ich nehme ein Buggy.

„Bis wann gedenken die Herren die Fahrt zu unternehmen?" frug Thea.

Ich für mein Teil stehe zu jeder Zeit zur Verfügung und unterwerfe mich Frau Wornals Entscheidung", erklärte Herr La Rue galant.

Diese warf einen ernsten fragenden Blick auf ihren Mann, den dieser durch ein schelmisches ermutigendes Lächeln erwiderte.

„Dann fahren wir nächsten Dienstag Morgen

und kommen am Mittwoch Abend wieder zurück", entschied sie.

Aline drückte dankbar ihre Hand.

Sambo hatte schon lange, von weitem aufpassend, eine Gelegenheit gesucht, Arthur zu erhaschen. Er fürchtete noch immer, nicht ganz ungeschoren davon zu kommen, wegen der Vernachlässigung, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen.

Herr La Rue bemerkte endlich seinen scheuen Blick, und, ein Lächeln verbergend, winkte er ihm zu. Sambo kam mit zahllosen Bücklingen und in großer Zerknirschung herbei, ergriff Arthurs Hand und machte sich mit ihm eiligst davon.

Am Dienstag Morgen traten sie dann, der Verabredung gemäß, die Reise nach Baton Rouge an.

Sambo hatte sich viele Mühe gegeben, um Arthur passend dafür auszustaffieren. Er hatte einen leichten eleganten Sommeranzug aus dessen eigener Garderobe ausgesucht. Dazu Zeugschuhe von schwarzem Serge, weiße seidene Handschuhe und einen weißen Panamahut mit breitem Rande aus Herrn La Rues Vorrate. Sein ganzes Aussehen war elegant, und zu der Gesellschaft passend. Alle betrachteten ihn mit Wohlgefallen, nahmen dann ihre Plätze ein, wie vorher verabredet, und fuhren fröhlich und wohlgemut davon.

Gegen Mittag trafen sie in Baton Rouge ein, und stiegen im Union Hotel ab.

Arthur blieb bei der Gesellschaft, bis Sambo die Pferde in einem Leihstalle untergebracht und gut versorgt hatte. Dann übernahm ihn Sambo, um den Damen Gelegenheit zu geben, ihre Toilette zu ordnen.

Nach dem Essen gingen die beiden Herren zu einigen der besten Ärzte in der Stadt, und besprachen mit ihnen Arthurs Angelegenheit. Solche Fälle sind glücklicher Weise sehr selten, und deshalb nahmen alle großes Interesse daran. So wurde denn beschlossen, sämtliche Ärzte der Stadt einzuladen, am nächsten Morgen um acht Uhr im Stadthospitale einer Untersuchung und Konsultation beizuwohnen.

Die Damen hatten auch keine Zeit versäumt, denn sie hatten gar viel Arbeit vor sich. Sie hatten jedes größere Geschäft zu besuchen, die Preise kennen zu lernen, Stoffe auszusuchen, und zu kaufen, wenn es ratsam schien.

Nicht sehr oft fand Frau Wornal Gelegenheit solche Einkäufe nach Herzenslust zu besorgen. Die Fahrt war für eine Spazierfahrt zu lang und ermüdend, als daß sie oft hätte hierher kommen können. Wenn sie dann einmal kam, dann hatte sie viel und auf längere Zeit zu kaufen. Eine

lange Liste wurde dafür vorbereitet, kurz vor der Abfahrt ergänzt, und bei den Einkäufen fast verdoppelt.

Dieses „Shopping“ ist ein unentbehrliches Vergnügen der amerikanischen Frauenwelt. Scharenweise sieht man sie an schönen Tagen von einem Laden in den anderen gehen, ob sie etwas zu kaufen haben oder nicht. Gelegenheit macht Käufer, kann man hier sagen; denn bald sehen sie hier etwas, was sie vielleicht 'mal gebrauchen können, oder dort etwas Anderes; und da es so billig ist, wird es gekauft. —

Nun war das bei Frau Wornal wohl nicht der Fall. Sie hatte selten Gelegenheit, sich dem Vergnügen des „Shopping“ hinzugeben; wenn sich solche jedoch bot, dann hatte sie so viele wirklich nötige Sachen zu kaufen, daß sie an andere garnicht denken konnte. Trotzdem war es ihr doch ein großes Vergnügen und sie gab sich dem heute ganz hin, so daß der Nachmittag schnell dabei verging.

Am Abend trafen dann alle im Hotel wieder zusammen, erzählten sich gegenseitig ihre Erlebnisse und was sie gesehen und gehört hatten. Ermüdet von so viel Anstrengungen, und aus Rücksicht auf das, was ihnen am nächsten Tage bevorstand, begaben sich Alle bald zur Ruhe.

Am nächsten Morgen nahmen die Damen ihre Beschäftigung wieder auf. Heute hatten sie die Kleidermacherin und Putzmacherin zuerst zu besuchen; dann die Schuhladen, Goldschmiede und dergleichen, so daß sie sich beeilen mußten, zur rechten Zeit fertig zu werden.

Die Herren, von Arthur und Sambo begleitet, begaben sich hoffnungsvoll zu dem Stadthospitale. Sie fanden schon mehrere Ärzte versammelt, die ihre Ankunft sehnlichst erwarteten. Der Oberarzt nahm die Sache sogleich in die Hand, hörte dem Bericht Doktor Wornals aufmerksam zu, und unterzog Arthurs Kopf einer sorgfältigen Prüfung. Dann bat er die Anwesenden um ihre Aufmerksamkeit. Er erklärte ihnen, was hier vorliege, was vermutet wurde, und was geschehen sei; schließlich ersuchte er diejenigen, die in solchen Fällen Erfahrungen oder besondere Kenntnisse hätten, vorzutreten und diesen Fall zu demonstrieren.

Einer nach dem Anderen traten die gelehrten Herren vor und befühlten Arthurs Kopf; dann standen sie in Gruppen umher, eifrig mit einander sprechend; dann kamen welche, um noch Fragen an Doktor Wornal oder Herrn La Rue zu stellen.

Endlich hatten Alle ihre Ansicht dem Oberarzte mitgeteilt, und dieser erklärte nun, daß keiner der

Anwesenden einen Aufschluß geben könne. In langer, gelehrter Rede erläuterte er den Fall; viele Autoritäten führte er an; viele lateinische Worte wurden gebraucht; aber das Endresultat war eben, daß hier die ärztliche Kunst ihr Ende erreicht, und daß nur ein glücklicher Zufall das Rätsel lösen oder Besserung herbeiführen könnte. Zum Schluß dankte er Doktor Wornal, daß er ihnen den Fall zur Kenntnis gebracht und ersuchte ihn, über den weiteren Verlauf zu berichten.

Damit war die Konsultation beendet, und Doktor Wornal verließ mit seinen Begleitern das Hospital — um eine schöne Hoffnung ärmer.

Die Damen hatten ihre Geschäfte zu ihrer Zufriedenheit erledigt, und eilten dem Hotel zu, um den Verlauf der Konsultation recht bald zu erfahren. Auf den Mienen der Herren konnten sie die Antwort schon lesen, und bestürzt setzten sie sich schweigend neben sie.

Sorgfältig die Worte wählend, erzählte der Doktor schonend was vorgefallen war. Der glückliche Zufall war ihre einzige Hülfe und Hoffnung. Er selbst wollte sich aber nicht auf den verlassen; im Gegenteil; er wollte es zur Aufgabe seines Lebens machen, Arthur wieder herzustellen. Er wollte ernsthaft seine Studien nochmals aufnehmen, und alle ihm bekannt

werdenden Autoritäten zu Rate ziehen. Er versicherte seine Zuhörer, daß er fest überzeugt sei, früher oder später die Heilung zu bewerkstelligen.

So erweckte er neue Hoffnung in den Herzen dieser edlen Menschen, die von reinem Mitleid und Mitgefühl geleitet, ohne alle Selbstsucht oder Nebengedanken, so warmen wahren Anteil nahmen an dem harten Geschick dieses so schwer geprüften Fremdlings. —

In etwas bedrückter Stimmung traten die Reisenden die Heimfahrt an, und fühlten sich erst etwas erleichtert, als sie spät in der Nacht ihre Heimstätte erreicht hatten. —

Von nun an war Arthur oft im Herrenhause. Still wie ein Automat durchschritt er die schönen Räume; nichts fesselte seine Aufmerksamkeit, seine Hand berührte keinen Gegenstand. Er stand Niemanden im Wege, und kam nie zu ungelegener Zeit.

Oft, wenn Frau Wornal oder Aline Klavier spielte, trat er in den Parlor, ließ sich in einen Sessel nieder, legte die Hände übereinander, und schien zu lauschen. Wenn sie dann aufhörte, und Aline ihn an das Klavier führte, dann spielte auch er; aber nie mehr, wie ein Stück.

So kam es, daß er ein gern gesehener Gast im Hause wurde, und daß Frau Wornal, die jetzt sehr

oft bei La Rue's zu finden war, sowohl wie Aline sich sehr eifrig mit Musik beschäftigten. Sie machten beide ganz bedeutende Fortschritte, gerade wie Thea es vorher gesagt und erwartet hatte.

Die beiden Herren wählten dann wohl ihren Platz auf der Veranda so, daß sie den beiden Damen zusehn und zuhören konnten, gemütlich ihre Cigarren rauchend. Stilles Glück und Zufriedenheit leuchtete aus allen Gesichtern. Es war ein Zusammenleben, wie es nur bei edlen Menschen möglich ist, wo Selbstlosigkeit und Herzensgüte die Werke leiten.

IX.

Mitte September war der vierzehnte Jahrestag von Alinens Geburt und es wurde beschlossen, denselben festlich zu begehen. In weiter Runde wurden die jungen Nachbarn besonders dazu eingeladen, obgleich auch die älteren willkommen waren. La Rue's trafen große Vorbereitungen, um alle festlich zu bewirten und gut zu unterhalten.

Im Park vor dem Hause waren an hohe starke Äste der Bäume Seile befestigt, um als Schwengen zu dienen. Große Zeltdächer wurden aufgespannt, und Tische und Bänke darunter gestellt. Hängematten wurden zwischen den Bäumen befestigt, das

Lawn tennis in Ordnung gebracht, große Kübel aufgestellt, um mit Eiswasser zum Trinken gefüllt zu werden; zahllose farbige Papierlaternen hingen in langen Reihen und Bogen, um am Abend mattes Licht zu verbreiten, und dergleichen mehr.

In der Küche ging es gleichfalls sehr lebhaft zu. Alle Delikatessen der Jahreszeit waren herbeigeschafft, und viele Hände waren beschäftigt, sie schmackhaft zuzubereiten. Tagelang wurden in großen Formen Kuchen gebacken, und „Pies" hergestellt, wie es nur die Amerikanerinnen können.

Frau Wornal führte die Oberaufsicht bei diesen Vorbereitungen und entwickelte große Umsicht und viel Geschmack. Sam und Sambo holten sich von ihr Instruktionen, und sorgten dann dafür, daß alles demnach ausgeführt wurde.

So kam der Festtag heran und fand alles bereit. Die Neger, welche zu der Bedienung ausgesucht waren, standen schon früh morgens wartend um das Haus. Sie hatten ihre beste Kleidung angelegt und heute Schuhe an den Füßen.

Sambo hatte Arthur schön frisiert und ihn in seinen besten Gesellschaftsanzug gesteckt. Weiße Handschuhe und Kravatte lagen noch auf dem Tische, und daneben ein prachtvoller Blumenstrauß, alles zum Gebrauch bereit. Der gute Bursche war fast

närrisch vor Freude, bald probierte er einen „Jig", bald sang er ein Negerlied.

Endlich hörte man vom Eßzimmer das erste Klingeln, welches anzeigt, daß in zehn Minuten das Essen bereit sein wird. Auf dieses Zeichen hin macht sich ein jeder fertig, um beim zweiten Signale prompt in das Eßzimmer eintreten zu können.

Schnell vollendete Sambo Arthurs Anzug, gab ihm einen Palmenblattfächer in die Linke, den Blumenstrauß in die rechte Hand, und führte ihn dann zum Herrenhause.

Aline hatte vor lauter Aufregung am Abend vorher lange den Schlaf nicht finden können; endlich war sie eingeschlafen, und sie schlief dann, wie es gewöhnlich der Fall ist, am Morgen ganz gegen ihre Absicht zu lange. Eilig nahm sie ihr Bad, Ante Hagar half ihr beim Ankleiden, und so konnte sie in kurzer Zeit die Treppe hinunter springen, um rechtzeitig beim zweiten Klingeln in das Eßzimmer zu treten.

Am Fuße der Treppe stand Arthur. Wie eine Statue hielt er in der etwas erhobenen Rechten seinen Strauß, die linke mit dem Fächer hatte er abwärts an die Hosennath gelegt, in streng militärischer Haltung; er brachte ihr den ersten Gruß an diesem schönen Tage.

Freudig bewegt nahm sie ihm den Strauß aus der Hand. „O, Arthur, danke, danke! wie haben Sie mich überrascht!“ rief sie; „könnte ich Ihnen doch auch bald, recht bald, eine Freude bereiten die Sie verständen!“ Dann eilte sie in das Eßzimmer, wo soeben zum zweiten Male geklingelt wurde.

Sambo hatte, hinter einer Thür versteckt, die ganze Scene mit angesehen. Jetzt nahm er Arthur bei der Hand, und wie in stolzem Triumphe, die Augen rollend, führte er ihn in's Freie. Es war ihm gelungen, seiner verehrten jungen Gebieterin eine rechte Freude zu machen.

Herr La Rue erwartete seine Tochter schon und kam ihr entgegen. Er nahm ihren Kopf in beide Hände, beugte sich nieder zu ihr, und schaute mit feuchtem Blick lange in ihre großen, dunklen Kinderaugen. Dann drückte er einen heißen Kuß auf ihre Stirn, und flüsterte ihr zu: „Möge der Himmel mir lange, lange, Dich, mein Alles auf Erden, bewahren!“ Sie fest an sich haltend, führte er sie an den Tisch, und zeigte ihr die schönen, reichen Geschenke von ihm selbst und von Doktor Wornal nebst Frau.

Hastig musterte sie die kostbaren Sachen, dann legte sie dieselben schnell hin, eilte auf ihren Vater zu, setzte sich auf dessen Kniee, umschlang seinen

Nacken und küßte ihn auf die Lippen. „Papa," sagte sie leise, „das Schönste ist doch, daß Ihr Alle so lieb zu mir seid!" —

Die Sklaven trugen das Essen auf; bis jetzt hatte Aline noch garnicht bemerkt, daß der Tisch für Vier gedeckt war. Eben wollten sie zu essen anfangen, da hörten sie schnelle Schritte durch das Haus kommen, die Thür flog auf, und herein stürmten zwei große, junge stattliche Herren von wohl vier- und sechsundzwanzig Jahren.

Aline hatte keine Zeit mehr sich zu erheben, denn der Ältere hatte sie schon erfaßt, sie herzhaft an seine Brust gedrückt, tüchtig geküßt, und ihr vergnügt: „Wir gratulieren! wir gratulieren!" zugerufen.

Der Zweite erfaßte die erste Gelegenheit, sie ihm zu entreißen. Lustig tanzte er mit ihr im Zimmer umher, und konnte sich vor Freude kaum fassen.

Dann standen alle Drei vor ihrem Vater. Der eine hielt seine Rechte, der andere seine Linke, und Aline legte ihre Hände darauf; so schauten sie ihn strahlend vor Glück an.

Der Vater ließ befriedigt seinen liebenden Blick von einem auf den anderen gleiten; dann erhob er sich und sagte: „Und nun, Kinder, zu Tisch."

Die beiden Söhne des Herrn La Rue hießen

Louis und Henry, sie waren Ebenbilder von Vater und Tochter. Dieselbe Stirn, schwarze Haare und Augen, hohe Figur, und aristokratisches Auftreten. Sie hatten Beide studiert, ohne direkten Zweck. Sie waren sich gute Kameraden, und fast immer beisammen; gutmütig, leichtlebig, aber streng in guten Sitten, alles niedrige war ihnen fremd.

Sie waren längere Zeit abwesend gewesen, hatten Besuche gemacht, und sich das Land angesehn. Zuletzt waren sie in Memphis bei Harry Wornal, ihrem Freunde und Nachbarskinde, welcher sich dort als Doktor niedergelassen hatte, und sie mehrere Wochen festhielt. Als Jugendgespielen und Freunde wurde ihnen da die Zeit nicht lang, und sie wären auch wohl noch länger dageblieben, hätte ihr Vater ihnen nicht seinen Wunsch mitgeteilt, daß sie zu Alinens Geburtstage heimkehren möchten.

Nun waren sie gekommen. Unter Fragen und Erzählen, Necken und Scherzen ging die Zeit schnell hin, sodaß es lange währte, bis das Frühstück eingenommen war. Endlich erhoben sie sich und gingen auf die Veranda.

Die Sklaven hatten schon von der Ankunft der jungen Herren gehört. In geringer Entfernung vom Hause hatten sie Posto gefaßt und auf ihr Erscheinen gewartet. Sobald die viere sich nun zeigten, brach

ein mächtiger Jubel los, mit Hurrarufen und Hüteschwenken.

Louis und Henry stiegen die Treppe hinab und zeigten sich ihren Sklaven in der Nähe; fragten und antworteten, lachten und scherzten mit ihnen, daß es eine Lust war ihnen zuzusehen.

Jetzt kamen auch die ersten Gefährte mit den geladenen Gästen an, und dadurch fand jeder Beschäftigung.

Auch die Harris kamen in zwei Kutschen; Herr und Frau in der ersten, die jungen Leute in der zweiten.

Freudig blitzten Bella's Augen auf, als sie Louis sah; doch schnell hatte sie sich gefaßt, und begrüßte die Brüder mit formeller Höflichkeit. Herablassend legte sie ihre Hand auf Louis Arm, den er ihr bei dem Aussteigen als Stütze bot. Florence versuchte es ihr getreulich nachzumachen als Henry zu ihr trat; das gelang aber gar nicht, denn ehe sie wußte, wie es zuging, hatte er sie um die Taille gefaßt und herausgehoben. Lachend drückte er ihr die Hand zum Gruß, zog diese dann auf seinen Arm, und führte so seine erbeutete Dame den anderen nach auf die Veranda.

Aline war so glücklich, sie hätte heute ihrem schlimmsten Feind vergeben, wenn sie einen gehabt

hätte. Sie flog von einem zum anderen; ließ sich umarmen und küssen, und zahlte in gleicher Münze reichlich heim. Doch allmählich beschlich sie eine heimliche Unruhe. Warum waren Wornals noch nicht da? Alle Gäste hatten sich schon eingefunden! Warum Wornals nicht?

Endlich, kurz vor der festgesetzten Essenszeit sah sie deren Kutsche kommen. Alle Zeremonien bei seite setzend, lief sie ihrer Gesellschaft davon und eilte Wornals entgegen. Bei der Kutsche angekommen, blieb sie überrascht stehen, denn aus derselben begrüßte sie ein dreifaches lustiges Gelächter. Seinen Eltern gegenüber saß Harry, der zum Besuch gekommen, und ihren Geburtstag nun mitfeiern wollte.

Schnell gefaßt, ergriff sie die ihr entgegengestreckten Hände, und kletterte geschwind in die Kutsche. In fliegender Eile wurden alle Begrüßungen notdürftig erledigt. Zum Aussprechen war jetzt keine Zeit, denn sie fuhren schon vor die Treppe. Sie hatten kaum noch Zeit, die schon Anwesenden zu begrüßen, als Sam seinem Herrn die Meldung machte, daß das Essen bereit sei. Auf einen Wink seiner Hand wurden die großen Flügelthüren geöffnet, und Herr La Rue bat seine Gäste, einzutreten und ohne Zeremonien Platz zu nehmen.

Nach dem Essen zerstreute sich die Gesellschaft im Park vor dem Hause, und jeder suchte sich den Zeitvertreib, der ihm persönlich am besten gefiel. Die Schwengen wurden besonders stark in Anspruch genommen, so daß die dabei beteiligten Herren oft wechseln mußten; denn die Ansprüche der Damen, bis in die hohen Baumkronen hinauf befördert zu werden, waren zwar angenehm, aber nicht so leicht für sie.

Hier wurden Pfänderspiele arrangiert, drüben spielten sie Haschen; nicht weit davon Lawn tennis; andere gingen lustwandelnd dazwischen umher. Bella ging neben Louis. Sie sah nicht ganz so stolz aus, wie gewöhnlich, doch sichtbar erregt. Oft warf sie blitzschnell einen scharfen, suchenden Blick auf ihren Begleiter, und es schien, als gebe sie sich Mühe, ihn zu unterhalten und zu fesseln.

Florence hatte versucht, Henry festzuhalten; das war aber rein unmöglich gewesen, denn der hielt nirgends stand. Wo es am lustigsten zuging, da war er dabei. Er nahm auf kurze Zeit Teil an einem Spiele; dann mischte er sich in eine andere Gesellschaft, amüsierte sich selbst und die anderen, und suchte neue Partien auf.

Aline ging zwischen Harry Wornal und Felix Harris von Gruppe zu Gruppe, gleichsam Besuche

machend, und um nachzusehen, daß es an nichts fehlte. Da wurden sie von Florence entdeckt, welche sich ihnen sogleich anschloß.

An ein ruhiges Gespräch war heute doch gar nicht zu denken; die jungen Leute sprühten nur von Witz und Schlagwörtern. In dieser gehobenen Stimmung entstand bald der Wunsch, zu tanzen. Fröhlich klatschte Aline in die Hände; ja, tanzen, das war auch ihr Wunsch, und ihr Vater hatte ja das auch in Aussicht genommen, folglich stand nichts im Wege. Sie rief einen Sklaven herbei, und gab ihm den Auftrag, Sambo mit der Geige zu holen.

Die Nachricht, daß getanzt werden sollte, wurde allgemein mit Beifall aufgenommen. Die angefangenen Spiele wurden rasch beendet, die Paare fanden sich zusammen, und alle strebten dem Tanzplatze zu.

Bella hing sich an Louis Arm, und galant führte er sie auch dorthin.

Sambo stimmte seine Geige; seitwärts von ihm stand Arthur an einen Baum gelehnt, teilnamlos wie immer. Nur wenige bemerkten ihn, und diese, ohne ihn weiter zu beachten. Bella sah ihn sogleich. Langsam stieg ihr eine Blutwelle zu Kopfe, und überhauchte ihr südliches Gesicht mit rosigem Schimmer,

ihre feurigen schwarzen Augen hingen wie gebannt an der imposanten Erscheinung.

Ihre Aufregung verbergend wandte sie sich an ihren Begleiter: „Louis, wer ist jener Herr dort neben dem Baume?“

Louis Blick flog prüfend über Arthurs Gestalt, dann erwiderte er: „Bedaure, Fräulein Harris; den Herrn sehe ich jetzt zum Erstenmale.“

„Und dennoch muß er hier gut bekannt sein!“

„Ja, so scheint es.“

„Warum hat Aline ihn uns nicht vorgestellt?“

„Auch das kann ich nicht beantworten. Sie hat wohl noch nicht Zeit oder Gelegenheit dazu gefunden, und wird das Versäumte bald nachholen. Wenn Sie wünschen, werde ich sie sogleich aufmerksam darauf machen.“

„Oh, bitte nein, nicht jetzt!“

Dem Fröhlichen ist alles recht; so auch hier. Sambo's Geigenspiel hatte sich seit dem vierten Juli gar nicht verbessert, das that aber dem Tanze keinen Abbruch; denn, was der Mensch von früher Jugend kennt, das ist ihm lieb und recht. Was dem Ungar die Zigeunermusik, das ist den amerikanischen Plantagenbesitzern die „Niggermusik“.

Der Tanz war hier genau wie bei den Schwarzen; die Gefühle, Beweggründe und Absichten, gerade wie

dort, nur in feinere Formen gezwängt. Ganz dasselbe Trippeln und Drehen, Schmachten und Begehren, Versprechen und Gewähren, Verlangen und Bewilligen, — gerade wie dort. Auch hier flogen die Blicke wie feurige Blitze, hier herausfordernd, dort ermutigend oder neckend; die Jugend in voller Kraft ist sich überall gleich, ob hoch oder niedrig.

Nachdem der Tanz geraume Zeit fortgesetzt war, stellte sich bei vielen Ermüdung ein, und deshalb wurde eine Pause gemacht.

Schon während des Tanzes waren alle auf Arthur aufmerksam geworden, ohne sich sein Hiersein erklären zu können. Jetzt wurde Aline umringt und mußte Aufschluß geben. Dieselben Fragen, die Bella vorhin an Louis gerichtet, wurden nun von allen Seiten an Aline gestellt.

„Ach so!“ sagte sie, „das ist ja Arthur Schreiner!“

„Wer ist denn dieser Arthur Schreiner?“

„Das ist ja der Verunglückte von der Newcomb!“

„Der!“

„Ja, warum?“

„Dies ist doch ein feiner schöner Mann!“

„Gewiß, das ist er auch!“

„Weiß er denn, was er thut?“

„Er thut mancherlei; ich glaube aber nicht, das er es weiß.“

„Ist er denn nicht gefährlich?“

„Nein! er ist gutmütig wie ein Kind, und läßt alles mit sich machen.“

„Geht er denn so ganz allein umher?“

„Oh, nein, gewiß nicht! Sambo ist immer bei ihm.“

Und nun konnte Aline nicht länger zurückhalten ihren Schützling zu loben. Dazwischen geworfene Fragen veranlaßten sie, allmählich die ganze Geschichte zu erzählen. Sie that es ungern, weil sie fühlte, das sie Arthurs heiligstes Selbst blosstellte; und doch that sie es gern, weil sie ihn loben konnte, besonders, daß er so schön Klavier spielen könnte.

Nun war die Neugier der Mädchen erst recht rege geworden, denn das würde ihnen Gelegenheit geben, den Fremden recht in der Nähe zu sehen. Deshalb bestürmten sie Aline mit Bitten, Arthur zum Spielen zu veranlassen.

Lange weigerte sie sich. Es ging gegen ihr Zartgefühl; sie wollte ihn den neugierigen profanen Blicken nicht aussetzen; und vielleicht würde er überhaupt nicht spielen. Oder gar schlecht! oh, nur das nicht!

Endlich gab sie nach; wenn ihr Vater und der

Doktor es erlaubten, dann wollte sie den Versuch machen.

Die älteren Gäste hatten sich meistenteils im Hause oder auf der Veranda aufgehalten. Da wurde geraucht, Karten gespielt, getrunken und geplaudert. Die Damen hatten sich viel mit Klavierspielen und Singen unterhalten, und eben setzte sich Frau Wornal hin, um eins ihrer Lieblingsstücke vorzutragen, als die junge Welt sich hereindrängte. Obgleich ungern, gaben die Herren doch endlich nach, und Sambo führte Arthur herein.

Nachdem er sich gesetzt hatte, begann Thea zu spielen. Sie war keine Künstlerin, aber sie verstand ihre Wahl zu treffen; und was sie aussuchte, trug sie auch mit Geschmack und Gewandtheit vor. So viele Zuhörer wie heute hatte sie seit ihrer Schulzeit nicht mehr gehabt. Deshalb widmete sie dem Spielen ihre ganze Aufmerksamkeit, spielte sehr gut und wurde rauschend applaudiert.

Langsam stand sie auf und trat zur Seite. Aller Blicke waren auf Arthur gerichtet, welcher bisher völlig gleichgültig dagesessen hatte. Jetzt erhob er sich, machte eine leichte Verbeugung und setzte sich vor das Klavier.

Nach kurzem Zaudern fuhr seine rechte Hand, kaum die Tasten berührend, über das Instrument,

daß es klang wie ein fernes Echo, dann die linke nach, und allmählich entschleierte sich ein liebliches Tonbild aus der „Zauberflöte".

Im vollen Baß drang die Melodie durch: „Die Sonn' erwacht!" und erfüllte aller Herzen mit freudigem Schauern. Wie mit Vogelsang und Zwitschern lenkte er über zu dem Echolied, „Im Wald, wo's Echo schallt!" Dann mischten sich auch die Flöten und Hirtenschalmeien hinein, und sanft und lieblich ertönte das ergreifende Liebesgeflüster: „Einsam bin ich, nicht alleine!" Noch durch einige Takte erklangen die schmeichelnden Flötentöne, dann ging er zum Schluß plötzlich zu einem Zigeunertanz über.

Keine Hand rührte sich, als er geendet. Kein lauter Beifall störte den feierlich wonnigen Eindruck, den er hervorgerufen. Andachtsvoll ruhten alle Blicke auf ihm, und Keiner wollte der Erste sein, den Zauber zu brechen.

Aline saß neben dem Klavier. Hatte sie anfangs Furcht gehabt, daß Arthur heute ihren Erwartungen und Hoffnungen nicht gewachsen sein möchte, so war sie bald von dem Gegenteil überzeugt. Träumerisch und beglückt lauschte sie dem Spiel. Als es beendet, und Arthur sich erhoben und eine leichte Verbeugung, wie Anfangs, gemacht,

ergriff sie seine Hand. Mit glücklichem Lächeln und glänzenden Augen, als habe sie selbst soeben einen großen Triumph errungen, geleitet sie ihn auf die Veranda.

Ehrerbietig hatte man ihnen den Weg frei gemacht, und erst nachdem sie sich entfernt hatten, wurde die Unterhaltung wieder aufgenommen.

Bella hatte während des Spiels ihr Gesicht fast ganz hinter ihren Fächer versteckt. Sie war sehr aufgeregt, und wußte doch garnicht warum! Sie fühlte, wie sich ihre Wangen färbten, und konnte es nicht verhindern. Ohne es zu wollen, flog ihr brennender Blick immer wieder zu Arthur hinüber, bis sein Spiel beendet und er das Zimmer verlassen hatte. Unzufrieden mit sich selbst, zuckte sie verächtlich die Schultern, und ließ sich von dem ihr zunächst stehenden Herrn hinausführen.

Um Arthur Schreiner drehte sich die Unterhaltung für geraume Zeit. Doktor Wornal und Sohn wurden als Autoritäten mit unzähligen Fragen bestürmt. Thea saß im Kreise der Frauen und Mütter, und befriedigte deren Neugier so gut sie konnte. Selbst Herr La Rue ließ sich herab, den älteren Herren mitzuteilen, was er über den Fremdling wußte.

Aline war mit Arthur nicht auf der Veranda

geblieben. Sie konnte es nicht länger ertragen, ihn in seiner Hülflosigkeit den Blicken so Vieler preiszugeben. Sie winkte Sambo, ihnen zu folgen, schritt die Treppe hinab, und schlug den Weg zu Arthurs Hütte ein. Unterwegs drückte sie immer wieder seine Hand, und wiederholte einmal über das andere, in leisem Tone: „O, Arthur, das haben Sie gut gemacht! Das war wunderbar schön! Das werde ich nie vergessen!“ Ehe sie die Umzäunung erreichten, blieb sie stehen, drückte nochmals seine Hand, und sagte: „Gute Nacht, Arthur Schreiner, ich muß jetzt zu der Gesellschaft zurück!“ Damit drehte sie sich schnell um, und lief dem Hause zu. Schon war das Haus und der Park glänzend erleuchtet, und bot einen feenhaften Anblick. Paarweise, oder in Gruppen, lustwandelte die Gesellschaft unter den Bäumen, alte Bekanntschaften erneuernd — neue fester knüpfend.

Weißgekleidete Sklaven trugen Erfrischungen aller Art umher, und fanden willige Abnehmer.

Louis und Bella gingen etwas abseits. Schwer ließ sich erkennen, ob ihre Unterhaltung die beiden befriedigte. Nun blieb Louis stehen, und rief einen aufwartenden Sklaven herbei.

„Wünschen Fräulein Harris vielleicht ein Glas Eislimonade, oder ein Schälchen Ice cream?“ frug

er Bella verbindlich; als diese sich halb abwandte, und unwillig die Schultern verzog, fuhr er fort: „Oder vielleicht ein Glas Wein?“

„Nein! ich wünsche nichts dergleichen!“ entgegnete die Dame ungeduldig, „Sie versuchen, mir auszuweichen, und ich hätte gern eine Antwort auf meine Frage!“

„Leicht gestellte Fragen sind oft schwer zu beantworten, Fräulein Harris!“

„Noch immer „Fräulein Harris!“ Louis, Sie sind wirklich abscheulich! Können Sie mich nicht wenigstens bei meinem Vornamen nennen wie bisher? sind wir nicht Nachbarskinder und Spielkameraden?“

„Die Erinnerung an die zusammen froh verlebten Tage ist unauslöschlich in mein Gedächtnis eingetragen. Umsomehr werde ich mich befleißigen, alles zu vermeiden, was mir auf's neue Ihr Mißfallen zuziehen könnte.“

„Muß ich Ihnen denn immer wiederholen, daß die paar Worte, welche Sie so erregen, gar nicht so gemeint waren, wie Sie annehmen?“

„Ohne Ihre Versicherung zu bezweifeln, muß ich doch annehmen, daß Sie genügende Ursache hatten, ihnen den Sinn beizulegen.“

„Unbedacht habe ich sie gesprochen, ohne alle Absicht, am wenigsten die, Sie zu verletzen!“

Louis blieb vor ihr stehen, ergriff ihre Hände und schaute ihr tief in die Augen. „Das glaube ich Ihnen, Bell," sagte er; dann fuhr er mit ernster bewegter Stimme fort: „Es wäre oft besser, Worte würden nicht gesprochen. Sie sind gefährlicher wie Kugel oder Schwert. Die Kugel verwundet den Körper, die Wunde heilt und vernarbt, oder der Tod tritt ein — in beiden Fällen folgt Vergessen. Ein unbedachtes Wort dringt ins Herz, trifft das heiligste des Mannes, seine Ehre. Jede Andeutung erzeugt neue Blutung, und verhindert das Vergessen. Wir wollen gute Nachbarn sein, Bella, wenn es Ihnen recht ist. Mag die Zeit enthüllen, was uns beschieden."

„Louis! haben Sie den gar kein freundliches Wort für mich? Ich kann immer noch nicht begreifen, daß ich etwas so Schreckliches verübt habe!"

„Ich werde nie andere als freundliche Worte für Sie haben, Bella. Sie haben nichts gesagt oder gethan, zu dem Sie sich nicht berechtigt fühlten; und ich will mich ehrlich bemühen, weniger empfindlich zu sein und das frühere harmlose Verhältnis wieder herzustellen. Erlauben Sie, daß ich Sie zu der Gesellschaft zurückführe!"

Henry La Rue hatte unterdessen für neue Unterhaltung gesorgt. Er war mit den jungen Sklaven

aufgewachsen, hatte manche fröhliche Stunde in ihrer Mitte erlebt, und kannte die dort verborgenen Talente sehr gut. Fast jeder Neger spielte irgend ein Instrument, und viele brachten es sogar zu einer rätselhaften Fingerfertigkeit. Es fiel ihm deshalb nicht schwer, sich zehn aus deren Zahl auszusuchen, die seinem Zwecke entsprachen. Er wollte eine „Minstrell-Vorstellung" geben.

Probe war dazu nicht nötig; das ganz natürliche Auftreten der Neger erfüllte den Zweck vollkommen. Nur eine kurze Verständigung unter sich und die passende Ausstaffierung — und die Truppe war bereit, ihre Vorstellung zu beginnen.

Von der Veranda aus verkündete Henry mit lauter Stimme, daß die „Original Minstrell Truppe" sich herablassen werde, den hohen und höchsten Herrschaften eine Extra-Vorstellung zu geben; daß die Treppe, als „Orchestersitze", frei sei und die Sitze auf der Veranda, als „Balkon" nichts kosteten! Er bat alle, Platz zu nehmen, was unter Lachen und Händeklatschen geschah.

Vor der Treppe waren zehn Stühle im Halbkreise für die Künstler aufgestellt. Darüber war ein Kranz von Papierlaternen; und rechts und links, sowie etwas nach vorn, brannten Fackeln, um eine gute Beleuchtung zu erzielen.

Nun führte Sambo den Zug herbei, und ließ ihn zweimal im Kreise herum marschieren; dann trat jeder vor seinen Stuhl, machte eine tiefe Verbeugung, und auf ein Zeichen des Führers ließen sie sich nieder.

Sie sahen drollig genug aus, diese Künstler. Die engen, und etwas zu langen Hosen waren aus rot und weißgestreiftem Kattun, die Westen blau mit weißen Sternen darin; die Röcke waren frackartig, mit sehr schmalen aber sehr langen Schößen aus weißem Zeuge. Hohe steife Vatermörder und hohe Hüte, unten eng und oben weit, vollendeten die Anzüge.

Sambo als Führer, Numero elf, und erste Geige nahm den Mittelsitz ein; Banjo I. war rechter Flügelmann und der Tambourinschläger der linke. Diese drei Plätze werden immer von den besten Spielern eingenommen; deren Inhaber singen oder spielen die Soli, und geben die Schlagwörter. Außerdem führen sie das Wort in den Dialogen, die gewöhnlich sehr drollig ausfallen, und mit einem guten oder auch schlechtem Witze enden, dem dann jedesmal ein Musik- oder Gesangvortrag folgt.

Solche Minstrellvorstellungen sind nur Burlesque; dennoch entbehrt der Durchschnitts-Amerikaner lieber eine große Oper, als wie eine Minstrell

Aufführung. Anfangs wurde diese „Kunst“ nur auf den Plantagen und von Negern geübt. Sehr bald wurde sie aber von weißen Komikern aufgenommen, in Formen gebracht, und ausgebeutet.

Der Neger ist komisch von Natur; seine Gesichtsbildung allein ist gewöhnlich hinreichend, die Lachmuskeln auf das Äußerste zu reizen. Er ist spielerisch wie eine junge Katze, und gewandt wie ein Affe. Sie wissen, daß sie damit gefallen, kennen also ihre Vorteile und beuten sie aus bis zum lächerlichen Übertreiben. Sie wollen den Zuschauer amüsieren. Vergessen thun die Neger nichts. Hat ein Witz, ein Spiel, oder ein Lied gefallen, dann wird es immer wieder eingeflochten und bei jeder Gelegenheit wiederholt.

Dabei scheint es, als entnehmen sie alles aus dem Stegreif, z. B. einer leitet so ein: „Sag' Sambo, hast du schon die Geschichte von dem und dem gehört?“ Ist Sambo darin nicht hinreichend eingeweiht, dann sagt er natürlich: „Nein! wie ist es denn damit?“ An dem Gespräch, daß sich dann entwickelt, kann sich jeder beteiligen, der einen guten oder schlechten Witz, wie er ihm eben einfällt, anbringen will. Den Schluß dazu macht aber immer der Einleiter mit einem bedachten Knalleffekt, der selten seine Wirkung versagt.

Hier ist alles Natur: Fratzen, Bewegungen und Redewendungen. Nichts wird auswendig gelernt; von zufälliger Erinnerung, von momentanen Witzen und Wendungen hängt alles ab; und deshalb ist der Verlauf der Vorstellung unberechenbar.

Daher ist es auch für weiße Nachahmer nicht leicht, es dem Neger gleichzuthun. Vor allem ist es eine Kunst, die Fratzen und Farbe gut und richtig herzustellen. Mit der Kohle von gebranntem Kork werden Hände, Gesicht und Nacken geschwärzt; der Mund wird durch hellrote Farbe bis an die Ohren vergrößert, und der Kopf von einer Perücke mit schwarzem Schaffell bedeckt. Dann ist es unvermeidlich, daß das ganze Stück auswendig gelernt wird, und jede Bewegung muß gut eingeübt werden. Auch genügt es hier nicht mehr, nur spaßhafte Sachen vorzubringen; es müssen Politik, allgemeine und Lokalzustände bedacht, und in's Lächerliche gezogen werden.

Diese „weißen" Neger behalten die Negermelodien bei, aber in Musik sowohl wie im Gesang wird von ihnen gewöhnlich befriedigenderes in der Art geleistet. Die ewige Wiederholung und Übung macht sie zuletzt zu guten Nachahmern. Hier ist es Kunst, dort Natur. —

Die Gesellschaft wurde den ganzen Abend in

konvulsivischem Gelächter gehalten. Die Künstler wußten, daß nicht allein die höchste Aristokratie der Nachbarschaft, sondern auch ihre Mitsklaven ihnen zuhörten; das erzeugte bei ihnen die richtige Laune, und alles ging gut von statten.

Endlich stimmten die Minstrells das „Home sweet home“ an, welches dann so viel heißt, als: „Jetzt ist's aus.“ — —

Hatte sich im Verlaufe des Tages irgendwo ein Mißfallen oder Unbehagen eingeschlichen, dann hatte das gesunde frohe Lachen der letzten Stunden das längst vertrieben. Lachend und gut gelaunt drückten sich alle die Hände zum Abschied, versicherten, sich nie besser amüsiert zu haben, und versprachen, sich recht bald gegenseitig zu besuchen.

Doktor Wornal und Sohn machten in den nächsten Tagen mehrere Besuche bei La Rue's, die aber hauptsächlich Arthur galten. Beide hatten sich den Fall so zu Herzen genommen, daß er sie Tag und Nacht beschäftigte. Vergebens hatten sie versucht, einen Anhaltspunkt zu finden, von dem aus sie hätten weiter forschen können. Umsonst blieben alle Untersuchungen und alles Bemühen.

Harry war schon einen Tag länger geblieben als wie seine Absicht gewesen. Jetzt hatte er von den Nachbarn und Jugendfreunden schon Abschied ge-

nommen; auch mit seinem Vater noch eine Schlußberatung gehalten, und nun blieb ihm noch eine kurze Zeit, die er seiner Mutter widmen konnte.

„Nun werden wir dich wohl so bald nicht wiedersehen", hub Frau Wornal an; „es ist ja so schwer, dich von Memphis wegzulocken!"

„Noch schwerer wird es mir, mich hier wieder loszureißen von allem, was meinem Herzen nahe liegt. Doch wenn die Pflicht ruft, dann muß das Herz schweigen."

Forschend sah die Mutter ihm in die Augen: „Und ist es nur die Pflicht, die dich dort festhält?"

„Ja, Mama, nur die Pflicht! Ich habe mir da einen Wirkungskreis gebildet, den ich mit Ehren ausfüllen will, und dazu muß ich da sein. Freilich wäre es schön, immer hier bleiben zu können!" setzte er träumerisch hinzu.

Frau Wornal hatte das wohl bemerkt.

„Hast Du von Bella und Florence schon Abschied genommen?" warf sie ein.

Nun erkannte Harry, was das Mutterherz bewegte, und fröhlich lachend sagte er: „Ja wohl, Mama! Das Vergnügen durfte ich mir nicht versagen. Die unergründliche Bella reichte mir herablassend die Hand; und Florence, die Oberflächliche, hatte sogar Thränen in den Augen."

Ungern hätte Frau Wornal gesehn, daß die Schönheit eines dieser Mädchen ihren Sohn berauscht hätte. Jetzt war ihr Herz befreit, und im traulichen Gespräch verlief die kurze Zeit, die ihnen das Zusammensein noch erlaubte.

In Harris Mansion schien allgemeiner Mißmut zu herrschen. Herr Harris hatte sich viel am Schreibtische beschäftigt. Wortkarg ging er dann an den anderen vorüber. Selbst in die Felder war er gegangen, wo sein Erscheinen jedesmal Angst und Schrecken verbreitete. Oder er schritt stumm an den Sklavenhütten vorüber, von denen jetzt über die Hälfte leer stand. Finster blickte er auf die verkrüppelten Sklaven, die, durch rohe Mißhandlungen arbeitsunfähig gemacht, da müßig umherlagen. Seine Söhne mochten wohl richtig vermuten, was in ihm vorging, sonst kümmerte sich Niemand darum.

Hektor hatte mehrere Dampfschifffahrten gemacht. Seine Ausbeute am Spieltische mochte wohl die erwünschte Höhe nicht erreicht haben, denn er war sehr verstimmt. Außerdem hatte beim Spiel eine kleine Schießerei stattgefunden. Ein Mitspieler, welcher schon viel Geld verloren, beschuldigte Hektor, falsch gespielt zu haben. Schnell wie ein Gedanke hatte der letztere den Revolver gezogen, und den Gegner niedergeschossen damit der seine Anklage

nicht wiederholte. Tot war der Mann nicht; dennoch konnte es für Hektor sehr unangenehme Folgen haben, wenn sein rechter Name entdeckt wurde.

Zu Hause angekommen, mußte er hören, daß seine Pferde nicht die erwartete Schnelligkeit entwickelten, obgleich Felix selbst die Dressur leitete. Er hatte sich dann sogleich auf die Reitbahn begeben, und von dem, was er da sah, wenig Hoffnung auf einen guten Erfolg bekommen.

Die Mädchen hatten das Klavier kaum mehr angerührt. Bella blickte oft lange Zeit verloren vor sich hin, sprach noch weniger wie früher, und kümmerte sich um Niemand.

Dadurch war Florence ihrer einzigen Stütze beraubt. Verwundert sah sie dann wohl die Schwester an, als wenn sie eine Aufklärung erwarte, wenn die aber nicht erfolgte, setzte sie sich in einen Wiegenstuhl, und schaukelte sich darin, bis die Klingel zum Essen rief.

Mitten in solch eine Scene hinein kam Aline mit ihren Brüdern.

Schnell war alle Trübsal vergessen, und freudig eilten sie den Ankommenden entgegen.

Nachdem die Mädchen sich gegenseitig, wie üblich, begrüßt, kamen die Herren an die Reihe, frei-

lich etwas mehr formell, und dann begaben sie sich in den Parlor.

Ein Sklave wurde beauftragt, den Besuch den andern Familienmitgliedern zu melden.

Währenddem unterhielten sich die jungen Leute, wie es bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich der Fall ist. Jeder zeigt sich in bester Laune und im besten Lichte. Ernste Gespräche sind ausgeschlossen, leichte Plänkeleien, versteckte Anspielungen, Necken, sind hier am Platze. „Nichtssagend" darf man das aber nicht nennen, denn eben in dieser Weise werden Andeutungen gemacht, die nur der Jugend verständlich und geläufig sind.

Ein Sklave öffnete die Thür und ließ die Herrin des Hauses eintreten. Kerzengerade schritt sie auf die Besucher zu, und begrüßte sie steif und formell. Ihr Gemahl folgte ihr auf dem Fuße und bewillkommnete sie weniger steif. Wie lange die gegenseitigen Verbeugungen noch aufgehalten hätten, läßt sich gar nicht sagen, wenn nicht die jungen Herren hinzu gekommen wären.

Hektor, gleichgültig und abgespannt, reichte den Besuchern die Hand, ohne eine Miene zu verziehen. Felix war wirklich freudig überrascht. Er hatte seit einiger Zeit viel Arbeit mit den Pferden ge-

habt und bekam einen guten Appetit, das machte ihn zu einem lebensfrohen Menschen.

Das sah ihm Aline gleich an; und froh, doch ein wirklich freundliches Gesicht hier zu sehen, begrüßte sie ihn herzlicher als wie es sonst wohl der Fall gewesen wäre.

Herr und Frau Harris zogen sich bald zurück und nun konnten die jungen Leute sich freier unterhalten.

„Wie gefällt Ihnen Ihr neuer Gast?" fragte Bella, sich an Louis wendend.

„Der gefällt mir sehr gut!" erwiderte dieser nach kurzem Besinnen; „entschuldigen Sie, daß ich nicht gleich verstand, wen Sie meinten. Er hat sich schon ganz eingebürgert, und gehört sozusagen zu der Familie."

„Spielt er oft Klavier?"

„Ich bin nicht viel im Hause, und kann es deshalb nicht sagen. Aline wird uns wohl Bescheid geben können."

„Er spielt fast jeden Tag für mich!" sagte diese. „Anfangs mußte ihn Sambo hereinführen, jetzt kommt er schon ohne ihn. Er spielt so wunderschön, und ich gebe mir alle Mühe, auch so schön zu spielen."

„Sein Spiel hat auch mir gefallen; und es

würde mir Freude machen, ihn öfter zu hören, das geht aber wohl nicht gut?" frug Bella, den Blick auf Louis gerichtet.

„Dem wird gewiß nichts im Wege stehn," erwiderte dieser. „Fräulein Bella sowohl wie Fräulein Florence sind meiner Schwester und uns Allen zu jeder Zeit willkommen; und es wird uns freuen, wenn Ihre Brüder Sie begleiten."

„Auf mich kannst du rechnen, Bella!" lachte Felix.

„Wir brauchen keine Herren-Begleitung!" entschied diese.

„Das thut mir leid", warf Louis ein; „denn soeben wollte ich um Erlaubnis bitten, die Damen abholen zu dürfen."

„Louis!" schmollte Bella, und ein leichtes Rot überflutete ihr Gesicht.

„Da haben noch mehrere mitzusprechen", ließ sich Henry vernehmen. „Bella's Entscheidung gilt nicht."

„Gewiß nicht!" beteuerte Florence mit Überzeugung. „Zu was sind denn die vielen jungen Herren hier, wenn sie uns nicht begleiten sollen!"

Dagegen war denn auch nichts zu sagen, und unter herzlichem Gelächter stimmte man ihr bei.

Die Folge davon war, daß Bella und Florence

jetzt öfter Besuche bei La Rues machten, und daß bald Henry, bald Felix, bald alle beide sie begleiteten. Selbst Louis unterzog sich dieses Ritterdienstes in Zwischenräumen mit verbindlicher Bereitwilligkeit.

Für Aline waren diese Besuche nur unangenehme Störungen, die sie nicht ablehnen durfte, und mit freundlicher Miene annehmen mußte. Die schönen traulichen Stunden, die sie in letzter Zeit so oft mit Doktor Wornal und Frau, dann auch mit ihrem Schützling verlebt, waren jetzt bedenklich verkürzt.

Am besten amüsierte sich Henry, wenn die Mädchen zum Besuch da waren. Sobald er mit Florence zusammen kam, hielt er die ganze Gesellschaft im Lachen. Da war gar kein Ende der Neckereien und Scherze, des Weglaufens oder Fangens; und oft veranlaßte er ein regelrechtes Wettlaufen, was dann großen Jubel hervorrief.

Ganz ausschließen konnte sich Aline nicht davon, denn das wäre ja auch gegen ihre selbsteigene, lebensfrische Natur gegangen. Wenn die jungen Herren sich dann lange genug gereizt hatten, flog auch sie davon, und die Herren hinterdrein.

Die Anderen traten dann jedesmal vorn auf die Veranda, und folgten dem Spiele belustigt.

Mit unglaublicher Schnelligkeit eilte Aline dann über den Rasen, sodaß ihr schwarzes Haar und das weiße Kleidchen wie zwei Fahnen hinterher flatterten. Hatte sie dann einen genügenden Vorsprung gewonnen, dann blieb sie stehen, und erwartete ihre Verfolger mit strahlenden Augen und neckenden Mienen. Wenn deren Hand sie schon zu erfassen glaubte, dann machte sie blitzschnell eine ungeahnte Seitenbewegung, und schoß wie eine Taube davon. Nein, einfangen konnte sie Niemand. Wenn die Herren dann, nach langem Rennen, zu ermüdet waren, um sie länger zu verfolgen, stürmte sie auf die Veranda, und schmiegte sich siegestrunken an Thea. Liebliches Rot breitete sich über das sonst durchsichtige Weiß ihres Antlitzes, wie Pfirsichblüten auf dem Schnee, und schnell hob und senkte sich die junge Brust von der gehabten Anstrengung. Thea drückte sie dann zärtlich an sich; strich das verwilderte Haar von ihrer Stirn und glättete es über dem Scheitel; und dabei flüsterte sie mütterliche Mahnungen in Alinens zu diesem Zwecke völlig taube Ohren.

Bella war sich selbst und allen Anderen ein Rätsel geworden. Ihre stolze Gleichgültigkeit hatte vielfach einer gewissen Unruhe Platz gemacht. Sie benützt jede Gelegenheit, mit Louis zusammen zu

kommen und sich mit ihm zu unterhalten; und dennoch war sie dadurch nicht ganz befriedigt. Verstohlen schweifte ihr Blick oft suchend umher, als erwarte sie Jemand. Wenn Arthur sich still der Gesellschaft anschloß, dann konnte sie nur mit Mühe ihren Blick von ihm abwenden, und erst nachdem er sich entfernt, gelang es ihr, den hochmütigen Ausdruck wieder anzunehmen.

Louis mit seiner aristokratischen Ruhe und Zurückhaltung beobachtete sehr scharf. Bella's Benehmen war ihm nicht entgangen; er erkannte die Zwietracht in dem jungen Mädchengemüt, und doch that er nichts um vermittelnd einzuwirken. Er erkannte recht gut, daß Arthur einen überwältigenden Einfluß auf sie übte; ebensogut aber wußte er, daß von der Richtung her keine Gefahr drohte. Es war eine Gährung, die sich ungestört vollziehen mußte, sollte die Klärung echt und segenbringend sein. Mit Genugthuung sah er den sinnenden Ausdruck in ihrem Gesicht; wirklich schön, erhielt es dadurch erst das bezaubernde, zarte, echt Weibliche.

X.

So flogen die Wochen dahin; so war der heiße Sommer vergangen, und der kühlere angenehme Herbst

war eingetreten. Das junge Volk hatte sich wieder ganz an einander gewöhnt, und lebte in Eintracht sorglos seinen Vergnügungen. Die Alten schauten gemütlich ihrem Treiben zu und durchlebten im Gespräch und in Gedanken die eigene frohe Jugendzeit. Kein Wölkchen trübte den Himmel, kein Lüftchen deutete auf Sturm oder Störung in diesem friedlichen Leben. —

Da drang vom fernen Osten her eine unglaubliche Nachricht in diese einsame Gegend und wirkte wie ein Donnerschlag.

La Rues hatten ihr Frühstück unter angenehmem Geplauder beendet, und waren in den Parlor getreten. Die jungen Leute machten Pläne, wie sie den heutigen Tag verwerten könnten, und Herr La Rue steckte sich eine Cigarre an, um sodann die soeben erhaltene Zeitung zu durchlesen, als ganz unerwartet Doktor Wornal in das Zimmer trat.

„Haben Sie schon gelesen?" rief er nach kurzem hastigen Gruß.

Alle sahen ihn verwundert an, und Herr La Rue schüttelte verneinend den Kopf.

„Die Abolitionisten sind in Virginia eingefallen, und haben einen Sklavenaufstand angezettelt!" rief der Doktor. Und als ihn Alle noch immer ver-

ständnislos ansahen, fuhr er fort: „Lesen Sie Ihre Zeitung! doch hier ist meine, ich habe sie mitgebracht", damit entfaltete er rasch seine Zeitung und die Überschrift, in großen halbzölligen Buchstaben, übergehend, las er laut:

„Soeben geht uns per Telegraph die fast unglaubliche Nachricht zu, daß die Abolitionisten, unter John Brown, in Virginia eingedrungen sind. Sie haben die Brücke über den Potomac bei Harpers Ferry und die Stadt besetzt. Das Vereinigte Staaten-Arsenal, mit allen darin befindlichen Waffen, ist in ihren Händen.

Ihre Absicht ist, einen Negeraufstand zu organisieren und die Sklaven zu befreien. Der Süden wird wissen, wie er sich dem gegenüber zu verhalten hat.

Männer des Südens! putzt eure Gewehre, und seid bereit, damit die einzig passende Antwort gegeben werden kann." —

Er ließ die Hand mit der Zeitung sinken. Bestürzung war auf allen Gesichtern zu lesen.

„Wer ist dieser John Brown?" frug Herr La Rue nach langer Pause.

„Er ist ein gefährlicher Gegner", erklärte der Doktor. In Kansas hat er der Freistaaten-Partei vor einigen Jahren wesentliche Dienste als Führer

geleistet. Besonders in der Nähe von Osawatomi, wo er wohnte, deshalb wird er auch „Osawatomi-Brown", oder „Old John Brown" genannt."

„Wo und wie war es ihm möglich eine Armee zu sammeln, ohne die Beachtung der Behörden auf sich zu lenken?" frug Herr La Rue.

„Darüber giebt die Zeitung noch keinen Aufschluß", sagte der Doktor. „Irgend Jemand wird wohl ein oder auch beide Augen zugedrückt haben, denn sonst wäre es wohl kaum möglich gewesen!"

„Doch nicht der Präsident?"

„Nein, der nicht! Buchanan steht fest zu uns", versicherte der Doktor mit Überzeugung.

„Wird unsere Armee stark genug sein, den Aufstand zu unterdrücken?"

„Die Mehrzahl unserer Soldaten steht im Westen als Schutz gegen die Indianer. Bis die an Ort und Stelle gebracht werden können, kann der Aufstand große Dimensionen annehmen!"

„Dann wird der Gouverneur von Virginia die Miliz herausrufen müssen!", sagte Herr La Rue gedankenvoll.

„Das wird das Erste sein", gab der Doktor zu.

„Greift der Aufstand um sich, dann wird er ein bitterer Rassenkampf werden, der uns alle angeht. Der Ausgang davon kann ja nicht in Zweifel

gezogen werden; aber ebenso sicher sind die Verluste an Leben und Eigentum."

„Für deine und Doktor Wornals Sklaven stehe ich ein!" versicherte Henry. „Ich kenne sie alle ganz genau. Es ist nicht einer dabei, der fortginge, selbst wenn sie frei wären, und noch weniger würden sie etwas gegen Euch unternehmen. Dennoch ist es besser, wenn sie nichts erfahren."

„Was Harry sagt, hat seine Richtigkeit. Von der Seite droht uns keine Gefahr," bemerkte Louis.

„Ja, aber von anderen Seiten!"

„Halten Sie es für geraten, wegen dieser Sache mit unsern Nachbarn Rücksprache zu nehmen?" frug Herr La Rue.

„Unbedingt!" entschied der Doktor. „Doch wollte ich erst mit Ihnen allein drüber sprechen. Schaden wird es nicht, wenn wir einige davon veranlassen könnten, die Zügel weniger straff anzuziehen."

„Eine delikate Sache, der ich mich nicht unterziehe!"

„Freilich darf sie nur mit leichter Hand berührt werden. Doch dafür bin ich Doktor, und werde sehr vorsichtig sein. Paßt es Ihnen, dann nehmen wir meine Kutsche, und versuchen unser Glück bei Herrn Harris".

Mit schweren Herzen bestiegen die Herren die Kutsche, und fuhren nach Harris Mansion.

Mit sichtlichem Erstaunen wurden sie da empfangen, denn selten waren ihre Besuche, und jetzt ganz unerwartet. Nach der freundlichen Begrüßung zogen sich die Damen zurück, und Herr Harris beauftragte den Hausſklaven, Erfrischungen und Cigarren zu besorgen. In dessen Abwesenheit teilte der Doktor ihm mit, daß sie Neuigkeiten zu besprechen wünschten, die den Sklaven verborgen bleiben sollten, nnd bat um die nötige Vorsicht.

Ohne zu fragen was es sei, schickte Herr Harris den Sklaven fort, sobald dieser den Tisch bestellt, und hörte dann mit zusammengebissenen Zähnen an, was der Doktor aus seiner Zeitung mit leiser Stimme vorlas.

Als dieser geendet, sprang Herr Harris auf; wütend ging er mit langen Schritten auf und ab, und sprach dabei Worte, die schwerlich ein Methodisten-Prediger gebraucht — wenigstens nicht in der Reihenfolge.

Nachdem er dann den ersten Sturm ausgetobt, beruhigte er sich soweit, daß er schon zufrieden war, wenn Alle aufgehängt oder totgeschossen würden.

Die Besucher hatten ihn ungestört gewähren lassen, bis er wieder etwas zu sich kam. Endlich

setzte er sich wieder, und der Doktor fing an, sein diplomatisches Talent zu entfalten.

„Wie Sie darüber denken, lieber Nachbar," fing er an, „haben wir aus Ihrer Rede vernommen; und im großen Ganzen stimmen wir vollständig überein. So wie wir hier die Sache jetzt besprechen, so geschieht es im ganzen Lande, in Nord und Süd; und überall wird dieselbe Aufregung herrschen wie hier. Die nächste Frage für uns ist: Was sollen wir thun?"

„Aufhängen sollen wir sie, die elenden Kerle!" schrie jener.

„Ganz recht! auch unsre Ansicht," bestätigte der Doktor, „wenn wir sie nur erst haben. Doch bis dahin kann es ein langer Weg sein. Wir müssen sehr ruhig und vorsichtig handeln, denn für uns steht alles auf dem Spiel.

„Spiel! spielen! Da darf nicht gespielt werden! Wir müssen die Gewehre in die Hand nehmen, und das Gesindel zusammenschießen!" zischte Herr Harris durch die Zähne.

„Auch das, wenn es sein muß!" entgegnete Wornal ruhig. „Dennoch ist es besser, wenn es nicht zum Äußersten kommt. Jedenfalls müssen wir versuchen, uns den Rücken zu decken. Kommt Krieg, dann haben wir den ganzen Norden gegen uns."

„Das wäre mir eben recht", lachte jener höhnisch, „dann könnte man den ‚weißlebrigen' Yankees 'mal zeigen, wo ihr Platz ist. Ein Südländer ist genug für fünf Yankees, und ein bischen Krieg wäre mir so wie so recht."

„Krieg ist kein Kinderspiel, besonders nicht für Leute in unserem Alter;" meinte der Doktor. „Wir sind nicht zahlreich genug, um dem Norden entgegen zu treten, und zugleich unsre Sklaven zu bewachen. Hören diese erst, um was es sich handelt, dann sind wir keinen Augenblick unseres Lebens sicher."

„Dem kann abgeholfen werden," entgegnete Herr Harris mit funkelnden Augen. „Ehe ich in den Krieg gehe, vergifte ich das schwarze Gezücht!"

„Das wäre freilich ein radikales Mittel. Wenn wir das aber anwenden wollen, dann wäre ein Krieg garnicht mehr nötig."

„Wir wollen aber den Krieg, und wenn es nur wegen einer Abwechselung wäre."

„Dann aber brauchen wir die Schwarzen, um für unsre Familien und die Armee im Felde zu arbeiten. Denn, wer sollte das sonst thun?"

Dumpfbrütend, wie ein gefangener Tiger, blickte Herr Harris vor sich hin, ohne zu antworten.

„Wir sind bereit," fuhr der Doktor fort, „unsre Rechte, und die Rechte des Südens mit allen uns

zu gebot stehenden Mitteln und Kräften, selbst mit Waffen in der Hand, zu verteidigen. Deshalb müssen wir dafür sorgen, daß wir, wenn es Krieg giebt, unsre Lieben getrost in den Händen der Zurückbleibenden lassen können."

Herr La Rue hatte sich bis jetzt nicht in das Gespräch gemischt. Nun stand er auf, bereit zum Gehen, und sagte mit ernster mahnender Stimme: „Ja wohl, es ist jetzt die erste Pflicht gegen uns selbst, gegen unsere Nachbarn und den ganzen Süden, alles zu vermeiden, was als Grund zu gerechter Klage dienen, oder einen Negeraufstand herbeiführen könnte. Ich fürchte nichts für meine Person; aber Schweres könnte mich treffen in meiner Familie. Deshalb werde ich keine Vorsicht versäumen, daß mich keine Anklage trifft, und dasselbe erwarte ich von meinen Nachbarn. Selbst kleine Versehen werden oft hart gerächt, und Schuldige sowie Unschuldige werden dadurch betroffen; deshalb ist Vorsicht geboten."

Die Blicke des Herrn Harris waren drohend geworden, doch sorglos vollendete Herr La Rue, was er zu sagen hatte.

Nun wurden noch einige nichtssagende Phrasen gewechselt, die Hände lächelnd zum Abschied gedrückt, und dann fuhren die Besucher weiter.

Zu jener Zeit wurden die Postsachen nicht so

schnell befördert wie jetzt. Die Flüsse entlang wurden sie durch Dampfschiffe befördert, und von den Landungsplätzen aus zu Pferde oder Wagen in das Innere gebracht. Deshalb dauerte es immer mehrere Tage bis eine neue Sendung eintraf.

So waren denn auch mehrere Tage vergangen, ehe Herr La Rue nähere Nachrichten über die Harpers-Ferry Angelegenheit erhielt, und diese lautete beruhigend.

Wornals saßen bei La Rues im Parlor, und hörten zu, als der Zeitungsbericht vorgelesen wurde. Daraus ergab sich, daß John Brown am 16. Oktober 1859 mit nur zweiundzwanzig Mann, von denen siebzehn weiß und fünf schwarz waren, das Städtchen Harpers-Ferry, in Virginia, und die daselbst über den Potomac führende Brücke besetzt, und das Vereinigte Staaten-Arsenal, samt allen darin befindlichen Waffen, in Beschlag genommen. Dann hatte er mehrere der ersten Bürger arretiert, und deren Sklaven für frei erklärt. Außerdem mußte jeder Gefangene einen Brief an einen Bekannten schreiben, worin er denselben ersuchte, einen Sklaven für ihn als Bürgschaft zu schicken. Brown machte gar kein Geheimnis daraus, daß er gekommen war um die Sklaven zu befreien.

Allmählich war denn die Bevölkerung alarmiert,

und es kam zu einzelnen Gefechten; mehrere Miliz-Kompagnien kamen von andern Städten; der Gouverneur rief die ganze Staatsmiliz heraus und von Washington kam Oberst Robert E. Lee mit einhundert U. S. Marine Soldaten und zwei Kanonen.

John Brown hatte sich mit seinen Leuten in ein von Steinen erbautes Spritzenhaus zurückgezogen.

Am nächsten Morgen forderte Lee ihn auf, sich zu ergeben, was verweigert wurde. Darauf folgte der Angriff.

Eine lange Leiter diente als Ramme, um die Thür zu erbrechen. Als diese nachgab, stürmten die Soldaten hinein und in wenigen Minuten war alles vorbei.

Ein U. S. Offizier versetzte Brown mehrere Säbelhiebe in das Gesicht, obgleich dieser unbewaffnet war, und ein Soldat stieß sein Bajonnet zweimal in seinen Körper, als er blutend auf der Erde lag.

Von den 22 Mann, die Brown bei sich hatte, wurden zehn Weiße und drei Schwarze getötet. Drei Weiße, von denen zwei verwundet waren, und zwei Neger, wurden gefangen genommen. Nachträglich wurden noch zwei Weiße gefangen genommen, zwei entkamen. Brown's Söhne waren beide gefallen.

Dies war der Inhalt des Berichts; über Brown selbst sagte er:

„Er ist ein kleiner energischer Mann, sechzig Jahre alt, mit grauem struppigem Bart und Haar, scharfen grauen Augen, die Lippen fest aufeinander gepreßt, und sieht sehr entschlossen aus. Er ist ein Mann von zähem Körper, eisernen Muskeln, Nerven von Stahl von unendlicher Ausdauer und unerschütterlichem Mute. Er ist sehr religiös, und gehört der Presbyterianer-Kirche an."

Governeur Wise von Virginia sagt über ihn:

„Wer ihn für verrückt hält, der irrt sich. Er ist ein Bündel der besten Nerven, die ich je gesehn, zerhackt, durchstochen, blutend und gefangen. Er hat einen klaren Kopf, Kourage, Selbstvertrauen; ist kühl, gesammelt, und furchtlos. Er ist so kühn und energisch wie irgend ein Mann, der je einen Aufstand geleitet. Er ist ehrlich und wahr, ruhig, waghalsig; stoisch im Glauben und Geduld, und fest in Willen und Zweck. Er ist durchaus kein Raufbold oder Verrückter."

Das war alles, was über Brown gesagt war, und im allgemeinen wurde angenommen, daß die John Brown-Episode damit für immer erledigt sei. Dem war aber nicht so. Leidenschaften wurden dadurch erweckt, die bisher harmlos geschlummert hatten,

und machte bittere Parteigänger für oder gegen die Sklaverei aus Vielen, denen sie bis jetzt gleichgültig gewesen war.

Schon in kurzer Zeit wurde ein kleines Lied überall gesungen, welches sich als prophetisch erwies. Es lautete: „John Browns Körper liegt modernd im Grunde, Sein Geist marschiert voran!“ Und so war es.

Die Nachricht von seinem Unternehmen verbreitete Schrecken und Aufregung im Süden, und versetzte das ganze Land in brennende Spannung. Jeder sprach davon; es erregte hitzige Parteidebatten in den Hallen der Gesetzgebung, auf den Kanzeln, auf den politischen Rednerbühnen und in den Spalten der Zeitungen der ganzen Welt.

— — — — — — — — — — —

Die kleine Gesellschaft in La Rue's Parlor hatte ernst dem Berichte gelauscht, und saß dann lange wortlos, selbst nachdem das Vorlesen beendet. Endlich brach Herr La Rue das Schweigen.

„Das kann der Wendepunkt in unserer Geschichte werden“, sagte er ernst; „John Brown hat den Stein in's Rollen gebracht, und der Himmel mag wissen, wie weit er rollt.“

„Ich mag gar nicht daran denken“, sagte der Doktor. „Es ist ja möglich, daß nochmal ein Ver-

gleich zu stande kommt, aber wie lange wird der bestehen?"

„Der Süden will keinen Vergleich", fiel Louis ein. „Auf unsrer letzten Reise haben wir hinreichend Gelegenheit gehabt zu erfahren, wie man darüber denkt. Nur wenige sind so liberal wie Sie und Papa, und es scheint mir, daß die Mehrzahl einen Krieg herbeiwünscht."

„Bei einem Kriege mit dem Norden können wir nichts gewinnen; denn nie wird er uns mehr bewilligen als wir schon haben. Folglich können wir nur dabei verlieren," bemerkte Herr La Rue.

„Der Norden wird den Krieg so wenig wollen wie wir", sagte Thea, „denn der kann auch nichts dabei gewinnen."

„Es wird auch nicht zum Kriege kommen, wenn die Frage einer allgemeinen Abstimmung unterworfen wird; aber das geschieht natürlich nicht. Die Fanatiker im Norden sind ruhelose Köpfe. Sie ziehen im ganzen Lande umher, und predigen von den Schrecknissen der Sklaverei; und Belege dafür sind ja leicht beigebracht," erklärte Herr La Rue. „Haben Sie schon von Fred. Douglas gehört?" und als Thea verneinte, fuhr er fort: „Der wurde irgendwo im Süden als Sklave geboren, und wurde als Junge zur Arbeit ausgedungen. Später bezahlte er

seinem Master drei Dollar die Woche für sich selbst, und arbeitete, für wen er wollte. Er muß seine Zeit gut angewandt haben, denn er hat viel gelernt, wie man jetzt sieht. Vor mehreren Jahren entfloh er über die Grenze, und seitdem predigt er das Evangelium der Negerfreiheit. Besonders in den Neu-England-Staaten findet er viele Anhänger und Gläubige, die nichts Höheres kennen, als die Sklaven zu befreien. Solche Apostel giebt es viele, und daß sie viele Anhänger haben, zeigt die letzte Präsidentenwahl; dann der Kampf in Kansas 1855—1857, und jetzt die John Brown-Affaire. Der Süden wird dadurch natürlich alarmiert, und die Hitzköpfe gereizt, so daß es nur eines geringen Anstoßes bedarf, um den glimmenden Funken zur lichten Flamme anzufachen."

„Und das Kind mit dem Bade auszuschütten!" fiel der Doktor ein; „doch das sind schauerliche Geschichten, die uns nicht heiter stimmen, und die wir nicht ändern können. Für die nächsten zehn Jahre haben wir hoffentlich noch Ruhe; und wer weiß, wo wir dann sind. Wie wäre es, wenn die Damen uns etwas vorspielten, und nachher machen wir einen Spaziergang?"

Der Vorschlag wurde gern angenommen, und Thea setzte sich an das Klavier.

XI.

Zu jener Zeit wurden im Süden die Weihnacht weniger gefeiert als wie der erste Januar; dieser ist ein nationaler Festtag. Da werden die Regierungsgebäude, Banken, und die Geschäfte im allgemeinen geschlossen.

Die Liebesgaben, die man in Europa am Weihnachtsabend oder -morgen giebt, werden hier erst am ersten Januar gegeben. Das fröhliche Kinderfest hatte sich damals noch nicht eingebürgert.

In den Städten fand am ersten Januar auch gewöhnlich der Hauptsklavenmarkt statt. Da wurden die zu verkaufenden Neger ausgestellt, wie in Europa die Pferde, und ebenso betrachtet und untersucht.

Es konnte sich jeder aussuchen was er brauchte. Der eine will ein junges Weib um Neger zu züchten, und sucht, bis er eine findet, die das rechte Alter und den gewünschten Körperbau hat. Dann fängt das Handeln an.

Der Auktionator stellt seine Ware auf einen Kasten so daß jeder sie sehen kann, und die Käufer kommen herbei, um sie zu untersuchen. Alter, Größe, gesunde Zähne, kräftige Glieder, starke Muskeln, sind Hauptpunkte.

Auch kleine Kinder werden oft so verkauft, welche dann für weniges zu haben sind. Die Preise rangieren von einhundert bis zwölfhundert Dollars und unter Umständen noch höher.

Denn es kommt oft vor, daß sehr schöne Mädchen verkauft werden, denen ein Nichteingeweihter gar nicht ansieht, daß Negerblut in ihren Adern fließt. Im Gegenteil! man könnte glauben, daß hier ein Irrtum vorliege; denn die weiße Haut, die feinen Züge, ihr ganzer Anstand und ihr Benehmen lassen vermuten, daß sie von sehr guter Abkunft sind. Die Scham färbt ihnen Gesicht und Nacken rot, und unaufhörlich dringen dicke brennende Thränen zwischen ihren zarten feinen Fingern hervor, mit denen sie versuchten ihr Gesicht zu bedecken, um sich den Blicken der neugierigen Gaffer zu entziehen.

Da kann es dann vorkommen, daß das Aufbieten rasch von statten geht, und ein sehr hoher Preis erzielt wird. —

Ebenso kommt es vor, daß junge elegante Männer mit wahrhaft klassischen Gesichtszügen, feiner Haltung und feinem Anstand, verkauft werden. Vielleicht war ein solcher bisher Buchführer oder Verkäufer in einem Groß- oder Weingeschäft, und verdiente für seinen Master hohen Lohn; doch dieser braucht gerade jetzt viel Geld, und deshalb verkauft er ihn.

Oder auch, er sieht dem Master so ähnlich, daß er von Besuchern zu oft als Sohn des Herrn angeredet wird. Um solchen Unannehmlichkeiten zu entgehen muß er verkauft werden. —

Trotz alledem ist der erste Januar ein nationaler Festtag, und auch die Sklaven, die nicht auf den Markt getrieben sind, feiern ihn auf ihre Weise mit Musik, Tanz, Gesang u. dgl. mehr.

— — — — — — — — — — —

Louis und Henry waren im Eltern-Hause geblieben, und hatten sich in der Zeit recht nützlich gemacht. Die Zucker- und Baumwollen-Ernte erfordert viel Vorsicht und Beachtung, und gab den Beiden hinreichend zu thun. Von morgens bis abends konnte man sie zwischen den arbeitenden Sklaven sehen, was diese anfeuerte recht fleißig zu sein.

Sie wurden aber nie zur Eile angetrieben, sondern nur vermahnt, die Arbeit gut zu verrichten. Das hielt sie in guter Laune, und mit Singen und lustiger Unterhaltung schritt die Arbeit rüstig vorwärts.

Das Verhältnis zwischen Herren und Sklaven war hier immer ein sehr gutes gewesen; dennoch freute es die Neger, unter den Augen ihrer jungen Herren zu arbeiten, und jeder versuchte der beste zu sein. Letztere dagegen fanden Geschmack an der regelmäßigen Beschäftigung. Ihre Gegenwart war nutzbringend,

und sie lernten dabei vieles, was ihnen bisher fremd geblieben war. Dabei wurden sie von dem lustigen Schwatzen und Singen der Neger gut unterhalten, so daß die Zeit nur so hinflog.

Die jungen Damen kamen dabei freilich zu kurz, doch die Abende wurden dafür um so angenehmer verlebt. Die wenigen Stunden, welche sie dann im geselligen Kreise zubrachten, wurden gründlich ausgenützt.

Rüsteten sich aber die Damen nach den froh verlebten Stunden zum Aufbruch, dann ließen die jungen Herren ihre Pferde bringen, und begleiteten die Damen durch die orangenduftende Nacht nach Hause. —

Hektor und Felix waren mit ihren Pferden wieder zurückgekommen. Trotzdem Felix sich sehr viel Mühe mit ihnen gegeben, mußten sie sich doch eingestehen daß ihre Pferde den Besten nicht gleich kamen. Während Felix die Pferde vor dem Rennen in Obhut nahm, arrangierte Hektor den geschäftlichen Teil. Von Natur war er für diesen Zweck günstig ausgestattet. Er war ein Spieler und Sportsmann, hatte einen scharfen Blick und ein gutes Urteil. Die traurige finanzielle Lage des Vaters, die ihm erst kürzlich bekannt geworden, veranlaßte ihn, zum erstenmale in seinem Leben, recht vorsichtig zu sein. Er wußte ganz genau was

er von den eigenen Pferden erwarten durfte, und er ließ sie nur gegen solche laufen, die den seinen nicht unbedingt überlegen waren.

Auf diese Weise war es den Brüdern gelungen, mehrere tausend Dollars als reinen Gewinn davon zu tragen.

Jetzt war Hektor auf der Reise, um die Pferde für andere Rennen zu buchen; Felix blieb daheim und sah nach den Pferden. Das gab ihm Gelegenheit seine Schwestern zu begleiten, wenn sie die Nachbarn besuchten, und besonders gern ging er mit zu La Rues und Wornals. Der dort herrschende Ton fing an, ihm zu gefallen; das ruhige friedliche Leben machte einen angenehmen Eindruck auf ihn.

Er ging dann wohl zu Louis oder Henry in die Felder und unterhielt sich mit ihnen. Es entging ihm nicht, wie hier alles geregelt und ordnungsgemäß verlief; wie alles in gutem Zustande war, und jeder seine Arbeit ohne Murren oder Mißmut that. Unwillkürlich stellte er Vergleiche an zwischen hier und Harris Mansion. Hier Freude zur Arbeit, und vermehrter Wohlstand; dort Zwang zur Arbeit, Widerwillen und Rückgang.

Kam er dann heim, schlenderte auch er wohl in die Felder. Anfangs sah er jedoch sozusagen gar nichts. Dann fiel ihm dieses oder jenes auf, und

damit erwachte sein Interesse, so daß er öfter anordnend eingriff.

Die Sklaven hatten ihn mit scheuem Mißtrauen kommen sehen; doch das verlor sich bald. Er war ihnen in Wirklichkeit mehr Schutz als Verfolger, und sie begrüßten ihn später mit zutraulichem Respekt.

Der Aufseher hatte bisher immer allein gestanden, jetzt fand er in Felix eine willkommene Stütze. Er konnte mit ihm beraten und alles besprechen. War er sonst immer überbürdet, und deshalb schlecht gelaunt, weil er die Arbeiter doch nicht hinreichend übersehen konnte, so fiel das nun weg. Gern unterzog sich Felix der neuen Aufgabe, und förderte damit sein eigenes Wohl, sowie das seiner Sklaven.

Die Sklaven fühlten sich erleichtert, obgleich sie jetzt mehr Arbeit verrichteten wie früher. Ebenso der Aufseher, welcher im Grunde des Herzens eigentlich gar nicht so gefühllos war, wie man mit Recht bisher annehmen mußte. Er betrachtete Felix als seinen Herrn; der erste und einzige, der sich hier je um die Arbeit und Arbeiter bekümmerte. Gerne sah er ihn kommen, und erkannte bald, daß es ihm ernstlich um Reformen zu thun war. Bereitwillig kam er ihm entgegen, und wenn auch anfangs Strenge und Milde weislich gepaart werden

mußten, so ließ sich doch schon in wenigen Wochen ein Fortschritt deutlich erkennen.

Da brachen die Masern unter den Schwarzen aus. Doktor Wornal, als einziger Arzt in weiter Runde, hatte seine Dienste den Nachbarn nie versagt. So wurde er auch hier zu Hülfe gerufen. Er kam nicht gern hierher, aber er kam.

Dem erfahrenen Blicke des Doktors entging es nicht, daß hier jetzt manches anders, besser war, wie früher. Er war stark geneigt, dieses den guten Ermahnungen zuzuschreiben, die er selbst und Herr La Rue dem Herrn Harris kürzlich gegeben. Davon kam er aber bald zurück, und er erkannte, daß Felix der leitende Geist war.

Felix kam ihm mit offener Herzlichkeit entgegen, und schüttelte ihm die Hand zum Gruße. Dann berichtete er ausführlich und präcis, wie es mit der Krankheit stand, und bat um seine Hülfe.

Angenehm überrascht, daß er hier in Felix ein gutes Feld entdeckt hatte, auf dem er die Saat zum Guten aussäen konnte, folgte er ihm von Hütte zu Hütte. Es stellte sich dann heraus, daß die Krankheit sehr milde auftrat, und keine dringende Gefahr drohte. Der Doktor ließ die Kranken separat unterbringen und bestimmte, daß nur gewisse Personen deren Pflege übernehmen sollten. Die Anderen

sollten sich davon fern halten; Arznei hielt er für überflüssig und er verordnete nur recht vielen und heißen Thee.

Nun gingen die beiden Herren plaudernd neben einander her. Der Doktor erfuhr da, daß es Felix wirklich sehr ernst mit den Verbesserungen nahm. Er bestärkte ihn in seinen Plänen, und gab ihm manchen guten Rat; machte ihn auf einiges aufmerksam, was einer baldigen Abhülfe bedurfte, und jener nahm es eifrig auf. Sie hatten sich dem Herrenhause genähert und traten ein.

Hier hatte Niemand eine Ahnung von dem, was Felix in letzter Zeit getrieben, und auch nicht davon, daß die Masern da unten ausgebrochen waren. Keiner von beiden hielt es für nötig, darüber Aufschluß zu geben.

Sie trafen Herrn Harris mit der Zeitung in der Hand, in seiner rosigsten Laune.

„Gut, Doktor, daß ich Sie sehe. Sie haben doch die Zeitungen schon gelesen?“ rief er ihnen entgegen.

„Nein! noch nicht; denn sie waren noch nicht angekommen als ich vom Hause fort ging.“

„Es ist gerade gekommen, wie ich es im Sinne hatte; wissen Sie noch? sie haben die Kerls gehängt. Da steht es! oder doch wenigstens den Rädelsführer. Hören Sie nur!“ Und Herr Harris las:

„Am 2ten Dezember 1859 wurde John
„Brown in Charlestown, Va. gehängt, und am
„16ten werden ihm vier seiner Begleiter folgen."*)

„Ja ja," erwiderte der Doktor; „jedes Verbrechen findet früher oder später seine Strafe."

Nach kurzer Unterhaltung ritt der Doktor gedankenvoll heimwärts.

Somit war John Browns blutige That blutig gerächt und doch war das Ende der Folgen nicht abzusehen. Jeder fühlte, daß dieses nur ein Vorspiel, eine Einleitung gewesen zu dem Drama, das folgen mußte. Die Sklavenhalter wurden sich bewußt, daß über kurz oder lang die Sklaverei zu Ende gehen könnte; und die Frage war nur, wie lange das hinaus geschoben werden konnte, und auf welche Weise; denn sie waren durchaus nicht gewillt, sie aufzugeben.

Am Tage vor Weihnachten traf Harry Wornal bei seinen Eltern zum Besuch ein; er war noch keine Stunde daheim, da debattierten sie schon über diese wichtige Frage.

Thea hätte gern ihre Sklaven frei gegeben, wenn damit die Angelegenheit erledigt, und sie nichts mehr davon gehört hätte.

*) Am 16ten März 1860 wurden noch zwei der Aufrührer aufgehängt, die andern entkamen.

Die Herren hingegen, obgleich sie sehr liberal waren, fühlten sich in ihrem heiligen Recht verletzt. Der Sklavenbesitz war gesetzlich anerkannt und bildete einen großen Teil ihres Vermögens. Seitdem die Holländer die Sklaverei in Neu-Amsterdam, jetzt Neu-York, eingeführt hatten, wagte Niemand daran zu rütteln. Warum sollten nun gerade sie das Vermögen verlieren?!

Wie oft kämpft der Mensch um das, was er für sein Recht hält, selbst wenn der Besitz ihn nicht dazu verlockt!

Am Weihnachtsmorgen fuhren Harris nach La Rues, um der Einladung gemäß dort den Tag zu feiern.

Felix hatte seine Schwestern mitgebracht; da gab es denn eine fröhliche Begrüßung, die gar kein Ende nehmen wollte. Der große Parlor wurde den jungen Leuten bald zu eng, deshalb eilten sie in das Freie.

Hier kennt man den Schnee nur den Namen nach, und das Eis wird vom fernen Norden per Dampfschiff gebracht. Im Kamine brennt wohl Tag und Nacht ein lustiges Feuer; jedoch nur, um das Zimmer gemütlicher zu machen, denn man könnte nötigenfalls ganz gut ohne Heizen fertig werden.

Eine Zeitlang sahen die Zurückgebliebenen dem

lustigen Tummeln der Jugend lächelnd zu, dann setzten sie sich und Herr La Rue begann zu Thea gewandt:

„Wenn man Sie und Ihren Sohn so zusammen betrachtet, dann würde ein Fremder kaum auf den Gedanken kommen, daß der große Mann Ihr Sohn sein könnte."

„Ja, warum denn nicht?" frug Frau Wornal.

„Weil man Sie eher für seine Schwester ansehen würde!"

„Geben Sie nur Acht, lieber Herr Nachbar! wenn Sie mir schmeicheln, dann wird mein gestrenger Herr und Gemahl eifersüchtig, und wer weiß, wohin das führen könnte. Sehen Sie nur, er wird schon rot!"

„Das ist nicht die Röte des Ärgers, sondern des Vergnügens, daß ich darin finde, daß Jeder darüber so denkt wie ich selber," lachte der Doktor. „Wenn wir wieder mal' auf Reisen gehen, dann nehme ich dich als Tochter mit."

„Und bringen einen Schwiegersohn heim!" lachte Herr La Rue.

„Der Doktor zog den Mund aufwärts, und schaute bedenklich in Theas glänzende Augen: Das müßte ich mir denn doch erst nochmal überlegen!" sagte er bedächtig. „Doch was ich sagen wollte:

Haben Sie nicht an Felix eine Veränderung wahrgenommen?"

„Nein!" antwortete Herr La Rue. „Es fällt mir aber eben ein, daß er uns in letzter Zeit häufiger besucht, und daß meine Söhne ihn gern kommen sehen. Warum?"

„Ich habe noch nicht davon gesprochen, was ich an ihm wahrgenommen habe; ich wollte erst sicher sein," sagte der Doktor. „Vor mehreren Wochen wurden einige Sklaven drüben krank, und Felix ließ mich rufen. Denken Sie sich meine Verwunderung, als ich Felix mit dem Aufseher mitten unter den Sklaven antraf. Beide nahmen sich der Bedrängten wirklich an, und führten meine Anordnungen sogleich aus. Im Gespräch mit Felix machte ich einige Andeutungen; bei meinem nächsten Besuche sah ich, daß er sie beachtet hatte. So erfuhr ich auch, daß Felix dem Aufseher tüchtig zur Seite steht, und mit ihm alles bespricht. Täglich besuchen sie zusammen die Arbeiter, und gehen recht vernünftig mit ihnen um, das habe ich selbst gesehen. Sie werden den Platz gar nicht wieder erkennen, und das hat der wackere Junge fertig gebracht!"

„Wer hätte das von ihm erwartet!" bemerkte Herr La Rue.

„Nicht wahr?" sagte Thea. „Als er uns das letzte Mal besuchte, hatte er mir sein Herz ausge-

schüttet, und erzählt, daß er das besonders Ihren Söhnen zu danken hat, die er sich als Vorbild genommen. Deshalb besucht er sie auch so oft!"

Herr La Rue blickte lange Zeit still vor sich hin. Dann nahm er Thea's Hand und drückte sie herzlich.

„Sie haben mir mit dem Kompliment eine Wohlthat erwiesen, die ich Ihnen nicht so recht erklären kann", sagte er bewegt. „Doch ich danke Ihnen von Herzen." Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Kurz zuvor, ehe meine geliebte Frau mich auf immer verließ, hielt sie meine Hand mit ihren erkaltenden Fingern umspannt; ihre schönen Augen waren schon am brechen, da flüsterte sie mir ihre letzten Worte in's Ohr: „Wache über unsre Kinder!" Ich habe die Knaben geleitet und ermahnt, bis sie zu Männern herangereift. Seitdem bin ich ihnen Berater, Freund und Kamerad; denn die Welt übernimmt von da an das Lehramt und die Vormundschaft. Oft habe ich mich gefragt, ob ich meine Pflicht an ihnen gethan, und jenen letzten Wunsch erfüllt habe. Wie viel oder wie wenig ich aber dazu beigetragen haben mag, — Ihre Worte bekunden, daß die Jungens brav geworden, und sogar nachahmungswert. Nun wünsche ich noch, daß Ihre Worte hinaufschweben in die höhere Sphäre wo sie weilt, und ihr künden, daß ihr heißer letzter Wunsch erfüllt ist."

Der alte Herr hatte mit tiefer Bewegung gesprochen, und ebenso wurde er angehört. Aller Augen waren feucht. Nach einer Pause fuhr er wieder fort:

„Sie werden mich entschuldigen, daß ich so ergriffen bin. Durch Lob und Schmeicheleien habe ich meine Kinder wohl nie verwöhnt. Habe auch nie geglaubt, daß sie besser sind, wie andere. Dennoch bin ich stolz auf sie, wie Sie mit Recht auf Ihren Sohn; und warm berührt so ein Lob das Vaterherz, besonders aus Ihrem Munde. Um Felix auf dem eingeschlagenen Wege zu halten, müssen wir ihm unter die Arme greifen; vielleicht wird durch ihn vollbracht, was bei seinem Vater mißlang."

„Mein Mann sagt mir, daß die Mißhandlung der Sklaven aufgehört hat, und deren Wohnungen verbessert und reinlicher geworden. Ich bin nun neugierig, ob sie ihren Sklaven am ersten Januar einen Festtag bewilligen, wie es hier die Mode ist."

„Das wird schwerlich der Fall sein," sagte Herr La Rue; „denn das haben sie da noch nie gethan, und diese Neuerung würde auf ernste Opposition stoßen." —

Nach dem Festessen war die ganze Gesellschaft im Parlor zusammen; sie hatte sich gut amüsiert, dann gut gegessen, und alle waren in bester Laune.

Das Gespräch kam dann auch auf den ersten Januar, und was man für die Sklaven thun wollte.

„Unsere Sklaven haben immer einen Festtag," sagte Louis, ohne auf seinen Vater zu warten. „Wir haben ganze Kasten voll rote Tücher und Kattun kommen lassen; das wird alles unter sie verteilt."

„Wir geben auch immer reichlich," sagte der Doktor, „das lohnt sich, und es macht mir Spaß ihre Freude über die fast wertlosen Sachen zu sehen."

„Bei uns sind die Sklaven nicht so verwöhnt!" sagte Bella. „Wir haben uns darüber nie Gedanken gemacht; und es ist das Beste, wenn man sich so wenig wie möglich um sie bekümmert, dann wissen sie es nicht besser."

Louis hatte ihr ruhig zugehört und seinen Blick auf sie gewandt; unwillkürlich versuchte sie diesem auszuweichen.

Felix bestätigte was Bella gesagt, und was Alle wußten, doch fuhr er sinnend fort: „Es wäre eine große Neuerung, wenn wir so etwas bei uns einführen wollten."

„Papa und Hektor würden es auch nie erlauben!" beharrte Bell.

„Die Gesichter müßten interessant anzusehen sein, wenn so ein Vorschlag gemacht würde," lächelte Felix.

„Das wäre auch Unsinn!“ meinte Florence.

„So ganz wohl doch nicht,“ erwiderte Herr La Rue; „Wir haben immer unsre Rechnung dabei gefunden.“

„Ich auch!“ sagte der Doktor. „Dankbar sind die Leute, und bringen die kleine Auslage durch doppelte und dreifache Arbeit bald wieder ein“.

„Und das ist noch das wenigste,“ sagte Thea. „Schon mein Vater sagte immer, daß er sich dadurch die halbe Arbeit und vielen Ärger erspare, und daß er dadurch freiwillige Sklaven bekäme.“

„Ganz gewiß macht es sie sehr anhänglich,“ bemerkte Henry.

„Und zuverlässig!“ ergänzte Louis. „Man braucht sie gar nicht zu überwachen. Die Arbeit geht ihnen wie im Spiel von der Hand, und dabei sind sie immer lustig und gut gelaunt.“

„Und das ist die halbe Nahrung!“ lachte der Doktor.

„Meine Erfahrungen in der letzten Zeit haben mir dasselbe bewiesen,“ bestätigte Felix gedankenvoll. „Unsre Leute haben in den letzten vier Wochen mehr geleistet, als wie sonst in zehn; wenigstens sagt der Aufseher so. Ich habe Vergleiche angestellt, und die stimmen mit dem, was Sie sagten. Es war mir aufgefallen, daß zwischen hier und unsrer Plantage

ein besonderer Unterschied war, ohne ihn zu erkennen, Überflüssige Zeit ließ mich mehr wie sonstwohl hierher kommen. Wenn dann meine jungen Freunde im Felde waren, dann schlenderte ich absichtslos auch dahin. Da fiel mir gar manches auf, ich führte es bei uns ein, und erkannte bald die gute Wirkung. Von da an, um es ehrlich zu gestehn, kam ich hauptsächlich, um von Louis und Henry zu lernen. Ihr Plan zu arbeiten, ist unbedingt der richtige, so weit ich es bis jetzt ermessen kann; und ich gedenke das durch die That zu beweisen, wenn es mir möglich gemacht wird. Vor Allem muß ich darauf bedacht sein, daß ich meinen Eltern und Geschwistern keinen Anstoß gebe, sonst wird es mit meinen Neuerungen kurze Wege haben."

„Gut gesprochen, junger Mann!" sagte der Doktor freundlich. „Es berührt angenehm, daß Sie die Pietät gegen Eltern und Geschwister im Auge behalten. Harmlos mag es sein, wenn Sie thun, was ich irgendwo mal gelesen habe: ‚Prüfet alles, und behaltet das Beste.' Das thun Sie ja; und ich hoffe, daß es zu Ihrer und Aller Zufriedenheit ausfällt."

Felix hatte freilich in der letzten Zeit viel über die herrschenden Verhältnisse nachgedacht. Bis dahin hatte er sich um nichts bekümmert oder Ge-

danken gemacht. Es war ihm nie eingefallen, daß sein Vater ohne Geldmittel sein könnte. Die wenigen Worte, die ihnen ihr Vater zurief, als der letzte Sklaventransport abging, gaben ihm den ersten Anstoß zum Nachdenken. Das brachte ihn denn bald zu der Überzeugung, daß die Herrlichkeit im väterlichen Hause nicht so glänzend sein möchte, als sie aussah.

Durch den Schein getäuscht, hatte er sorglos in den Tag hinein gelebt, und, wie seine jüngste Schwester es einfach den anderen nachgemacht.

Einmal zum Nachdenken angeregt, fiel ihm da manches auf. So wurde es ihm mit der Zeit klar, daß sie daheim nur ein Scheinleben führten, und daß ihnen von der großen Plantage fast nichts mehr angehörte. Da wurde er sich bewußt, daß nur eine durchgreifende Änderung in der Verwaltung den nahenden Ruin verhindern konnte.

Der Zufall leitete ihn dann auf die rechte Bahn, ohne daß er es anfangs selbst wußte. Bald aber erkannte er, daß es ihm gelingen könnte, durch tüchtiges Eingreifen die Verhältnisse zu verbessern.

Was ihm am meisten dabei im Wege stand, waren aber die Eltern und Geschwister, deren angeborenes Vorurteil, selbst durch die drohende Lage nicht leicht zu überwinden war. Was er beabsichtigte oder that, mußte unbemerkt bleiben; denn, war der

Widerspruch erst einmal erweckt, dann mußte er der Übermacht erliegen.

Felix war nun freilich fest entschlossen, diese Reformen einzuführen; die Frage war nur, wie er die ihm dabei drohenden Klippen glücklich vermeiden würde. Wenn er nur erstmal einen guten Erfolg aufweisen konnte, dann hatte er schon festeren Boden unter den Füßen, und bis dahin mußte alles, wenigstens dem Anschein nach, beim Alten bleiben.

Harry und Henry hatten es sich angelegen sein lassen die Damen zu unterhalten, und besonders Bella wieder in gute Laune zu bringen. Beides war ihnen gelungen, wie das fröhliche Lachen von daher hinreichend zeigte. Dadurch wurde das Gespräch in harmlosere Bahnen gelenkt.

Zufällig machte Herr La Rue die Bemerkung, daß es nach Neujahr recht einsam sein würde, weil Henry dann nach New-Orleans ginge um die Baumwolle und den Zucker zu verkaufen.

„Das ist famos," rief Henry; „die Abwechslung gefällt mir", und sich an Felix wendend: „Geh mit!"

„Ich bin dabei," sagte dieser, „wenn es mein Vater erlaubt."

„Dann gehen wir auch mit!" entschied Florence.

Da stellte es sich denn heraus, daß alle reiselustig waren, doch Doktor Wornal wollte davon nichts

wissen. „Das ist eine Geschäftsreise", sagte er lachend „und Damenbegleitung davon ausgeschlossen. Nur will ich darum bitten, daß die jungen Herren auch mein Interesse im Auge behalten. Zu dem Zwecke werde ich meinem Verwalter morgen schon den Auftrag geben, eine komplete Liste mit Proben auszufertigen, und die will ich hier bei Zeiten deponieren zur gütigen Beachtung!"

„Angenommen!" jubelten die beiden neuen Agenten gleichzeitig, „doch das kostet Ihnen eine Kommissions-Gebühr!"

„Auch angenommen; soll bezahlt werden; aber gute Preise will ich haben."

„Ich befürchte nur, daß mir Papa einen Strich durch die Rechnung macht. Er verweigert mir am Ende die Erlaubnis," sagte Felix besorgt.

„Was denken Sie davon?" wandte sich Louis an Bella.

Diese fuhr bei der unerwarteten Frage, wie aus tiefem Nachsinnen auf. Schnell flog ihr Blick prüfend über des Fragers Gesicht, wie um seine Ansicht zu erforschen, dann sagte sie zerstreut: „Oh, ich werde ihm nichts in den Weg legen."

„Damit allein möchte ihm wenig gedient sein," fuhr Louis fort.

„Wieder flog ihr Blick zu ihm hinüber, und

senkte sich langsam, während ihr ein leichtes Rot in's Gesicht stieg: „Wenn meine Fürsprache bei Papa etwas nützt, dann will ich Felix gern unterstützen."

„Hurrah! erster Bundesgenosse! nun kann es nicht fehlen!" rief Henry; „Dafür muß Papa uns aber erlauben, daß wir jetzt einmal tanzen."

„Die Einwilligung fällt mir gar nicht schwer," entgegnete dieser gutmütig; „nur müßt ihr auf der Veranda tanzen, denn Hagars Herz würde brechen, müßte sie zusehen wie ihr den Teppich, ihr Heiligtum, durch Drauftanzen entweiht."

„Alles zugestanden!" rief es durch einander, und die jungen Herren beeilten sich, eine Dame als Partner zu erhaschen. Louis reichte Bella den Arm, Harry fand Aline, Henry führte Florence, und Felix Frau Wornal, obgleich sich diese als „alte Frau" lange sträubte.

Nun standen die Paare zum Tanze bereit auf der Veranda, und da erst entdeckten sie, was Herr La Rue und Doktor Wornal schon längst bemerkt hatten: Es war Niemand da zum Spielen.

Enttäuscht schaute jeder den andern an; doch bald brach die Heiterkeit sich neue Bahn, und stürmisch umdrängten sie Herrn La Rue mit Bitten, bis dieser endlich, von der allgemeinen Stimmung hingerissen, sich lachend an das Klavier setzte, und,

was er wohl noch nie zuvor gethan, regelrecht zum Tanz aufspielte.

Doktor Wornal war während des Tanzes dem Fenster immer näher gerückt; nur mühsam konnte er sich zum Sitzenbleiben zwingen. Seine Tanzlust stieg fortwährend. Anfangs trat er nur leise den Takt dazu, doch wurde es immer heftiger. Sein rundes, volles Gesicht leuchtete vor Vergnügen. Als dann der Tanz zu Ende war, eilte er auf Herrn La Rue zu, klopfte ihm herzhaft auf die Schulter, und bat: „Nun, lieber Nachbar, noch einen für mich und Aline! Ich glaube ich kann's noch, wenn ich's auch lange nicht ernsthaft versucht habe."

Der alte Herr lachte, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen.

„Was soll es denn sein, Doktor?"

„Jig! nur Jig! aber nicht zu kurz" rief dieser, indem er auf die Veranda eilte, und sich Aline als Partnerin sicherte.

Jubelnd umringten alle das ungleiche Paar. Dem Doktor war schon von der Aufregung der Schweiß auf die Stirn getreten. Dem wohlbeleibten alten Herrn stand Aline wie eine Sylphide gegenüber, mit übermütig schalkhaft lächelnden Mienen. Vorsichtig schürzte sie ihr Kleid zurück, damit die zierlichen, flinken Bewegungen der kleinen Füße

nicht behindert wurden, und sobald der erste Ton erklang, ging es los. Anfangs hielt der Doktor tapfer Stand; jede Bewegung machte er regelrecht durch. Die Beine zappelten mit unglaublicher Schnelligkeit, die Veranda zitterte unter den gewichtigen Sprüngen. Doch gar bald mußte er nachgeben, seine Schritte wurden kleiner und seltener, und als es zum „Double shuffle“ kam, konnte er nur eben noch den Takt dazu mittreten.

Aline war aber in ihrem rechten Elemente. Ihre ganze Jugend- und Tanzlust war erweckt, und sie gab sich ihr ganz hin. Außerdem wußte sie, welche Freude sie ihrem lieben Freunde damit machte, und sie tanzte weiter, obgleich er ihr jetzt wie hülflos gegenüber stand.

Doktor Wornal schaute ganz begeistert zu. Mehrmals versuchte er wieder mitzutanzen; es zuckte ihm in allen Gliedern, als wäre er mit einer galvanischen Batterie in Berührung gekommen. Als der Tanz dann zu Ende war, konnte er nicht umhin auszurufen: „Ja, vor zwanzig oder dreißig Jahren! Da habe ich die ganze Nacht durchgetanzt, ohne müde zu werden; aber jetzt geht es doch nicht mehr.“

Die komische Verzweiflung erhöhte nur den Jubel der Gesellschaft, und jeder versuchte ihn neckend zu

trösten, was er dankbar mit verliebten Augenblinzeln annahm.

Das Knirschen von Wagenrädern auf dem Sande ließ sie aufblicken, und da sahen sie, daß Sambo, mit Arthur neben sich im Phaeton, soeben durch die Einfahrt fuhr. Louis winkte Sambo zu, und in wenigen Minuten hielt das Gefährte vor der Treppe. Aline eilte hinunter und brachte Arthur auf die Veranda. Bella's Hand ruhte nur leicht auf Louis Arm, dennoch blieb es ihm nicht verborgen, wie Arthurs Nähe das Mädchen aufregte. Freundlich neigte er sich zu ihr und flüsterte in ihr Ohr: „Habe ich Ihren Wunsch errathen?"

Verwirrt nickte sie mit dem Kopfe.

Die nun folgende Woche gab allen viel zu thun. Die Damen hatten viel zu verheimlichen, denn es war auf Überraschungen abgesehen. In Wirklichkeit hätten sie sich gar nicht zu bemühen brauchen mit der Heimlichkeit, denn die Herren, die bedacht werden sollten, hätten so wie so kein Arg davon gehabt.

Felix hatte eine lange Beratung mit dem Aufseher; dann waren sie zu den Sklaven gegangen, und hatten sie ermuntert, ein gewisses Teil Arbeit in dieser Woche fertig zu stellen, damit in kurzer

Zeit eine Sendung Baumwolle und Zucker abgehen könnte.

Durch soviel nie gekanntes Vertrauen geschmeichelt, wetteiferten diese jetzt, die Aufgabe zu lösen. Sie kannten ihre Arbeit ganz genau, dennoch war es bisher nötig, sie zu überwachen. Das war jetzt überflüssig; Felix und der Aufseher konnten diese Zeit verwenden, die Ballen zu wiegen und markieren die Listen auszufertigen und Proben zu wählen.

Am Ende der Woche war die Arbeit gethan. In langen Reihen lagen die Zucker- und Melassefässer zum Verladen bereit; und in hohen Haufen warteten die Baumwollballen der Abfahrt.

Noch einmal ging Felix der Reihe entlang die Richtigkeit der Liste prüfend, während der Aufseher die Zahlen an den Collis ablas. Die Schwarzen standen still in der Nähe und griffen nur zu, wenn die Markierung nicht gut zu lesen war. Ihre Arbeit war schon längst gethan.

Jetzt war Felix fertig; alles stimmte. Freundlich rief er die Sklaven herbei und hielt ihnen eine Art Anrede. Offen und ehrlich lobte er ihren Fleiß und guten Willen, und versprach ihnen, daß er seinen Vater bitten wollte, ihnen den Tag morgen frei zu geben.

Mit wilder Freude nahmen die Sklaven die

Worte auf, und drängten sich herbei, um ihm ihre Dankbarkeit zu beweisen. Sie wurden so stürmisch, daß er sich lachend auf die Flucht machen mußte; doch rief er ihnen noch zu: „Jungens vergeßt nicht, daß ich erst noch meinen Vater fragen muß!“

Das that der Freude aber keinen Abbruch. Es war nicht die Arbeit, die ihnen schwer fiel; im Gegenteil — sie waren stark und gesund, und liebten es, ihre Kraft und Ausdauer zu zeigen. Nur wenn sie keine Anerkennung fanden, wurden sie faul und hinterlistig. Heute hatten sie Anerkennung gefunden, zum erstenmale hatte man sie gelobt; das war Sonnenschein für ihr beschränktes geistiges Leben.

So ist die menschliche Natur von Hoch und Niedrig, daß sie Anerkennung verlangt. Jeder will des Anderen Zufriedenheit oder Bewunderung erwerben. Erringt er sie nicht, dann versauert er. Alles lechzt danach. Der Fürst auf seinem Throne, im vollen Schmuck und Ornate, würde ohne Zuschauer, die ihn bewundern, wenig Zufriedenheit finden, denn der Besitz allein hat keinen Wert. Die schönste Dame, in prachtvoller Toilette zum Ball gekleidet, freut sich darüber nur, weil man sie bewundern wird. Der Handwerker arbeitet vorerst um's Brot, doch schwer fällt ihm die Arbeit, wenn der Meister die Stirn runzelt.

Wohlthuend wirkt das Lob auf alles was lebt. Es ermuntert zu ernstem Streben und erzeugt Dankbarkeit. Zu rechter Zeit verwandt, sichert es dem Feldherrn den Sieg, dem Bauer die Ernte.

Felix fühlte sich so wohl, daß er fast vergessen hatte, was ihm noch bevorstand. Es galt nun, seines Vaters Zustimmung für seinen Plan zu erlangen.

Hektor war heimgekehrt und saß, als Felix in den Parlor trat, brütend am Fenster. Herr Harris saß rauchend im Schaukelstuhle, und blickte finster vor sich hin. Bella lehnte sich auf das Klavier und schien Noten durchzusehen, obgleich ihr nichts ferner lag als das. Ihre Gedanken irrten verwirrt über die Ereignisse der letzten Zeit. Sie war sich selbst ein Rätsel geworden. Niemals hatte sie sich sonst dem Willen eines Anderen untergeordnet. Hochmütig hatte sie ihre Laune rücksichtslos durchgesetzt. Nun mußte sie sich gestehen, daß das kürzlich anders geworden. Sie fühlte sich unsicher, wie im Dunkeln gehend; ohne festes Ziel und ohne den Grund der Wandlung zu erkennen. Da sah sie vor sich Louis Gestalt. Sein ruhiger Blick ruht zwingend auf ihrem schönen Gesichte; sie will nicht, und doch beugt sie sich vor ihm. Gewaltsam will Bella gegen den Zauber ankämpfen, doch gelingt es ihr

nicht, denn sie fühlt, daß es ihr damit nicht völlig Ernst ist. Nun sieht sie auch Arthur; sie kann ihren Blick nicht von ihm losreißen, obgleich sie es ernstlich versucht. Mit magischer Gewalt zieht er sie an, ohne daß Arthur selbst das Geringste dazu beiträgt. Was ist es nur, was sie so ganz aus ihrer sicheren Bahn herausreißt, und sie zum willenlosen Spiele schwankender Träume macht?

Gleichgültig sieht Bella auf als Felix eintritt und sich unweit vom Vater auf einen Stuhl setzt; doch bald folgt sie aufmerksam dem sich entspinnenden Gespräche.

Ohne ein Wort zu sagen, entnimmt Felix seiner Tasche die Listen der zum Verkauf bereit liegenden Waren und reicht sie dem Vater.

„Was ist das?“ frug dieser barsch, ohne die Papiere anzunehmen.

„Das sind die Listen von den Waren, die jetzt fix und fertig zum Verkauf bereit liegen“, antwortete Felix.

„Was soll das? Wer hat das angeordnet?“

„Besonders angeordnet, Niemand. Ich habe mich freilich ein bischen eingemischt, und die Arbeit beschleunigt —“.

„Was hast du dich um meine Arbeiten zu kümmern? Solange ich lebe erlaube ich Niemand

sich einzumischen. Ich weiß selbst, was ich zu thun habe!"

„Nein, Papa, an solche Sachen habe ich auch wirklich nicht gedacht. Höre mich nur einige Minuten ruhig an, dann kann ich alles zu deiner Zufriedenheit erklären. Ich bin so zufällig dazu gekommen, aus reiner Langeweile."

„Sorge für deine Pferde, dann hast du keine Langeweile".

„Oh, das thue ich auch; die Pferde sind gut aufgehoben. Doch neulich mußte ich den Aufseher ihretwegen um Rat fragen, und da suchte ich ihn bei der Arbeit auf. Er war eben über etwas im Zweifel, und da fragte er auch mich um Rat —".

„So! und warum kommt der Kerl nicht zu mir? Weiß er vielleicht nicht mehr, wer der Herr hier ist?"

„Das hat er nicht vergessen, Papa; es war aber so unbedeutend, daß er dich nicht damit belästigen wollte. Außerdem hatte er wirklich keine Zeit dazu".

„Hatte keine Zeit!? So? Dann beschwert er sich wohl gar, daß er zu viel zu thun hat?"

„Nein, das that er nicht. Bald aber sah ich selbst, daß ein Mann kaum hinreichend ist, um nach dem Rechten zu sehen".

„Ein Mann ist und muß hinreichend dazu sein. Wenn er es nicht kann, oder nicht will, dann soll

er sich zum Teufel scheren. Ich werde gleich einen finden, der es thut".

„Seit Wochen hatte ich Gelegenheit, ihn zu beobachten. Er ist von früh morgens bis abends spät immer tüchtig dazwischen, und überall. Du wirst kaum einen finden, der es ihm gleichthut, und dir treu dient.

„Das kennt man! Du junger Grünschnabel läßt dich leicht übertölpeln. Mich kann er nicht so leicht hinter das Licht führen; ich habe meine Augen offen!"

„Willst du nicht die Listen einmal durchsehn Papa? Ich glaubte dir eine rechte Freude damit zu bereiten, denn aus den Büchern ersehe ich, daß nie zuvor um diese Jahreszeit so viel zum Verkauf bereit lag".

„Also die Bücher spionierst du auch schon aus! Was hast du im Sinn? heraus mit der Sprache, ich will wissen, wie ich mit dir stehe!"

„Genau kann ich das selbst noch nicht sagen. Vor allem wünsche ich, daß du mir dein Vertrauen schenkst, und mir erlaubst für dich zu arbeiten; so zu sagen als Hilfsaufseher, oder wie es die Umstände erheischen".

„Das hast du wohl in den Spielhäusern oder auf der Rennbahn gelernt? Vorläufig bleib bei deiner bisherigen Beschäftigung; wenn ich dich brauchen kann, werde ich es dir sagen!"

Hektor hatte spöttisch lächelnd zugehört; nun erhob er sich, trat auf seinen Vater zu, und nahm ihm die Papiere, die er aufgenommen hatte, aus der Hand und sagte: „Wenn du erlaubst? Papa".

Sorgfältig sah er sie durch, und reichte sie dem Vater zurück: „Das ist nicht übel", fuhr er fort „Das repräsentiert ja ein Vermögen! Wenn meine Ansicht irgend welchen Wert hat, dann will ich sagen daß es wohl nicht zu deinem Schaden sein möchte, wenn Felix sich der Plantage widmet. Mir ist er wenig nütze auf der Rennbahn; dafür aber scheint er für diese Beschäftigung Anlagen und Lust zu haben. Ich habe auch schon mit einem Herrn gesprochen, der mir sehr paßt, wollte aber den Bruder nicht durch den Wechsel beleidigen und unterließ deshalb ihm Anträge zu machen. Mich also stört es nicht, wenn Ihr beiden Euch verständigen könnt, was von Papa's finsteren Mienen zu schließen, wohl kaum zu erwarten ist."

„Meine Mienen gehen Euch so wenig an, wie meine Geschäfte; und ich hoffe, Ihr wagt nicht, mich zu kritisieren. Von Verständigung ist gar keine Rede; denn so wie ich es haben will, muß es sein!" schrie Herr Harris in voller Wut; und sich an Felix wendend: „Wie kommst du

auf einmal auf solche Ideen? Wer hat dir diese Raupen in den Kopf gesetzt?"

„Man wird älter, Papa, und lernt täglich mehr. Heute sehe und verstehe ich Vieles, was früher keinen Wert für mich hatte. Du selbst hast mir die Augen geöffnet, als du sagtest, wir müßten Geld anschaffen, und Du suchst auch nicht mehr, deine Sorgen zu verheimlichen. Doch, wie schon gesagt, der reine Zufall ließ mich erkennen, auf welche Weise ich dir von größtem Nutzen sein könnte. Deshalb trieb ich die Arbeiter an, und nun schenke mir Dein Vertrauen, und laß mich mit Harry La Rue nach New-Orleans gehen, sodaß wir den Markt beobachten, und zu rechter Zeit verkaufen können. Natürlich nur mit deiner Einwilligung."

Die Lippen fest aufeinandergepreßt, und den Blick starr in's Leere gerichtet, hatte Herr Harris zugehört, was Felix mit vieler Wärme sagte. Plötzlich fuhr er auf: „Also daher kommt es? Das hätte ich mir gleich denken können! Um den Alten mürbe zu machen, werden die Jungen bearbeitet. Ich werde den heimtückischen Schleichern aber zeigen, daß sie sich verrechnet haben. Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe."

Bei diesem Ausspruch senkten alle den Blick, und keiner hatte bemerkt, daß Frau Harris lautlos in

den Parlor getreten, und schon einige Minuten zugehört hatte. Jetzt wandte sie sich an Herrn Harris: „Bitte, und warum darf mein Sohn nicht nach New-Orleans reisen, wenn es sein Wunsch ist?"

„Das verstehst Du nicht!" schrie jener barsch. „Unsre freundlichen Nachbarn hetzen meine Kinder gegen mich auf, und versuchen mir die Zügel aus der Hand zu reißen. Aber beim Teufel, es soll ihnen nicht gelingen. Noch bin ich Herr hier, und gedenke es auch zu bleiben!"

Alle waren bei dieser Rede erschrocken aufgesprungen. Sie wußten, wie ungerecht die Anklage war, und wie die rauhen Worte die Mutter verletzen mußten. Sie war ihren Kindern nie eine zärtliche Mutter gewesen, dennoch hatten diese immer hochachtend zu ihr aufgesehn; und der Vater hatte nie in ihrer Gegenwart die Schranken der größten Achtung und Rücksicht gegen sie überschritten. Frau Harris war einige Schritte vorgetreten. Hoch aufgerichtet, den Kopf etwas rückwärts geneigt, ließ sie den Blick von ihrem Gemahl über ihre Kinder gleiten. Nichts an ihr verriet auch nur die leiseste Aufregung. Ihre ganze Erscheinung, ihr unnahbarer Stolz, ihre Schönheit und elegante Haltung ließen erkennen, daß sie von edler Abkunft war. Mit ruhiger Stimme sagte sie:

„Wenn euer Vater, bedrückt durch unnötige Sorgen, auf Augenblicke die Rücksicht vergaß, die seiner Frau gebührt, so versichere ich euch, daß es das erstemal gewesen, und bitte euch deshalb, in seinem Namen, um Entschuldigung."

Mit grellem Hohnlachen fuhr Herr Harris in die Höhe. „So! ja, so ist es recht! nun hilft auch die Mutter, die Kinder gegen den Vater aufhetzen!" Seine Wut überschritt alle Grenzen; seine Augen funkelten, wie die einer Tigerkatze.

Schnell wie ein Gedanke stand Bella vor ihm. Sie war sein Liebling und sein Stolz; noch nie hatte er ihr eine Bitte abgeschlagen. Sie schlang beide Arme fest um seinen Hals, obgleich er sich heftig wehrte, und sprach leise, bittend und auch befehlend auf ihn ein.

Felix und Florence hatten der Mutter Hände ergriffen, und drückten sie krampfhaft, ohne ein Wort zu sagen. Nun trat auch Hektor näher, und jetzt, wo er der Mutter dicht gegenüberstand, trat die frappante Ähnlichkeit der Beiden erst recht hervor. Ein zufriedenes Lächeln flog über ihr Gesicht. Langsam löste sie ihre Hände aus denen der Kinder, strich ihnen, wohl seit langem zum erstenmale, liebkosend die Haare von der Stirn, und sagte mild: „Laßt das, Kinder. Geht auf eure Zimmer."

Dann legte sie die Hand leicht auf Hektors Arm und sagte: „Und du kannst mich auf mein Zimmer führen.“

Harris und seine älteste Tochter waren allein. Heftig sprachen sie aufeinander los, als handelte es sich um die Herrschaft der Welt. Oft versuchte er sie von sich wegzudrängen oder ihr zu entweichen, doch ohne Erfolg. Lange währte diese Scene, doch neigte sich der Vorteil entschieden auf die Seite der Tochter. Zuletzt hörte er sie sagen:

„Du malst dir Schreckbilder vor, die garnicht bestehn, und machst dir selbst und uns allen das Leben schwer, ohne Ursache. Felix will für dich arbeiten! heißt das, dir die Zügel aus der Hand nehmen? Du selbst kümmerst dich nicht um das, was im Felde vorgeht, kann es dir da Schaden bringen, wenn dein eigner Sohn dich vertritt, unter deiner Instruktion? Nimm den Rat deiner Tochter an; und wenn ich mich diesmal irre, dann dränge ich mich nie mehr in deine Angelegenheiten. Aber diesmal laß mich die Sache ordnen, wie ich es für dich und uns Alle für gut halte“.

„Thue was du willst! du stehst auch mit den Andern im Bunde!“ sagte Harris ziemlich ruhig, und versuchte nochmals sich von ihr loszumachen. Doch sie hielt ihn fest: „Nein, nicht so! Papa; sage, daß

du mir gern die Vollmacht giebst", beharrte sie, halb schmollend, halb bittend.

„Ja, Ja!" entgegnete er, während ein kaum bemerkbares Lächeln über sein Gesicht huschte; „aber nun laß mich; ich muß freie Luft haben."

Bald darauf bestieg Herr Harris ein Pferd und ritt davon.

Bella hatte den Kampf gewonnen. Sie nahm die auf dem Tische zurückgelassenen Papiere auf, und fing an sie sorgfältig zu studieren. Da fand sie denn, daß ihr Vieles unverständlich war, deshalb schickte sie nach Felix und ließ ihn kommen. Nun besprachen sie ihre Sache gründlich und teilten sich gegenseitig ihre Bemerkungen mit. Was der Eine übersehen, hatte der Andere bemerkt; so erkannten sie ziemlich genau, wie schlimm ihre Lage in Wirklichkeit war.

Um eine Übersicht über ihre Hülfsquellen zu erlangen, fingen sie an, den Wert der fertigen Waren zu berechnen. Ungewohnt wie diese Arbeit ihnen war, ging sie nur langsam von statten. Fehler mochten sich auch wohl mit eingeschlichen haben, und dennoch war das Endresultat beruhigend.

Nun wurden Pläne besprochen und ein Programm für die nächste Zeit festgestellt. Bella übernahm es, den Vater zu beruhigen, nötige Konzessionen von ihm zu erlangen, und die genaue Summe der

Schulden zu erkunden. Felix hingegen sollte für Hülfsmittel sorgen, dieselben verwerten und verwalten. So schlossen sie ein Schutz- und Trutzbündnis am letzten Tage des Jahres für kommende Zeiten. Wenige Stunden hatten für sie eine gewaltige Veränderung bewirkt. Sie hatten eine für sie sehr wichtige Aufgabe unternommen, und damit einen Lebenszweck gefunden; ein Ziel, dem sie zustrebten, und eine Beschäftigung die ihnen zusagte, und zugleich nutzbringend war.

Herr Harris kam zum Nachtessen nicht zurück. Auch Frau Harris kam nicht zu Tisch, sondern ließ sich den Thee auf ihr Zimmer bringen. Da hatten denn die Geschwister freies Feld, und nützten die Gelegenheit tüchtig aus. Was zur Aufklärung nötig, war bald erzählt. Die Sturmwolke war vorüber gezogen, der Himmel wieder blau. Die jungen Herren waren so gesprächig und unterhaltend wie nie zuvor, und die Mädchen gingen förmlich aus sich selbst heraus.

Der Tisch wurde abgeräumt, und Wein und Gläser darauf gestellt — Sylvesterabend!

Als die Uhr zwölf schlug, sprangen die jungen Leute auf, ließen die Gläser lustig gegen einander klingen, und riefen sich gegenseitig zu: Fröhliches Neujahr! Glückliches Neujahr! Möge sich alles zum Besten wenden!

Einige Tage später reisten Felix und Henry, mit Vollmachten und Empfehlungsbriefen reichlich versehen, nach New Orleans.

Es zeigte sich bald, daß sie es gar nicht besser hätten treffen können. Der Markt war blank; positive ohne Zufuhr. Mehrere Schiffe warteten schmerzlich auf Ladung, doch war gar keine Aussicht da, bald befriedigt zu werden. Eins hatte Felix auf der Rennbahn gelernt, was für ihn jetzt von Nutzen war, das war, seine Gedanken zu verbergen. Er schien durchaus nicht in Eile zu sein mit dem Verkaufen. Im Stillen aber hielten sie Rat mit ihrem alten Agenten, und berechneten alle Möglichkeiten. So steigerten sich von Tag zu Tag die Angebote, bis sie es nicht weiter riskieren wollten und losschlugen. Die Kontrakte wurden dann endlich unterschrieben, und Henry und Felix eilten heim, um den Transport für ihre Waren zu sichern. Zur Vorsicht telegraphierten sie sogleich nach Memphis und gaben Auftrag, daß das erste Dampfschiff sofort, ohne sonstwo Ladung anzunehmen oder sich unnötig aufzuhalten, nach La Rue's Landung kommen sollte, um da volle Ladung aufzunehmen.

Zu Hause angekommen, wurde der Verkauf freudig bestätigt, und sogleich angefangen, die Waren an den Landungsplatz zu schaffen. Tag und Nacht

fuhren die Wagen schwerbeladen dahin. Sämtliche Herren halfen den Transport zu überwachen und zu beschleunigen. Keine Peitsche wurde gebraucht, dafür aber wurden Mensch und Tiere gut verpflegt. Solch ein Treiben und Arbeiten hatte man hier noch nie gesehen. Es war ein Wettlauf, wobei jede Plantage die andere übertreffen wollte; wo Herren und Sklaven ohne Murren, Schulter an Schulter ihr möglichstes thaten. Als dann nach einigen Tagen die grelle Pfeife verkündete, daß sich das erwartete Dampfschiff nahte, da lag alles bereit, um sogleich verladen zu werden.

Das Verladen auf das Schiff ging auch sehr schnell von statten. Mit Dampfwinden wurden die Ballen und Fässer aufgehoben, herum geschwenkt, und gleich auf die bestimmten Plätze niedergelegt. Die Ballen wurden so hoch aufgepackt, daß der Steuermann kaum darüber hinaussehen konnte; nur darunter und dazwischen waren Öffnungen zum Durchgehn gelassen.

Als dann auch diese Arbeit fast beendet war, ging Felix zu seinem Vater und bat ihn, nun an das Schiff und mit nach New Orleans zu gehen, um das Geld in Empfang zu nehmen. Rundweg schlug der die Bitte ab, mit der Bemerkung, daß er nichts mit der ganzen Sache zu thun haben wollte.

Herr Harris war der einzige Mann gewesen, der sich grollend fern gehalten hatte. Mit Ingrimm hatte er gesehn wie unglaublich schnell diesmal alles besorgt war und er glaubte ganz fest, daß man das zu seinem Ärger gethan. Warum konnten die Leute sonst so nicht arbeiten? Oh, er wußte es gut genug, er war zu gutmütig gewesen. Er hatte sie machen lassen was und wie sie wollten, und da hatten sie einfach gar nichts gethan. Um ihn zu verspotten, hatten sie jetzt gezeigt wie kinderleicht das Ganze zu machen war. Es war so gar keine Arbeit, nur reine Spielerei von Singen und Pfeifen begleitet! — Spott! das wurmte ihn. Verspottet von allen, und mit Hülfe seiner eigenen Familie; mit Absicht und Ueberlegung! Es war zum rasendwerden. „Doch wartet, ich werde es wett machen" dachte Herr Harris.

Das Heulen der Dampfpfeife verkündete, daß das Schiff zur Abfahrt bereit war; und unter Schwenken der Taschentücher und dem donnernden Hurrah der Sklaven trat man die Reise an.

Nach etwa acht Tagen kehrten Henry und Felix, schwer mit Geld beladen, zurück.

Felix legte die Geldbündel vor seinen Vater auf den Tisch, und zugleich eine genaue Abrechnung.

Der Reinertrag war unerhört hoch; solche Preise waren noch nie erzielt; solche Summen eigenen Geldes hatten seit langer Zeit den Tisch nicht beschwert. Mit Recht erwartete Felix, daß sein Vater dadurch befriedigt würde, daß er ihm ein Wort des Lobes gönnen möchte. Darin irrte er sich; mit den Worten: „Es ist gut," wurde er entlassen.

Doktor Wornal hatte sich großartig angestrengt. Sein Bäuchlein hatte bedenklich abgenommen, und er versicherte jedem der es hören wollte, daß er jetzt mit allen um die Wette tanzen könnte. Weil das Geld bei ihm niemals gefehlt, so hatte es auch keinen besonders hohen Wert für ihn; dennoch freute er sich ungemein über die kolossalen Preise, die Henry und Felix für seine Waren erzielt hatten, und konnte gar nicht aufhören die jungen Herren zu loben. Er versicherte Thea, die ihm lachend zuhörte: daß Arbeit die Würze des Lebens sei, und Fleisch am Körper nur eine unnütze Bürde, deßhalb wollte er von jetzt an tüchtig arbeiten; im Essen jedoch sich auf halbe Rationen setzen. Aber schon bei der nächsten Mahlzeit ging der schöne Vorsatz schmählich in die Brüche; denn Zina hatte, wie gewöhnlich, eins von seinen vielen Lieblingsgerichten herstellen lassen, sodaß er diesesmal nicht widerstehen konnte; und zum Arbeiten fand er gar keine Zeit.

Bald aber trat etwas Anderes ein, das ihm den Appetit nahm, und die gute Laune gründlich verdarb.

Das Jahr 1860 war das gesetzlich vorgeschriebene Jahr, in welchem die Vereinigten Staaten einen Präsidenten zu erwählen hatten. Die Agitation dafür fängt dann schon lange vor der Wahl an, und besonders dieses Mal, weil eine noch neue Partei im Norden sehr eifrig war. Das war die republikanische Partei, welche gegen die Ausbreitung und das Fortbestehn der Negersklaverei arbeitete.

Die Sklavenbarone hatten sich den freien Arbeitern gegenüber immer verhaßter gemacht. am 20. September 1850 hatten sie das „Flüchtige Sklaven-Gesetz", gemacht, demzufolge ein Sklave der durchgebrannt und in einen Freistaat gelangt war, von den Beamten des ersteren Staates in den anderen Staat verfolgt werden konnte; auch konnte jeder Bürger gezwungen werden, ihnen auf dieser Menschenjagd zu helfen. Den friedlichen, freien Arbeitern gefiel das durchaus nicht. Sie kümmerten sich im Ganzen wenig oder gar nicht um die Sklaverei, solange man sie damit nicht belästigte, jetzt aber mußten oft viele ihre Arbeit liegen lassen, und Sklaven einfangen helfen. Nun fing das Murren an. Anfangs leise, dann lauter und bestimmter, und schließlich wurde es ge-

fährlich für einen südlichen Beamten, die Sklaven in einen Freistaat zu verfolgen, oder die Macht in Anspruch zu nehmen, die ihnen das Gesetz verlieh.

Es ging aber bald weiter, denn Druck erzeugt Gegendruck.

Anstatt den Beamten zu helfen die Flüchtlinge einzufangen, halfen sie den letzteren zu entkommen; es bildete sich die „Untergrundeisenbahn". Wenn ein Sklave glücklich die Grenze eines Freistaates überschritten hatte dann verschwand er von der Bildfläche. Irgend Jemand nahm sich seiner an; er wurde in ein sicheres Versteck gebracht, und des Nachts zu einem anderen sicheren Platz weiter befördert, bis er Kanada, und damit seine Freiheit, erreichte.

Dieses wurde zu einem ordentlichen System erhoben und ausgebildet, woran sich tausende von Menschen beteiligten und vielen Sklaven zur Freiheit verhalfen. Die Sklavenbarone wurden dadurch noch erbooster und frecher. Der freie Norden, besonders seitdem der Missouri-Vergleich aufgehoben, wurde bestimmter und herausfordernd.

Schon 1856 zeigte sich die neue Partei bei der Präsidentenwahl in ungeahnter Stärke. Seitdem hatte sie ihre Verbindung fortwährend befestigt und ausgedehnt, und schon jetzt stand sie auf dem Kriegsfuße für den nahenden Wahlkampf.

Das war es, was die Sklavenhalter so in Aufregung brachte; denn, konnten die Republikaner einen Präsidenten erwählen, dann stand es mit dem Institute der Sklaverei wackelig.

Nun waren ja Doktor Wornal und Herr La Rue sehr liberal, aber jede Besprechung und jeder Zeitungsbericht befestigte sie in der Ansicht, daß der Süden zusammenhalten müßte um seine Rechte zu wahren. Alle ihre Gespräche drehten sich um Politik. Die schönen Zeiten der vertraulichen, gemütlichen Unterhaltung war vorüber, und die unruhige Zeit, die man schon längst gefürchtet hatte, war herangekommen.

Wohl wurden die Geschäfte mit gewohnter Pünktlichkeit erledigt; wohl trafen Alt und Jung wie bisher im Parlor zusammen, doch das sorglos Frohe war dahin. Aline flüchtete sich jetzt sehr oft aus der Gesellschaft und suchte Arthur auf; und fast ebenso oft folgten Bella und Florence ihr nach.

Dort, in der Sklavenhütte, fanden sie Ruhe vor der unleidlichen Politik. Was kümmerte es sie, die jungen verwöhnten Mädchen, wie es im Lande gährte? Ihr Leben war ein Traum, und es sollte ein schöner Traum sein. Nun hörten sie nichts wie Politik, o, wie sie die haßten! Wie konnte nur irgend jemand glauben, daß diese dummen

Negersklaven jemals frei sein könnten? Das war ja rein unmöglich, der schiere Unsinn!

Wenn sie sich dann gegenseitig das Herz etwas erleichtert, dann kam „das ewig Weibliche“ zur Geltung. Jede fand dann etwas: eine neue Verzierung im Zimmer anzubringen, oder eine Verbesserung zu machen, oder eine fehlende Bequemlichkeit zu ersetzen. Blumen prangten überall, sogar an Arthurs Brust. Weil sich Niemand um die jungen Damen kümmerte, so suchten sie Jemand, dem sie ihre Aufmerksamkeit und Sorgfalt widmen konnten; und Arthur war gerade die rechte Person, denn mit dem konnten sie machen was sie wollten.

Auf diese Weise kam es, daß das frühere Sklavenhaus jetzt wie ein Damenzimmer herausgeputzt war, und im Laufe der Zeit ein Schmuckkasten wurde.

Frau Wornal hatte die Abwesenheit der Mädchen schon längst mit Verwunderung bemerkt; endlich ging sie auf die Suche, und fand sie, wie vermutet, bei Arthur. Als sie in das Zimmer trat und den Blick umherschweifen ließ, schlug sie vor Überraschung die Hände zusammen und rief: „Aber, Kinder, was macht ihr denn hier?!“ Dann warf sie sich laut lachend in einen Stuhl und musterte die Einrichtung.

„Also so sucht ihr Ersatz für den verlorenen Frieden? Wirklich köstlich! Arthur als steinerner Gast im Damenzimmer, umgaukelt und verhätschelt von Schönheiten des Südens und doch ungerührt! Was bleibt uns armen Frauen aber auch anderes übrig“ fuhr sie, ernster werdend, fort, „wenn die Herren an nichts mehr denken als an Politik? Davor seid ihr hier wenigstens sicher.“

Die Mädchen waren erst überrascht gewesen, fanden aber bald ihr Gleichgewicht wieder, und brachten ihre Klagen bei Frau Wornal an. Thea hörte ihnen geduldig zu, beschwichtigte, tröstete und belehrte, bis dann zuletzt die gute Stimmung wieder hergestellt war.

So wurde Arthurs Hütte das ‚Sorgenlos‘ der Damen. Aline sprach sogar schon davon ein Klavier hierher bringen zu lassen; sie hätte nötigenfalls auch ihr eigenes hergegeben.

XII.

Im Mai 1860 trat in Chicago die National-Konvention der Republikaner zusammen und ernannte am 16. Mai, nach heftigen Debatten, Abraham Lincoln von Illinois als ihren Kandidaten für die Präsidentschaft.

Verblüfft vernahmen die Demokraten diese unerwartete Ernennung. Wer war denn dieser Lincoln? Niemand kannte ihn; Keiner hatte je von ihm gehört; und mit diesem Unbekannten wollten die Republikaner siegen? Lächerlich! Unglaublich! Einige konnten sich dunkel erinnern, daß vor mehreren Jahren ein gewisser Advokat Lincoln gegen den berühmten demokratischen Führer Stephan A. Douglas gesprochen hatte; auch hatte derselbe am 27. Februar 1860 eine große Rede in New-York im Cooper Institut gehalten, worin er die Stellung der beiden Parteien scharf beleuchtete und die Forderungen der Republikaner begründete: war d a s der Mann?

Ja, wer war denn dieser Abraham Lincoln? In einer Hütte in Kentucky geboren, seine Vorväter unbekannt, aufwachsend in Not und Bedrängnis, ohne Sonnenschein oder ermunternde Umgebung, ohne alle äußere Eleganz, natürliche oder erlernte, ohne Namen, Ruf, oder diplomatische Kenntnisse — diesem Unbekannten war es vorbehalten, spät in seinem Leben aus der Dunkelheit hervorgezogen und mit der höchsten Gewalt in kritischer Zeit bekleidet zu werden: betraut mit der Zukunft und dem Geschick einer Nation.

Die größten Führer der Partei, die, wie wohl

bekannt war, mit allen erforderlichen Erfahrungen und Kenntnissen ausgerüstet waren, wurden zur Seite geschoben, zurückgesetzt. Diese phantastische Figur wurde vorgezogen, und die Zügel der höchsten Gewalt in ihre Hände gelegt. Die Zukunft aber zeigte wie glücklich diese Wahl war; denn, nachdem Lincoln erwählt und sein Amt angetreten hatte, führte er in den folgenden vier Jahren seiner Regierung, in denen der Druck der Verantwortlichkeit größer war, als wie die Welt je gesehen, sein Amt mit Weisheit, Sicherheit und Milde.

In Kentucky geboren, verließ er den Staat als kleines Kind, obgleich er eigentlich niemals ein Kind gewesen, und kam nach Illinois, wo er aufwuchs. Unbeholfen, unansehnlich, groß und häßlich, ohne Mittel oder Freunde, aber strebsam. Den Geist des Helden unter der rauhen Außenseite; Dichtergeist hinter den buschigen Augenbrauen; den Mut des Löwen hinter dem geduldigen milden Blicke.

Der Kandidat vertritt die Grundsätze und das politische Programm, „Plattform" genannt, von der Partei die ihn aufstellt, und der Kampf ist sowohl gegen seine Person wie gegen die Plattform gerichtet. Lange dauert es dann auch nicht, dann lernt er von der einen Seite alles Gute, und von der anderen Seite alles Schlechte über Beide kennen.

Einige Wochen später hielten die Demokraten neue Konvention und ernannten Stephan A. Douglas von Illinois, auf einer gemäßigten Plattform, als ihren Kandidaten.

Stephan Douglas hatte als Bauschreiner gelernt, trieb allmählich in die Politik und schwang sich zum Führer der Demokraten auf. Auf sein Betreiben wurde der „Missouri-Vergleich" aufgehoben, wodurch es möglich wurde, neue Sklavenstaaten zu gründen.

Mit dieser gemäßigten Plattform waren die Sklavenbarone des Südens nicht zufrieden. Sie beriefen eine andere Konvention, machten eine herausfordernde Plattform: Sklaverei, oder Trennung vom Norden und der Union, und stellten John C. Breekenridge von Kentucky als ihren Kandidaten auf.

Die ängstlichen Demokraten hatten nun nichts Eiligeres zu thun, als noch eine Konvention zu berufen. Ihre Plattform war „die Konstitution der Union", ohne zu erklären wie sie die verstanden haben wollten in Bezug auf die alles beherrschende Frage der Sklaverei. Diese stellten Mr. Bell von Tennessey auf.

Die Aufregung im Lande steigerte sich von Tag zu Tag. Jeder nahm Partei; Jeder wollte dem

Andern seinen Irrtum und dessen schlimme Folgen beweisen, und keiner gab nach. Die Geschäfte wurden versäumt; für Lustbarkeiten war keine Zeit. In den Familien herrschten oftmals verschiedene politische Ansichten und störten den Frieden.

Es war unter den Umständen ganz unmöglich, auch nur annähernd das Resultat der Wahl vorher zu sagen. Jeder war sicher, daß seine Partei siegen würde, denn sie vertrat das „allein Richtige". Doch nur Eine von den Vieren konnte siegen. Welche? Diese Unsicherheit war fast unerträglich.

Herr Harris und Familie standen auf der Seite Breekenridge, und bekundeten dadurch, daß sie von vornhinein zum Äußersten geneigt waren; und dieser Geist beherrschte das ganze Leben und Treiben in Harris Mansion. Obgleich Bella und Florence mit den Andern in voller Übereinstimmung waren, fanden sie doch keine volle Genugthuung in dieser Atmosphäre, und suchten mehr denn je die mäßiger denkenden Kreise der Nachbarn auf. Da stießen sie dann wohl oft auf ernsten Widerspruch; es berührte sie aber so ganz anders wie daheim.

Felix war der einzige, der sich um die ganze Sache fast gar nicht kümmerte. Er hatte sich ganz in seinen selbstgewählten Wirkungskreis eingelebt. Der Aufseher war sein Freund und Vertrauter ge-

worden, und ihren vereinten Anstrengungen war es gelungen, bessere Verhältnisse anzubahnen. Die Sklaven waren zufrieden. Es ging ihnen ganz gut, obgleich sie dieselbe Arbeit zu verrichten hatten wie früher. Sie wurden mit Nachsicht behandelt, die Quartiere waren in gutem Zustande und sauber, die Beköstigung war reichlich und gut. Es herrschte ein besserer Geist.

Anfangs hatte Bella sich oft in's Mittel legen müssen, um den Widerspruchsgeist des Vaters zu besiegen. Als sich aber die Einkünfte zusehends verbesserten, und alles in schönster Ordnung und Ruhe verlief, mußte auch er Ruhe geben; und er ließ Felix fortan gewähren.

La Rues und Wornals sahen mit Furcht und Hoffnung der Zukunft entgegen. Sie standen auf Seite Douglas, dessen Partei allem Anschein nach die stärkste war, und die besonders im Norden viele Anhänger hatte. Das Ultimatum der Breekenridge-Partei leistete den Republikanern großen Vorschub, denn es bewies den Schwankenden, daß die Sklavenhalter ihre Devise wahr machen wollten: „Rule or ruin", regieren oder ruinieren, und trieb sie der freien Partei in die Arme. Das Verlangen der Republikaner, daß die Macht der Sklavenhalter eingeschränkt werden sollte, hatte guten Grund, und

weises Nachgeben hätte noch alles zum Besten lenken können. Die Wahl von Douglas auf gemäßigter Plattform ganz allein konnte das Ausbrechen der wildesten Leidenschaften auf beiden Seiten hinausschieben, oder verhindern.

Doch was galten La Rue's Ansichten inmitten des aufgeregten, kampfbegierigen Südens?

So kam der Wahltag im November 1860 heran, und Abraham Lincoln wurde als Präsident erwählt. Schon am folgenden 20. Dezember erklärte sich Süd-Carolina von der Union getrennt. Dasselbe hatte der Staat schon einmal 1832 gethan, weil er keinen Einfuhrzoll dulden wollte. Damals war General Jackson, der Vater der Demokratie, Präsident der Vereinigten Staaten; und als der Vice-Präsident Calhoun sich an die Spitze der Rebellen stellte, ließ Jackson einen Galgen aufstellen und schwor, Calhoun als Landesverräter vor ein Gericht zu stellen, und ihn aufhängen zu lassen. Das machte dem Aufstande damals ein schnelles Ende. Folgte der jetzige Präsident, James Buchanan, Jacksons Beispiel, dann konnte noch das Schlimmste vermieden werden.

Buchanan that aber nichts dergleichen. Im Gegenteil: er begünstigte die Rebellen soweit es seine Stellung als Präsident zuließ. Das Volk bekam

gar keine Zeit oder Gelegenheit sich die Sache klar zu machen. Die Anführer hatten ihre Pläne schon längst fertig, und ließen das Volk nicht erst zur Besinnung kommen. In der ungeheuren Aufregung, die da herrschte, konnten sie mit ihm machen, was sie wollten.

Am 10. Januar 1861 trat Florida aus der Union; am 11. Januar folgte Alabama, am 19. Georgia, und am 1. Februar Texas.

Nur noch eine Hoffnung gab es: daß es dem neuen Präsidenten auf irgend eine Weise möglich sein könnte, den Krieg zu vermeiden.

Am Tage nach der Wahl, Mittags 12 Uhr, begab sich Abraham Lincoln, der neuerwählte Präsident der Vereinigten Staaten, von dem Saale des Senats aus nach dem östlichen Portale des Kapitols in Washington, um vor der versammelten Menge seine Antrittsrede zu halten.

Stephan A. Douglas, sein früherer Gegenkandidat, hielt während der Rede dessen Hut. Er sprach als wenn er sein Lebtag nichts anderes gethan, als solche Antrittsreden zu halten, sicher, eindringlich und mit Nachdruck. Er versprach, was auch seine Partei versprochen, daß er sich nicht in die Sklavereifrage mischen wollte, soweit dieselbe jetzt bestände. Jeder der ihn hörte begriff, daß

Abraham Lincoln wie zum Regieren geboren war und daß er sich seiner Aufgabe gewachsen fühlte.

Er nahm dann die hervorragendsten Führer seiner Partei in sein Kabinet; und jeder davon hielt sich ihm überlegen, oder hielt ihn sogar für unbedeutend. Aber in weniger denn vier Wochen lernten sie ihren Irrtum erkennen, ohne seine Hand drückend zu fühlen. Von seinem Antritt bis zu seinem tragischen Tode gab es keinen Augenblick, wo er nicht die politische sowohl wie die militärische Lage und alle seine Untergebenen vollständig beherrschte: freundlich, aber bestimmt.

Schon am 12. April feuerten die Rebellen, von Charlston in Südkarolina aus, auf das Vereinigte Staaten-Fort Sumpter, und damit war der Bürgerkrieg eröffnet.

Präsident Lincoln rief darauf 75000 Freiwillige auf drei Monate in's Feld; es wollte indessen noch Niemand so recht an den Krieg glauben. Aber am 3. Mai erließ er einen Aufruf für 300000 Mann auf drei Jahre, oder für die Dauer des Krieges.

Robert E. Lee, General in der Bundesarmee, nahm am 20. April seinen Abschied, trat in die Rebellenarmee, und ward deren hervorragendster General und Feldherr.

So drängten sich die Ereignisse mit unbeschreiblicher Schnelligkeit, und trieben dem blutigen Drama mit aller Gewalt entgegen.

Als nun kein Zweifel mehr war, daß der Krieg unvermeidlich, da erklärte Hektor seinen Eltern, daß er nach Richmond ginge, um in die Rebellenarmee einzutreten. Das sich der Krieg bis hierher erstrecken könnte, das glaubte Niemand.

Er ging, und es dauerte Monate, bis sie etwas von ihm hörten.

Doktor Wornal und Herr La Rue waren jetzt unzertrennlicher denn je. Keiner konnte die sich drängenden Nachrichten allein lesen. Sie mußten sich dabei aussprechen, um Hoffnung und Mut aufrecht zu erhalten, obgleich keiner von Beiden glaubte, daß der Süden unterliegen könnte. Sie liebten die Union, sie verehrten die Fahne, aber sie fühlten sich in erster Reihe ihrem Staate verpflichtet; und diese letzte Ansicht behielt den Vorrang.

Hatte man im Süden allgemein geglaubt, daß die Unionleute vor dem Kriege zurückschrecken würden, so mußte man diesen Glauben bald aufgeben. Denn schon im Mai 1861 kam von St. Louis in Missouri die Nachricht, daß die deutschen Miliz-Re-

gimenter dort ein Rebellen-Rekrutenlager — Camp Jackson — umringt, und sämtliche Rekruten gefangen genommen hätten.

Nun riefen sämtliche Gouverneure der Südstaaten ihre Bürger zu den Waffen. Daraufhin eilte Henry La Rue nach Baton Rouge, und trat dort in die Armee. Louis La Rue ging nach New-Orleans, um selbst eine Kompagnie zu sammeln.

Für Louisiana war es die Hauptaufgabe, New-Orleans und den Mississippi von der Seeseite zu decken. Zu dem Zweck wurden zwei Forts unterhalb New-Orleans am Mississippi geplant und erbaut, und Louis wurde mit seiner neuen Kompagnie dahin geschickt zu Schutz und Wache. Diese Forts erhielten die Namen „Jackson" und „St. Philipp". Sie wurden nach den Regeln der neuesten Kriegskunst gebaut und armiert und man hielt sie für uneinnehmbar.

Am 1. Januar 1861 bestand die Bundes-Armee aus 1108 Offizieren, und 15259 Mann, also im Ganzen 16367. Die Offiziere waren auf Kosten des Bundes geschult. Eine große Zahl dieser Offiziere war sogleich zu der Rebellen-Armee übergetreten; unter deren Leitung wurden die Forts erbauet und die Armee und Flotte organisiert.

Es waren also nur wenige Kriegskundige auf so

große Länderstrecken verteilt, um alles dieses ins Werk zu setzen; denn die Freiwilligen verstanden gar nichts davon, und mußten sich helfen, so gut sie konnten. Louis La Rue machte es wie die Anderen. Er hatte sich eine Kompagnie von einhundert Mann angeworben, und wurde zum Kapitän erwählt. Nachts lernte er denn, soviel er konnte, und lehrte es seine Leute am folgenden Tage. Er nahm es mit seiner Aufgabe so ernst, daß seine Kompagnie bald als die best eingeschulte anerkannt wurde; und als nun die Kompagnien zusammengezogen wurden, um das 7. Louisiana-Regiment zu bilden, da wurde seine Kompagnie die erste oder „A", wodurch er selbst im Range nächst dem Major folgte.

Die Kompagnie, bei welcher sein Bruder Henry als 2. Lieutenant in Baton Rouge stand, wurde demselben Regimente einverleibt, und nach dem Fort „St. Philipp" beordert. Dadurch waren die Brüder sich nahe gebracht.

Vom Norden hörte man, daß auch dort die Mobilmachung im vollen Gange war, daß die Bundesregierung mit Ernst in die Schranken trat, ja, sogar, daß Franz Siegel am 5. Juli 1861 die Rebellen bei Karthago in Missouri angegriffen und geschlagen habe. Der Krieg wütete also allenthalben. Die Südländer hatten freilich Fort Sumpter und

die Norfolk Marine Station genommen; aber das verstand sich ja von selbst, denn die lagen in ihren eigenen Landesgrenzen. Nur ein Sieg in offener Feldschlacht konnte sie befriedigen und der kam denn auch bald.

Auch dem Norden ging die Sache zu langsam. Während sich die Rebellen in Richmond sammelten, und sich auf den kommenden Kampf vorbereiteten, konzentrierten sich die Bundestruppen unter Winfield Scott in und um Washington in derselben Absicht.

Nun schoben Beauregard und Johnston ihre Rebellen-Armee von Richmond nördlich nach Manassas vor, befestigten den Platz, und bedrohten Washington.

Diese Herausforderung konnte der Norden nicht unthätig ansehn, und so wurde General Scott moralisch gezwungen, die Rebellen in ihrer selbstgewählten Stellung anzugreifen. Er gab General Mc. Dowell den Oberbefehl über 45000 Mann, in fünf Divisionen geteilt, die wieder unter dem Kommando von Heintzelmann, Tyler, Richardson, Miles und Patterson standen.

Mc. Dowell nahm mit dieser Armee Stellung bei Centreville, ungefähr sieben Meilen nordöstlich von Manassas; er schickte General Pattersons

Division von da aus nach Winchester, um die dort stehenden Rebellen unter Kirby Smith zu verhindern, sich an dem bevorstehenden Kampfe bei Centreville zu beteiligen.

Drei Meilen von Centreville, dem Feinde zu, fließt ein kleiner Strom, Bullrun genannt, von Nordwest nach Südost. Die Rebellen hatten das südliche Ufer und die einzige Brücke dort besetzt und wehrten den Übergang.

Am 21. Juli, bald nach zwei Uhr morgens setzte sich Mc. Dowell's Armee in Bewegung. Tyler sollte den Feind bei der Brücke beschäftigen; Hunter sollte hinter Tyler vorbei, und weiter marschieren, bis zu einem Platze, wo er den Bullrun unbehelligt überschreiten konnte. Heintzelmann sollte ihm folgen, dann links abgehen und den Feind zwischen der Brücke und Hunters Übergangspunkt beschäftigen. Nachdem Hunter den Fluß überschritten, sollte er die Linke des Feindes von der Seite und dessen Rücken angreifen, ihn stromabwärts drängen, bis Heintzelmann gleichfalls hinüber konnte. Dann sollten beide zusammen in südöstlicher Richtung vordringen, dadurch die Brücke freilegen und Tyler den Übergang ermöglichen. So vereint sollten sie den Feind aufrollen.

Tyler kam 2 Stunden zu spät, und hielt dadurch

alle anderen zurück. Dann war sein Angriff bei der Brücke so schwach, daß der Feind, von ihm nichts befürchtend, bei der ersten Warnung, die ihm wurde, eine nur kleine Abteilung zur Verteidigung der Brücke zurückließ und sich mit voller Macht auf Hunter warf, als dieser stromabwärts kam. Heintzelmann erkannte Hunters Bedrängnis, erzwang sich mit großen Verlusten den Übergang und leistete Hunter Hülfe.

Heintzelmann befand sich nun unmittelbar vor zwei feindlichen Batterien, die, auf zwei Hügeln postiert, Tod und Verderben in seine Reihen schleuderten. Da erspähte er eine günstige Position, einen Hügel, der noch nicht besetzt war; und um den Besitz des Hügels entspann sich der heißeste Kampf des Tages. Ricketts und Griffin's Batterien errangen sich Stellungen an den Seiten des Hügels und richteten Verheerung unter dem Feinde an; von Norden wurden sie von einer Rhode-Island Batterie unterstützt, und die Mannschaften unter Wilcox und Howard, Porter und Palmer, Sherman und Tyler kämpften Seite an Seite, um den stürmenden Feind abzuschlagen und zu verdrängen. Endlich, nach dem dritten Sturm, gelang es, den Feind gänzlich aus dem Felde zu schlagen, und der Sieg schien gesichert.

Es war jetzt nach drei Uhr Nachmittags. Seit zwei Uhr morgens waren die Bundestruppen auf den Füßen, hatten neun Meilen marschiert, und seit zwei Uhr fortwährend gekämpft. Während der Zeit hatten sie keine Gelegenheit gehabt zu essen oder zu trinken. So kam es, daß mehrere Regimenter, die den Sturm auf ihre Batterien dreimal tapfer zurückgeschlagen und den Feind vom Felde getrieben hatten, jetzt matt und müde, Reihe und Glied verließen, um sich zu stärken.

Gerade um diese Zeit erhielten die Rebellen Hülfe. Patterson hatte Kirby Smith mit 4000 Mann von Winchester auf der Eisenbahn entschlüpfen lassen. In der Nähe des Schlachtfeldes ließ er den Zug halten, ordnete seine Truppen, und führte sie quer über das Feld, dem Kampfe zu. Der Zufall brachte ihn auf die Weise in die rechte Flanke und den Rücken der Bundesarmee, und gerade dahin, wo die Rebellen, obgleich arg bedrängt, noch tapfer Widerstand leisteten.

Anfangs hatte man diese Truppen für Bundestruppen gehalten, denn von der Seite wurde keine Gefahr vermutet. Doch plötzlich eröffneten jene aus 4000 Musketen ein furchtbares Feuer auf sie. Durch die Wirkung desselben sowie aus Überraschung kamen sie in's Wanken; langsam zogen sie sich von dem

Hügel zurück, da kamen sie in Gedränge und Unordnung. Vergebens waren alle Versuche sie wieder zu ordnen, sie hörten nicht und ließen sich nicht halten, bis alle in wilder Flucht davon rannten. Ein einziges Bataillon Reguläre hielt den Hügel besetzt und deckte die Flucht, bis sie meilenweit weg waren, dann zogen sich auch diese langsam zurück.

Die Flüchtlinge rissen alles mit, was in ihre Nähe kam. Die vorrückende Reserve versuchte sie aufzuhalten, vergebens; sie konnten der eigenen Angst und dem Andrange der Nachfolgenden nicht widerstehen, sie liefen weiter, selbst als sie schon meilenweit vom Schlachtfelde entfernt waren. Dann kam die wenige Artillerie, die sich gerettet hatte, dazwischen gerasselt; Krankenwagen, Armeewagen, Kutschen. In der tötlichen Angst wurden die Pferde und Maulesel ausgespannt, ein oder zwei Mann setzten sich auf jedes Thier und jagten davon, die Gefährte als Barrikade auf der Landstraße zurücklassend. Die ganze Landstraße war zuletzt mit allem nur Denkbaren bedeckt, selbst noch meilenweit von dem Schlachtfelde, wo von Gefahr gar keine Rede sein konnte, ja, selbst bis Centreville. —

Aber es gab auch hier Ausnahmen, und besonders Heintzelmanns Division hielt sich gut. Damals hatte noch jede Division ihre eigene Kavallerie.

Die Heintzelmann's stand unter dem Befehle von Leutnant Drummond, und dieser erhielt den Auftrag, den Rückzug zu decken. Er nahm seine Stellung so, daß er eine Batterie deckte, und mit deren Hülfe trieb er den andrängenden Feind zurück. So deckte er den Rückzug von der Division, hielt den Feind vollständig in Schach, und hätte auch die Batterie gerettet, wenn er nicht ganz bestimmten Befehl erhalten hätte, sie aufzugeben.

Auf dieselbe Weise wurden Batterien aufgegeben, die schon zwei Meilen vom Feinde entfernt und in Sicherheit waren.

Als die Zouaven von New-York abends den Befehl erhielten sich zurückzuziehen, sagten sie einfach: „Thun's nicht". Aber immer bestimmter wurde der Befehl wiederholt, bis sich der Oberst auf's Bitten verlegte. „Jungens!" sagte er, „wir kamen heute morgen mit 1040 Mann hier her; jetzt sind wir noch 600. Zurück, Leute, zurück!" Laut murrend und widerwillig folgten sie endlich. Die Leute hatten gegen Mittag den Ansturm der „Black Horse Guard" abgeschlagen. Dieses war die stolzeste Reiterei des Südens, sie hatte nur schwarze Pferde. Sie kamen im vollen Galopp heran, wurden von den Zouaven mit dem Bajonette empfangen und zurückgetrieben. Die Reiterei sammelte

sich bald, zog Verstärkung heran, und rückte im Schutze einer Union-Fahne vor. Die Täuschung gelang; Niemand achtete auf sie, und kein Schuß wurde auf sie gefeuert. Dicht vor der Unionlinie warfen sie die Fahne weg, setzten ihre Pferde in Galopp, stürzten sich auf die überrumpelten Zouaven, und das Schlachten fing an.

Da war keine Zeit zum Überlegen. Im Augenblick kämpfte Mann gegen Mann, mit gleichem Mute, mit gleicher Erbitterung. Da war kein Pardon, kein Zaudern, kein Ausweichen. Mit Blitzesschnelle erreichten die Bajonette, Messer und Säbel ihr Ziel. Pferd auf Pferd fiel mit seinem Reiter blutend zur Erde. Wie Wahnsinnige rangen die Gegner um den Sieg. Anfangs waren die Reihen der Zouaven gebrochen; doch immer mehr schlossen sie sich wieder zusammen. Die Lämmer, wie sie genannt wurden, fielen, aber sie wankten nicht. Die Erde wurde schlüpfrig von Blut; Tote und Sterbende lagen übereinander; im letzten Todesröcheln stießen die Lämmer noch ihre Messer in den Bauch eines Pferdes. Auf beiden Seiten zeigte sich die Todesverachtung, von der man in der Geschichte der alten Griechen liest, die in neuerer Zeit aber wohl selten ist.

Die Reiterei wurde fast vernichtet, die Überlebenden jagten in wilder Flucht davon; und die

Lämmer konnten abends nur durch Bitten veranlaßt werden, den Rückzug anzutreten.

Auch Blenkers Brigade hielt sich gut, und machte augenblicklich Front, wenn ein Angriff drohte. Sie behauptete ihre Stellung den ganzen Abend, und gab sicheren Schutz den kopflos Flüchtenden, die durch ihre Reihen brachen. Drei Regimenter hielten den zweimal so starken Feind zurück, der siegestrunken gern seinen Triumph vollständig gemacht hätte.

Mit zunehmender Dunkelheit wurde für Blenker die Gefahr immer größer. Um elf Uhr abends wurde eine Kompagnie von Stahels Schützen durch Kavallerie angegriffen, die einen Durchweg für die nachfolgenden Kolonnen zu bahnen suchte; sie wurde zum Rückzug gezwungen und kam auch nicht wieder. Als Blenker den Befehl zum Rückzug erhielt, bat er dringend um die Erlaubnis, seine Stellung halten zu dürfen. „Retirieren!?“ schrie er, „bringen Sie mir Erlaubnis zum Vorrücken!“ Zuletzt mußte er doch dem immer bestimmter werdenden Befehle nachkommen und den Rückzug antreten.

Um fünf Uhr abends wurden das 16. und 31. Regiment von New-York beauftragt, der Virginia Kavallerie unter Jefferson Davis entgegen zutreten, welche sich auf die fliehenden Truppen werfen wollte.

Später schickte ihnen General Miles das 1. California-Regiment, unter dem Kommando von Oberst Mathesen vom 32. New-York zu Hülfe. Es gelang ihnen, Jefferson Davis mit seiner Kavallerie zurück zu halten, aber nicht den Strom der Flüchtlinge.

Das 16. und 31. New-Yorker Regiment brauchte dann keine Hülfe mehr, und Mathesen verwandte deshalb das 1. Californische dazu, Greens Batterie, die weit vorgeschoben, den Feind nach allen Richtungen hin am Vordringen hinderte, zu decken und zu unterstützen. In dieser Stellung kam ein junger Orderly (Bote oder Diener eines Offiziers ohne Rangzeichen, oder ein Kompagnie-Sergeant, welcher aber Rangzeichen trägt) zu Oberst Mathesen und teilte ihm mit, daß die Black-Horse-Kavallerie ihn zu umgehen suche, was er verhindern könne, wenn er eine gewisse Schwenkung mache. Er that das im Augenblick, und trieb auch die Black-Horse zurück. Mathesen hielt seine Stellung ohne Mühe; mehr beschäftigt den Fliehenden zu nützen, als wie dem Feind zu schaden. Da kam der Orderly nochmal zu ihm, und sagte, daß er mit seinen Truppen hier wohl nichts mehr nützen könnte, und daß es wohl das Beste wäre, wenn er sich jetzt auf Centreville zurückzöge.

Mathesen hatte den ganzen Abend noch keinen

Befehl erhalten, und diese Mitteilungen waren die einzigen, die wenigstens einen Schein von Befehl hatten. Dadurch neugierig gemacht, wandte er sich kurz an den Orderly und fragte:

„Junger Mann! wer sind Sie?“

„Ich bin ein Sohn des General-Quartiermeisters Meigs“.

„Mit welchem Rechte bringen Sie mir diese Befehle?“

„Nun, Herr,“ erwiderte jener lächelnd, „in Wahrheit habe ich in den letzten paar Stunden für diese Division alle Befehle gegeben und als General fungiert; denn es ist kein General auf dem Felde.“

Auch die Rebellen hatten tapfer gekämpft und ebenso furchtbar gelitten. Viele Feldoffiziere waren tot oder verwundet.

Der Oberst und der Oberstleutnant von der Hampton-Legion waren der erste verwundet, der zweite tot. Es wurde aber unbedingt nötig diese Legion nochmals zum Angriff zu führen, und General Beauregard übernahm die Leitung selbst. Eine Kugel riß seinem Pferde den Kopf weg, neben ihm fielen zwei Pferde von Stabsoffizieren; große Lücken entstanden in den Reihen der Mannschaft, aber todesmutig spornte er seine Leute an,

und trieb sie vorwärts, bis sie, fast vernichtet, zurückweichen mußten.

So war es auch bei General Johnston, welcher sich wie ein Löwe wehrte. Immer bemüht, seine Leute wieder zu sammeln, und die Lücken auszufüllen, trieb er sie vorwärts zum Sturm, um, von Heintzelmann fast vernichtet, wieder zurückgeworfen zu werden. Der Tag neigte sich dem Abend zu; nur mit unsäglicher Mühe hielt er die Mannschaft noch zusammen — die Schlacht war so gut wie verloren.

Da warf sich Johnston nochmals in das dichteste Kampfgewühl, ergriff die Fahne eines Georgia-Regiments, schwang sie hoch in der Luft, sammelte die Truppen um sich, und führte sie zum letzten Sturm. Er rief dem neben ihm reitenden General Cocke zu: „Oh, für vier Regimenter!!“ Dieser Wunsch erfüllte sich wirklich und augenblicklich, denn von ihrem Standpunkte aus hatten sie die Ankunft von Kirby Smith gesehen und ihn erkannt; er brachte die vier Regimenter.

Jefferson Davis hatte morgens um sechs Uhr Richmond verlassen und kam um vier Uhr nachmittag in Manasses an. Er warf sich sogleich auf ein Pferd, und jagte zum Schlachtfelde. Da kam er noch eben recht, sich an die Spitze der Virginia-

Kavallerie zu stellen. Er schwenkte den Hut, rief ihnen zu: „Vorwärts, meine braven Kameraden!“ und stürmte mit ihnen den fliehenden Bundestruppen nach.

Nach der Ankunft von Davis hatten die Rebellen drei Oberbefehlshaber auf dem Felde.

Dieser Sieg der Rebellen hatte einen gar nicht zu berechnenden Einfluß auf den Gang der folgenden Ereignisse. Er enthusiasmierte den Süden, gab ihm mehr Selbstvertrauen und Sicherheit, und trieb ihn vorwärts auf der eingeschlagenen Bahn.

Diejenigen, die bisher noch geschwankt hatten schlossen sich nun fest an und jedermann war jetzt bereit, Gut und Blut dem Süden zu opfern.

Wie anders hätte es sich gestaltet, wenn die Union-Truppen gesiegt hätten? Das stark vertretene Union-Element im Süden hätte dadurch neue Nahrung erhalten, die Friedliebenden hätten sich ihnen angeschlossen; der Krieg hätte deshalb nie so große Dimensionen gewinnen können und wäre bald zu Ende gewesen.

Dieser Sieg erzeugte genau das Gegenteil.

Der Norden fühlte sich beschämt, aber nicht entmutigt. Die Wirkung war genau wie im Süden:

die Parteien vereinigten sich. Es gab da jetzt keine Republikaner oder Demokraten mehr, sondern nur „Union Leute“ und „Copperheads“, ein Spottname für die sich südlich neigenden. Die Rüstungen wurden mit mehr Eifer betrieben, und williger traten die Männer in den Dienst der Regierung. Alles eilte zu den Waffen.

Wie bei allen Niederlagen, so auch hier; man schob die Ursache in die Schuhe der Befehlshaber; man sprach von Verräterei und dergleichen, doch wer kann die Wahrheit ergründen!

XIII.

Doktor Wornal hatte soeben die letzten Nachrichten von Bull-Run vorgelesen und rieb sich nun vergnügt die Hände.

„Na das wird ja schön werden, lieber Nachbar“, fing er an. „Der Beauregard ist doch ein tüchtiger Offizier!“

„Scheint mir auch so“, erwiderte La Rue sinnend. „Dem Namen nach ist er von französischer Abkunft.

„Die Ehre gönne ich ihm gern“, lachte ersterer; „jedenfalls ist er für uns ein tapferer Degen und es ist ein wahres Glück, daß er zu uns übergetreten ist. Den Spaß wird er auch wohl im Gedächtnis behalten haben, denn es könnte ihm schlimm gehen,

wenn die Bundestruppen ihn fingen; was ja recht gut möglich gewesen wäre, wenn er geschlagen wurde. Denn, so als Bundesoffizier an die Spitze von uns Rebellen zu treten — — —"

„Ja, den Anderen geht es doch nicht besser. Werden sie gefangen, dann werden sie auch aufgehängt!" fiel La Rue ein.

„Haben Sie von Louis kürzlich gehört?" frug der Doktor.

„Seinen letzten Brief werden Sie gelesen haben, der ist ja schon über eine Woche alt. Heute, oder sicher morgen, werden wir von ihm hören. Er ist jetzt mit Leib und Seele Soldat, und setzt seinen Stolz darein, gute Soldaten heranzubilden. Die Forts sind so gut wie fertig, und schon gut mit Kanonen versehen. Es wird aber lange dauern, bis sie da „Union-Schiffe" und Soldaten zu sehen bekommen."

„Mit einer Landmacht können sie von daher nicht durch und Schiffe haben sie keine, die sich in die Nähe der Forts wagen dürften. Deshalb wird es kaum nötig sein, viele Soldaten da zu behalten. New-Orleans ist gut geschützt!" versicherte der Doktor.

„Für New-Orleans sind auch die angeworbenen Truppen nicht bestimmt; sie werden dort nur ausgebildet und vorläufig als Wachen gebraucht. Wenn

es bald Frieden giebt, dann sind sie ganz überflüssig", belehrte La Rue.

„Was halten Sie von dem neuen Obergeneral der Bundesarmee?" fragte Wornal.

„Geo B. Mc. Lellan? Der hat sich im mexikanischen Kriege ausgezeichnet, und ist ein tüchtiger Offizier. Er war immer ein guter Demokrat; was er aber jetzt thun wird, läßt sich schwer voraussagen. Fähigkeiten hat er, und sie nennen ihn schon jetzt den jungen Napoleon."

„Mir will es gar nicht gefallen, daß die Grenzstaaten neutral bleiben wollen", sagte der Doktor. „Sie gehören zu uns, der Krieg wird auf ihren Fluren ausgefochten; denn bis in die ausgetretenen Staaten wird er sich nie erstrecken. Wollen sie den Nutzen theilen, dann sollten sie zu uns halten!"

„Sie haben ganz recht, Doktor. Columbus in Kentucky, sowie die Insel No. 10 haben wir schon befestigt, und damit ist der Mississippi vollständig von da an in unserm Besitz. Memphis, Vicksburg, Port Hudson und Baton Rouge sind fast alle uneinnehmbar und sicher in unsern Händen. „Sieh da, da kommt ja mein Sohn Henry!" unterbrach sich Herr La Rue, als er aufblickte und Henry zu Pferde herankommen sah. Er stand auf und ging ihm, gefolgt von dem Doktor, entgegen.

Henry La Rue sprang vom Pferde, eilte auf seinen Vater zu und drückte ihm herzlich die Hand, dann folgte der Doktor, und im selben Augenblick lag auch Aline in seinen Armen.

Nun stand er lachend in dem kleinem Kreise und ließ sich bewundern. Er trug die volle Uniform der Conföderierten; grau mit gelben Aufschlägen und das Abzeichen eines zweiten Leutnants. Als Kopfbedeckung trug er eine graue Mütze, nach französischem Schnitt. Er wußte, daß er in der schönen, neuen Uniform gut aussah, und ließ sich gern betrachten.

„Wo kommst du denn her, Henry?“ frug Aline.

„Direkt von Baton Rouge, Schwesterchen!“ war die Antwort. „Ich kann als zweiter Leutnant ganz gut abkommen. Wir haben ja nichts zu thun als wie zu drillen; drillen, drillen! nichts wie drillen, auf Wache ziehn und uns selbst zu bewachen. Da können sie ohne mich schon fertig werden, ich mußte 'mal heim kommen.“ Damit hatte er Aline erfaßt, und schwang sie lustig im Kreise umher.

„Es freut mich, daß du gekommen bist“, sagte Herr La Rue; „Wie lange kannst du hier bleiben?“

„O, einige Tage.“

„Haben Sie keine Neuigkeiten mitgebracht?“ frug der Doktor.

„O ja; bei Wilson-Creek in Missouri haben die Union-Truppen unter Lyons und Siegel unsern General Price angegriffen und sind nach langem, hartem Kampfe zurückgeschlagen. General Lyon ist gefallen. Die Verluste auf beiden Seiten sehr groß. Jetzt wird Price wohl auf dem Marsche nach St. Louis sein.“

„Da folgt ja Sieg auf Sieg, so daß man ordentlich Kourage kriegt!“ schmunzelte der Doktor.

„Wann war das?“ frug Herr La Rue.

„Am 10. August glaube ich;“ war die Antwort.

„Seitdem kann schon wieder viel passiert sein; es dauert jetzt arg lange, bis wir Nachrichten hierher kriegen.“

„Da hast du recht, Papa! denn am 6. September hat ein gewisser General Grant die Stadt Paducah am Ohio in Kentucky besetzt. Unsre Leute waren gerade auf dem Marsche dahin, kamen aber um einige Stunden zu spät.“

„Paducah?! Das war schlimm!“ rief Herr La Rue. „Dann steht er ja im Rücken von Columbus und bedroht die Stadt von der Landseite! wie viel Truppen hat er denn?“

„Ja, das wußte man noch nicht so genau; die

Nachricht kam eben an, als ich schon auf dem Pferde saß."

Hagar meldete, daß das Essen bereit sei; und etwas mißgestimmt begab man sich in das Eßzimmer.

Bald nachdem die Mahlzeit beendet, nahm Henry seine Mütze und verabschiedete sich von den Herren, um den Aufseher aufzusuchen. An der Thür hing sich Aline an seinen Arm, und munter plaudernd, schritten sie den Nebengebäuden zu. Der Aufseher war schon wieder in das Feld gegangen, und sie wandten sich, um ihm zu folgen.

„Du, Henry, laß uns einmal bei Arthur eintreten," bat Aline.

„Gern, wenn es dir Vergnügen macht!" erwiderte der Bruder, und sie gingen zu seinem Häuschen.

Arthur stand an die Thür gelehnt; die eine Hand flach auf den Kopf gelegt, und die andere hinter sich. Vor ihm auf dem Rasen saß Sambo, eifrig beschäftigt eine alte, zerbrochene Trommel wieder herzurichten. Als er die herannahenden Schritte hörte, sprang er schnell auf; er wäre aber vor Schreck fast wieder umgefallen, als er die Gestalt in Uniform erblickte. Seine Augen wurden so groß, wie kleine Tassen und den Mund sperrte

er auf, als wenn Krämpfe in Anzug wären; dabei streckte er die Arme seitwärts aus, wie ein altmodischer Telegraph. In wenigen Sekunden erkannte er seinen Herrn, und nun fiel er fast in Verzückungen vor Freude und Bewunderung.

O, Lord and Master! wie ich mich freue! Das ist ja großartig! So sahen die Soldaten aus? Die möcht' ich mal' sehen!"

Henry und Aline lachten ausgelassen über den närrischen Neger.

„Sag', Sambo, möchtest du auch Soldat werden?" frug ihn Henry.

„Ja, Master Henry, wenn ich so eine Uniform kriege!" war die prompte Antwort.

„Deshalb machst du auch wohl die Trommel schon zurecht?"

„Ja! denn ohne Trommel geht es nicht. Die Trommel ist die Hauptsache."

„Wenn das der Fall wäre, dann ließe ich mir das Soldatensein schon gefallen," lachte Henry; „aber man kann da auch totgeschossen werden!"

„O, da gehen die Trommler nicht mit hin."

„Sambo, Sambo!" lachte Henry; „wir dürfen uns totschießen lassen, und du bleibst weit vom Schuß!?

Sambo kratzte sich bedenklich den wolligen Kopf:

„Wer sollte denn auf Mister Arthur aufpassen, wenn Sambo tot geschossen würde?“ sagte er zerknirscht.

Arthur hatte sich gestreckt, hoch aufgerichtet und stand als wenn Achtung kommandirt wäre. Henry musterte ihn lächelnd.

„Schwesterchen! Das wäre ein herrlicher Soldat!“

„Wer? Arthur! den gebe ich nicht her; der muß hier bleiben.“

„Aber dein Bruder darf gehen, nicht wahr? Ihr seid große Patrioten, fast so groß wie Arthemus Ward; der ist nämlich willens, den letzten Verwandten seiner Frau dem Vaterlande zu opfern.“ Dann, ernster werdend, fuhr er fort: „Er ist aber wirklich ein schöner Mann; schade daß er seinen Verstand nicht wieder bekommen hat. Du hältst wohl recht viel auf ihn?“

„Wir alle halten viel auf ihn. Selbst Frau Wornal und Bella und Florence kommen alle paar Tage und besuchen ihn. O, Bella hat ihm ein paar wunderschöne Hausschuhe gestickt und machen lassen. Sie sind aber zu klein geraten, so daß er sie nicht tragen kann. Komm in's Haus, ich will sie dir 'mal zeigen!“

Willig folgte er Alinen in das Haus.

Er war früher schon einige Male hier gewesen; darüber war aber geraume Zeit verflossen, und seit-

dem waren hier Veränderungen vorgenommen, von denen er keine Ahnung hatte. Deshalb blieb er verwundert in der Thür stehen, und betrachtete die Einrichtung.

„Sieh nur mal, wie schön!“ sagte Aline, welche die fraglichen Hausschuhe neben dem Bette aufgehoben hatte, und sie ihm vorhielt.

Zerstreut nahm Henry die Hausschuhe in die Hand ohne sie zu betrachten.

„Und ihr alle Viere habt jeder geholfen, dieses Zimmer zu dem gemütlichsten der ganzen Welt zu machen?“

„Na, gewiß doch! warum denn nicht?“

„Von dir und Frau Wornal ließ sich das schon erwarten; aber von Bella und Florence?! niemals!“

Die bringen ja eben die schönen Blumen mit und bleiben auch immer am längsten hier.“

„Den Mann könnte ich fast beneiden!“ seufzte Henry.

„O, du! das ist ja ganz was andres.“

Jetzt bemerkte er die Schuhe, die er in der Hand hielt; es war ein Meisterwerk der Stickerei. Auf rotem Sammet, in moosfarbige Blätter gebettet, lag eine eben sich erschließende weiße Rose.

Sinnend haftete sein Blick auf dem Geschenk. Was hatte das zu bedeuten? Was veranlaßte die

stolze Schönheit, solch eine Arbeit zu vollbringen? Und diese Arbeit war für Arthur, den blödsinnigen Fremdling. Das war keine Spielerei, da hatte Herz und Gemüt mitgewirkt. Gemüt bei Bella? Davon hatte er bisher nicht viel bemerkt; und doch hielt er hier den Beweis in den Händen. Sein Blick haftete wieder auf Arthur. Ja, schön war er, ohne Zweifel; eine Gestalt wie den Heldensagen entnommen; das blonde Haar, leicht gewellt, hing bis in den Nacken. War es nur Laune, oder wäre es möglich — ? Mädchenherz, Mädchenherz!

Er gab der Schwester lobend die Schuhe zurück. Sein Blick fiel auf ihr feines, durchsichtiges Gesicht. Sie war ja noch ein Kind, so harmlos, so nichts ahnend, und doch so liebevoll und vorsorglich; sich selbst so unbewußt, wie ihr Schützling.

Er rieb sich leicht die Stirne, und, um nur etwas zu sagen, bemerkte er: „Ja, wirklich! es ist sehr schön hier. Doch jetzt laß uns gehen."

Unter dem harmlosen Geplauder war die Scene bald vergessen. Sie durchschritten das Negerdorf, angestaunt von den Kindern und den Frauen, denen es oblag, die Haus- und Küchenarbeiten zu verrichten. Reinlichkeit und Ordnung herrschte hier überall. Nachdem sie Henry in seiner Uniform erkannt hatten, wurde er von ihnen freudig und ehrerbietig begrüßt.

Draußen im Felde herrschte reges Leben. So weit das Auge reichte, erstreckten sich die Felder. Wohin der Blick sich wandte, traf er auf die fleißig arbeitenden Sklaven. Groß und Klein, Männer und Weiber, jeder hatte eine ihm passende Arbeit zu verrichten. Das Sumpfland war jetzt ein prachtvolles Reisfeld, und eine einfache, sinnreiche Einrichtung sorgte dafür, daß der in der Nähe vorbeifließende Bach hinreichend Wasser abzweigte, um den Boden sumpfartig zu erhalten, wie es der Reis verlangte.

Die Baumwolle kann viel Wärme vertragen aber nur wenig Wind. Um die zu ziehen, waren Felder gewählt, die durch Wald geschützt lagen. Alles andere war mit Zuckerrohr bepflanzt, mit Ausnahme der Felder, wo der Bedarf für Haus, Hof und Scheune gezogen wurde.

Endlich hatten Henry und Aline den Aufseher gefunden, und nun wurde oberflächlich das Geschäftliche erledigt. Für heute war es schon zu spät, um in die Einzelheiten zu gehen; Henry hatte sich sozusagen nur erst angemeldet; aber über den Krieg mußte er berichten, was er wußte.

Die Sklaven erfuhren von dem Kriege nichts, als was ihnen der Zufall zubrachte. Niemand gab ihnen Aufschluß. Die Phantasie der unwissenden Neger, welche so wie so gern selbst das Natürlichste myste-

riös macht, bildete aus den gehörten Brocken ganz unglaubliche Geschichten. Lincoln war ihr Messias, der sie alle frei und reich machen wollte. Dann wurde alles gleichmäßig verteilt, und die Neger wohnten mit in den Herrenhäusern. Zu jeder Zeit konnten sie mit den Dampfschiffen fahren, wohin sie wollten; sie konnten sich so schön kleiden wie die Weißen, und von arbeiten war keine Rede mehr. Wäre es aber zum Aufstande gekommen, dann hätte man wohl keinen einzigen gefunden, der La Rue's Plantage unter irgend einer Bedingung verlassen hätte. Die Welt war ihnen fremd. Sie hatten gar keine Ahnung davon, wie sie ein Leben führen sollten, ohne einen Aufseher. Hier war ihre Heimat, hier war ihre Welt. Sie hatten nie eine andere Lebensweise gekannt; sie waren damit zufrieden, und wollten keine andere.

Freiheit! Das Wort hat einen eigenartigen Klang. Viele jauchzten der Freiheit entgegen; sie hatten aber auch das bange Gefühl vor dem Fremden, Ungewissen, das den Einwanderer beschleicht, wenn er sich der Küste des ersehnten Landes nähert.

Heute nun sahen sie ihren jungen Herrn in seiner schönen kleidsamen Uniform. Sie begriffen nicht, was diese Uniform bedeutete und daß sie nur angelegt war, um ihre Sklaverei womöglich auf immer

zu befestigen. Die Negeraugen sahen nur das Schöne daran; und hätte man ihnen solche Uniformen gegeben, dann hätten sie gern für ihre eigene Sklaverei mitgekämpft.

Als Henry und Aline in das Haus zurückkam, fanden sie Bella und Florence da. Freudig begrüßte man sich, und schüttelte sich herzlich die Hände.

„Das trifft sich gut, daß ich die Damen gleich nach meiner Ankunft hier begrüßen kann," sagte Henry; denn schwerlich hätte ich Urlaub erhalten, um Sie noch heute in Harris Mansion besuchen zu können."

„Uns freut das auch", sagte Bella; „wir hatten keine Ahnung davon, daß Sie hier waren; sonst hätten wir unsern Besuch wohl aufgeschoben, um nicht zu stören. Die eigentliche Ursache unseres Kommens ist nämlich ein Brief von Hektor, den wir Herrn La Rue zum lesen bringen wollten."

„Hektor war in der Schlacht bei Bull Run", fiel Florence ein; „und hat mit Jefferson Davis den letzten Sturmlauf mitgemacht. O, der ist ein wahrer Held!"

„Das ist das Wenigste", sagte Bella; „er hat den ganzen Tag tüchtig mitgekämpft. Besonders

aber um Mittag machte er den Sturmangriff auf die New-York-Zouaven mit. Doch Sie müssen selbst lesen, was er schreibt;" damit reichte sie Herrn La Rue einen Brief hin. Dieser nahm denselben, entfaltete ihn, ließ seinen Blick flüchtig da rüber gleiten, und reichte ihn weiter an Doktor Wornal mit der Bitte, ihn vorzulesen.

Der Doktor stand schon wie auf heißen Kohlen; er konnte kaum abwarten, bis er den Brief zurecht gestrichen hatte, um ihn lesen zu können. Er überschlug Datum und Überschrift, und las:

„Wir hatten schon erfahren, daß die Bundestruppen vorrückten, und waren bereit, sie in unseren Befestigungen zu empfangen. Damit waren Viele nicht zufrieden, deshalb gingen wir ihnen bis Bull Run entgegen und machten ihnen den Übergang streitig. Wir glaubten leichtes Spiel mit ihnen zu haben, doch darin hatten wir uns getäuscht."

„Schneller als wir es für möglich gehalten, hatten sie den Übergang erzwungen, und drängten uns trotz unserer heftigen Gegenwehr immer wieder zurück. Da erhielt unsere Black-Horse-Reiterei den Befehl, die N. Y. Zouaven aus dem Felde zu schlagen, um unserm rechten Flügel Erleichterung zu verschaffen. Sechshundert Mann stark fielen wir über sie her; wir mußten aber nach hartem Kampfe zu-

rück. Vierhundert Reiter wurden dann zur Verstärkung herangezogen, und wir rückten wieder vor. Später erst hörte ich, daß unser Oberst eine Union-Fahne vorantragen ließ, um den Gegner zu täuschen, was ich aber kaum glauben kann oder mag. Sicher ist, daß wir ihnen bis auf kurze Entfernung nahe kamen, ohne daß auf uns geschossen wurde. Dann wurde zum Sturm geblasen, und in wenigen Sekunden waren wir mitten unter ihnen."

„Den Kampf zu beschreiben, ist mir unmöglich. Wir hatten sie augenscheinlich überrumpelt; das machte ihnen aber gar nichts aus! Anfangs kämpfte jeder von ihnen allein; allmählich zogen sie sich mehr zusammen, und zuletzt hatten sie uns förmlich umringt. Unsre Pferde wurden dadurch so eng zusammengedrängt, daß wir uns nicht entwickeln konnten; und unsre toten und verwundeten Kameraden und Pferde bildeten für uns ein großes Hindernis für freie Bewegung. Bald lichteten sich die Reihen auf beiden Seiten, aber zu Hunderten lagen die Gefallenen über einander auf der Erde. Mit vieler Mühe gelang es uns, freie Bahn zu schaffen, und dann machten wir den letzten Versuch sie zu werfen. Blitzschnell fuhren unsre Säbel durch die Luft, ebenso schnell waren ihre Bajonette. Zum Sehen oder Denken blieb keine Zeit; nur zuschlagen, schnell zuschlagen, oder

es war unser Letztes; und wir hieben tüchtig ein. Wohl die Hälfte auf beiden Seiten lag blutend auf der Erde; und doch wurde mit gleichem Mute fort gekämpft, keiner gab Raum.

„Plötzlich erhielten die Zouaven ein uns unbekanntes Signal, und da änderte sich das Bild. Mit einem Sprunge waren sie zwischen uns; in der einen erhobenen Hand hielten sie das kurze Gewehr zum Schutz, in der andern hielten sie ihr acht Zoll langes Messer; und ehe wir nur ihre Absicht erkannten, und ohne daß wir auch nur einen Schlag auf sie führen konnten, lagen zahllose von unsern Pferden, von ihren Messern durchbohrt, blutend und zuckend auf der Erde."

„Wir hatten die Hoffnung auf Erfolg schon längst aufgegeben, und fochten nur weiter, weil Keiner der Erste auf dem Rückzuge sein wollte. Jetzt änderte sich die Lage; es wurde zum Rückzuge geblasen, sonst wäre auch Keiner von uns übrig geblieben. So schnell wie möglich entwanden wir uns aus dem Knäuel; diejenigen, die ihre Pferde verloren hielten sich an den Steigbügeln der Glücklicheren, und dann hieß es: jeder für sich!"

„Ich hatte auf jeder Seite einen hängen, aber, „Twilight" schien froh zu sein, wegzukommen, und brachte uns alle drei glücklich in Sicherheit."

„Fast keiner von uns kam ohne Schramme davon. Meine Uniform ist zerstochen und zerrissen; auch habe ich einige kleine Verletzungen am Körper, sie sind aber ohne Bedeutung."

„Unser Zweck war insoweit erreicht, daß sich unser rechter Flügel aus seiner gefährlichen Stellung zurückziehen konnte, und wir hatten praktisch erfahren, daß man den Feind nicht unterschätzen soll." —

„Wir hatten dann nicht viel zu thun bis Nachmittag gegen vier Uhr. Bis dahin war alles gegen uns gegangen, trotz dem Todesmute unsrer Leute. Um die Zeit kam uns Kirby Smith mit 4000 Mann von Wincheſter zu Hülfe. Er griff den Feind in der Flanke und im Rücken an, drängte ihn zusammen, und so, zwischen zwei Feuer gestellt, mußte er weichen!"

„Dann erhielten wir den Befehl, den fliehenden Feind zu verfolgen, und zu derselben Zeit kam auch Jefferson Davis an. Der setzte sich an die Spitze der Virginia-Kavallerie, unsere Black Horse schloß sich an seine Rechte an, und vorwärts ging es. Wir haben aber keine Heldenthaten mehr verrichten können, obgleich wir erst spät in der Nacht zur Ruhe kamen."

„Der Jubel im Lager ist groß, die Beute noch

gar nicht abzuschätzen; der errungene Sieg vollständig bis in's Lächerliche — und doch kann ich mich nicht recht freuen. Die feindlichen Truppen waren gut und ich befürchte, daß es noch manchen harten Kampf kosten wird, bis wir unsere Unabhängigkeit errungen haben werden." —

Dieser Brief brachte nun wohl nichts, was nicht schon in den Zeitungen gestanden hatte, aber er kam direkt vom Schlachtfelde, kam von einer lieben, bekannten Person; die Quelle war zuverlässig. Deshalb war es ganz in der Ordnung, daß Jeder mit Spannung dem Vorlesen zuhörte.

Als der Doktor damit fertig war, faltete er den Brief sorgsam wieder zusammen und schob ihn in den Umschlag.

„So," sagte er dann; „da werde ich meine alten Sägen und Messer bald wieder in Ordnung bringen müssen."

„Meldet sich das Kriegsfieber?" lachte Herr La Rue.

„Nein, das nicht! aber die Notwendigkeit. Zum Helden habe ich gar keine Anlagen, aber als guter Staatsbürger muß ich doch meine Pflicht thun. Denken Sie sich Ihre Söhne verwundet auf dem Schlachtfelde. Was würden Sie davon denken, wenn

ich dann ruhig daheim bliebe? Henry, was würden Sie davon denken?"

„Sollte mir solch ein Unglück begegnen, dann würde ich jedenfalls wünschen, daß Sie mir hülfreich zur Seite ständen. Dabei würde ich aber nicht vergessen, wie unentbehrlich Sie hier sind. Ihr Sohn Harry wird nicht zaudern, seine Dienste anzubieten, wenn es nötig wird, aber Sie müssen hier bleiben."

Aline hatte sich angstvoll an den Doktor geschmiegt und sah ihn bittend an.

„Na, Sie junger Schelm, morgen gehen wir noch nicht!" beruhigte sie der Doktor, indem er ihr sorgsam die Haare rückwärts strich. „Also Kopf hoch und nur nicht ängstlich. Aber man muß jetzt auf alles gefaßt sein, und sich bereit halten; nicht wahr, Kleine?"

Auch Florence war bei dieser Unterredung heftig erschrocken, und fragend hing ihr Blick an Henry. Dieser schlug sogleich einen leichteren Ton an, und versicherte Allen, daß er kugelfest sei. Dann wandte er sich an Florence: „Oder wird gewünscht daß ich davon laufe, wenn das Schießen losgeht?"

Ein tiefes Rot stieg dem jungen Mädchen zu Kopfe. Zaudernd haftete ihr Blick auf dem Teppich. doch bald richtete sie sich auf, und ihre Augen

leuchteten von Enthusiasmus, als sie auf Henry zutrat. Sie ergriff seine Hand, schüttelte sie herzhaft, und sagte: „Nein! o, nein! Henry; thun Sie Ihre ganze Pflicht, was auch daraus werden mag."

„Ja! Florence; das ist, was auch sein Vater sagt," fiel Herr La Rue ein; „Viele Thränen mögen fließen, viele Herzen mögen brechen, aber es muß sein. Mein Herz hängt an der Union, und doch opfere ich meine beiden Söhne, um uns davon loszureißen. Der Süden ist unser Vaterland, und ihm müssen wir Blut und Leben weihen. Erst geht die Jugend; im Notfalle gehen dann auch die Alten."

Bella hatte den alten Herrn begeistert in die Augen gesehen, nun seufzte sie: „O, wäre ich ein Mann! wie gerne ginge ich mit in's Feld!"

„Wenn alle den Mädchen im Süden, die so denken wie Sie, ihr Wunsch erfüllt würde, dann hätten wir jungen Männer wenig Ursache, Liebesbriefe zu schreiben!" lachte Henry.

Nach einigen Tagen kehrte Henry in seine Garnison zurück. Der Abschied war diesesmal schwerer wie je zuvor, besonders war Florence davon bewegt.

Sie war in letzterer Zeit stiller und nachdenklicher geworden; oft schaute sie lange sinnend in die Ferne und blickte dann plötzlich, wie aus dem Schlafe erwachend, scheu um sich, um zu sehen, ob

man sie beobachtet hatte; war das der Fall, dann röteten sich ihre Wangen, und bei erster Gelegenheit schlich sie davon.

Jeder hatte soviel mit sich selbst zu thun, daß ihr Benehmen kaum bemerkt wurde. Aber Henry hatte ein scharfes Auge; ihm blieb nicht verschlossen, was in dem schönen Mädchen vorging, und es erfüllte ihn mit Freude und Hoffnung auf schöne Tage.

Wie Frühlingshauch zog es durch die jungen Herzen, doch es war keine Zeit, jetzt darüber zu sprechen. Das Vaterland rief seine Söhne, er mußte dem Rufe folgen, und er folgte gern und willig. Noch drohte keine Gefahr für den Scheidenden, aber die aufdämmernde Erkenntnis sieht überall Gefahren. Unter diesen Umständen wurde der Abschied schwerer wie sonst. —

Henry hielt die Hand des Mädchens länger als sonst wohl; auch schaute er ihr tief in die feuchten Augen, doch es wurde kein Wort gesprochen. Schnell machte er sich los, bestieg sein bereit stehendes Pferd und noch im Davon-Reiten rief er zurück: „Ich komme bald wieder!“ während ihm die Zurückbleibenden mit ihren Taschentüchern ein „Lebe wohl!“ nachwinkten.

Nun lief die Zeit wieder langsam dahin; nie geht sie langsamer, als wenn Sehnsucht die Herzen erfüllt, oder wenn man großen Ereignissen entgegensieht. Die Herren warteten auf neue Siegesnachrichten; ihre ganze Unterhaltung drehte sich um den Krieg. Worüber hätten sie auch sonst sprechen können in dieser bewegten Zeit!

Die Zeitungen wurden mit Ungeduld erwartet, und die gemeldeten Begebenheiten gründlich erörtert. Die im Süden erscheinenden Zeitungen ließen alles im rosigsten Lichte erscheinen. Es kamen aber noch häufig nördliche Zeitungen in ihre Hände und daraus erfuhren sie dann, das jedes Ding zwei Seiten hat.

Der Süden hatte den Vorteil, daß er der Union-Armee die meisten und besten Offiziere abtrünnig gemacht hatte, und dadurch wurde es ihm leichter, neue Regimenter kriegsfähig zu machen. Für Waffen hatte der Kriegsminister in Washington schon lange vorher gesorgt, indem er lange vor dem Anfange des Krieges Waffen und Kriegsbedarf vom Norden nach dem Süden bringen ließ. Selbst die kleine Armee war soviel wie möglich dahin verlegt; und die Kriegsschiffe in entfernte Meere gesandt.

Mit der Erwählung Jefferson Davis zum Präsidenten der Konföderation, erhielt die Rebellion einen Zentralpunkt und ein Oberhaupt. Das Kapitol

wurde dann sogleich von Montgommery in Alabama nach Richmond in Virginia verlegt — am 1. Juni 1861 — und Robert E. Lee erhielt den Oberbefehl über sämtliche Truppen.

Die Regierung im Süden war von Anfang an eine Militärherrschaft, und die Gesetze standen selten im Wege, wenn Umstände geboten. Wagte Jemand das Vorgehen der Regierung zu kritisieren, dann wurde er sehr bald unschädlich gemacht.

Anders war es im Norden. Lincoln rief den Kongreß schon im April 1861 zusammen, und alles wurde ganz genau nach den Vorschriften der Konstitution und der Gesetze gemacht. Die pedantische Strenge, spöttisch „Rothband und Siegellack" benannt, mit welcher die Form beobachtet wurde, brachte manchen Patrioten fast zur Verzweiflung. Die zahlreichen Freunde des Südens hatten im Norden das volle Recht, ihre Ansichten, ja, selbst ihre Wünsche, unverhüllt auszusprechen; die Zeitungen konnten schreiben was sie wollten, sie vergrößerten die Vorteile und Siege des Südens, verkleinerten die des Nordens, doch die Regierung hatte kein Recht dagegen einzuschreiten und that es auch nicht.

Washington und Richmond waren die Brennpunkte, auf die sich aller Blicke richteten; denn es konnte kein Zweifel aufkommen, daß vor oder

zwischen diesen Städten das Drama zu Ende kommen mußte. Wurde Richmond von den Bundestruppen erobert, so wäre damit dem Süden wohl genug Mut und Hoffnung genommen, um gern Frieden zu machen; und dasselbe Resultat erwartete der Süden, wenn es ihm gelang, Washington zu erobern.

Die Pflanzerssöhne im Süden hatten sich nie viel um die Arbeiten auf den Plantagen bekümmert, das besorgten die Sklaven unter strengen Aufsehern. Sie widmeten sich vielmehr dem Sport, waren an ein zügelloses Leben gewöhnt; im Reiten und Schießen waren sie Meister, und deshalb, je toller das Unternehmen, desto mehr sagte es ihrem Geschmack zu. Als dann der Krieg anfing, eilten diese jungen Herren nach Richmond, und bildeten den Kernpunkt der Rebellenarmee, so daß mit Recht gesagt wurde: ‚Die Blüte der Jugend des Südens war in der Armee von Virginia vereint.‘ —

Im Norden mußte jeder arbeiten, und sich sein Brod selbst verdienen. Müßiggang kannte man da nicht. Der Krieg kam deshalb recht ungelegen. Ungern legte der Handwerker sein Gerät hin, um das Gewehr aufzunehmen; aber Patriotismus und der Wunsch und die Hoffnung, durch schnelles Eingreifen den Krieg bald zu beenden, ließ jeden in die Armee eintreten.

So rüstete man im Süden wie im Norden mit gleichem Erfolge.

Herr La Rue und der Doktor hatten dieses Alles sorgfältig erwogen und überlegt; und sie überschätzten ihre Aussichten nicht. Die Sklaven verhielten sich noch ganz ruhig; aber was würden sie thun, wenn eine Unions-Armee einrückte? Sie fürchteten sich nicht vor ihren eigenen Sklaven, wohl aber vor der großen Masse derselben im ganzen Süden: Vier Millionen.

Das gab reichlich Stoff zum Besprechen, und außerdem mußte man mehr oder weniger die Arbeiten überwachen. Die Zuckerernte war im vollen Gange, aber es fehlte ein Markt dafür, der Mississippi war oben und unten von den Feinden blockiert, und Seehandel ganz ausgeschlossen. Ebenso ging es mit Baumwolle, Reis, Orangen und Citronen. Was sich halten ließ, wurde aufgestapelt für kommende Gelegenheiten. Unter allen diesen Komplikationen bemerkten die Herren gar nicht, daß Weihnacht und Neu-Jahr unmittelbar vor der Thür standen.

Auch die Damen gewöhnten sich allmählich an die veränderten Verhältnisse und brachten manche Stunde in animierten Gesprächen hin. Bella und Florence vertraten den Krieg, nichts war ihnen zu heilig oder zu teuer; sie waren willens Alles zu

opfern, um die Yankees zu schlagen. Thea und Aline wünschten wohl dasselbe Resultat, schauderten aber vor den Kämpfen und dem Blutvergießen zurück. Sie hätten gern ihre Sklaven frei gegeben, wenn sie damit hätten Ruhe und Frieden erkaufen können.

Dabei vergaßen sie aber nicht, daß Weihnacht im Anzuge war. Jede der Damen hatte Arbeiten in der Hand, und eilig flogen die Nadeln. Da wurde nicht allein für die eigenen Brüder genäht und gestickt, jedenfalls sollten auch Andere bedacht werden. Gefragt oder gesagt wurde darüber nichts, aber der unermüdliche Eifer bei der Arbeit ließ soviel erraten.

Weder Louis noch Henry La Rue waren zum Besuch daheim gewesen und konnten auch, den Briefen nach, nicht zu den Festtagen erwartet werden. Dafür aber gingen und kamen sehr viele Briefe, die alle sehr geheim gehalten wurden; sie enthielten demnach wohl keine Kriegsereignisse und wären den Unbeteiligten gewiß unverständlich gewesen. —

Henry war mit seiner Kompagnie nach Fort St. Philipp verlegt. Dieses sowohl wie Fort Jackson wurde fortwährend verbessert, vervollkommnet und armiert. Deshalb herrschte da ein reges Leben, als erwarte man einen baldigen Angriff. Das war aber nicht der Fall denn man hielt die Forts schon lange für unbesiegbar und

unpassierbar. Der Kommandant war ein alter Soldat und er versäumte nichts, um auf alle Fälle vorbereitet zu sein.

Die beiden Brüder, sowie alle andern, hatten reichlich zu thun. Vor allem kam das Drillen, dann auf Wache oder Parade ziehen, und Lagerdienste verrichten. Jeder ging dann gern früh zur Ruhe wenn es der Dienst erlaubte. Die einzige Freude und Abwechslung die sie hatten, war, wenn sie Briefe empfingen oder schrieben. Henry war damit sehr eifrig; er hatte immer einen Brief in Arbeit; es waren nicht alles Kriegsberichte, die er schrieb.

Louis war nicht ganz so eifrig mit Schreiben und seine Briefe trugen fast alle die Adresse seines Vaters — mit wenigen Ausnahmen. Er war ein tüchtiger Offizier geworden; streng im Dienst, aber nachsichtig, wo es die Umstände erlaubten. Der General hielt sehr viel auf ihn und zog ihn oft zu Rate. Seine Leute hingen an ihm mit Leib und Leben.

An Urlaub für die Festtage war nicht zu denken, ebensowenig hatten die Brüder Gelegenheit, für ihre Lieben Geschenke einzukaufen. Zum Glück hatte sich ein Photograph eingefunden, und nun that Louis, und später auch Henry, was die Anderen auch thaten: er ließ sich photographieren.

Der Photograph fand viel Arbeit, denn jeder

wollte sich den Seinen in voller Uniform vorstellen. Diese Uniformen waren aber nur selten vollständig, und der gleiche Rock, Hut, Revolver u. s. w. mußte für viele Bilder ausreichen. Diese Bilder mögen später wohl manches Lächeln hervorgerufen haben. Die meisten Soldaten hielten zwei ellenlange Revolver kreuzweise über die Brust; das Gewehr mit dem Bajonette darauf lehnte gegen den rechten Arm; an der linken Seite neben dem Brodbeutel und der Feldflasche war ein großes „Käsemesser" zu sehen; die Patrontasche war vorn auf den Bauch gezogen; der Tornister, hoch gepackt, sah über die Schultern hervor, der Hut oder die Mütze war mit einer schwarzen Straußenfeder geschmückt, und dabei machten die Krieger ein Gesicht, als hätten sie soeben einen Mord begangen.

Der Geschmack der Offiziere war ein etwas anderer; diese waren nur bemüht, ihre Uniform und ihre Abzeichen in's rechte Licht zu stellen.

Kurz vor dem Feste wurden diese Kunsterzeugnisse sorgfältig verpackt und an die verschiedenen Adressen abgeschickt. Einige Tage später kamen dann die Geschenke aus der Heimat in den Forts an, welche im Durchschnitt recht brauchbar und deshalb sehr willkommen waren. Für die Mannschaft Socken, Taschentücher, Nadelbücher, Zwirne und

dergleichen. Die Offiziere konnten sich über gestickte Zigarrentaschen, Pelzmützen, Hausschuhe u. s. w. freuen, obgleich ihnen ein paar gute Socken lieber gewesen wären.

XIV.

Die Festtage waren herangekommen, das änderte aber im Soldatenleben nichts. Die Übungen nahmen ihren regelmäßigen Verlauf, die Wachen wurden wie immer bezogen, und Nachmittags um vier Uhr fand die Parade statt. Dann endlich konnten diejenigen, die nicht auf Wache waren, die Waffen ablegen, und, im Kreise sitzend, über ihre Angehörigen und die Heimat plaudern. Dann kam das Hauptthema, der Krieg.

Die südlichen Zeitungen fachten den Enthusiasmus der Truppen an und sorgten dafür, daß sie nicht entmutigt wurden. Alle Berichte zeigten, daß der Süden allein Erfolge aufzuweisen hatte, und daß die Bundestruppen ganz harmlos waren.

Die Offiziere waren besser unterrichtet. Sie wußten, daß U. S. Grant von Cairo aus mehrere Vorstöße gemacht und jedesmal seinen Zweck erreicht hatte. Sie wußten, daß er mit 17000 Mann

die Stadt Paducah in Kentucky, an der Mündung des Tenneſſee in den Ohio, beſetzt, und dadurch Naſhville, das Kapitol von Tenneſſee, und Columbus in Kentucky ernſtlich bedrohte.

Bis dahin war der Ohio hier die Grenzlinie zwiſchen Nord und Süd; dieſe Linie hatte Grant nun überſchritten und ſtand mit ſeiner Armee auf dem geheiligten Boden des Südens.

Nun kamen bald in Fort Jackſon Befehle an, durch welche die ganze Beſatzung in große Aufregung gebracht wurde. Die Truppen wurden verſammelt und der General hielt ihnen eine feurige Rede. Er machte ſie bekannt mit dem, was am Ohio vorgefallen war, und daß es notwendig erſchiene, von hier alle Truppen, die entbehrt werden könnten nach Naſhville zu ſchicken, um unter General Albert Sidney Johnſton das Kapitol zu retten und den Feind wieder aus dem Lande zu treiben. Zum Schluß ſagte er: „Bis hierher iſt der Feind noch nicht gekommen; noch droht hier keine Gefahr; ſobald werden wir hier keine Gelegenheit haben die Waffen im heiligen Kampfe gegen den Feind zu gebrauchen. Doch fünfhundert von euch ſollen dieſe Gelegenheit jetzt haben. Wir brauchen euch, die ihr geht, nicht zu ermuntern, eure Schuldigkeit zu thun; wir wiſſen, daß ihr ſie thun werdet. Be-

denkt, daß nicht allein die Blicke eurer Kameraden die hier zurückbleiben, euch folgen, sondern daß die Blicke des ganzen Südens euch begleiten auf eurer ruhmreichen Bahn, während wir hier als treue Wächter am Thore zurückbleiben, um euch den Rücken zu decken. Der Adjutant wird den betreffenden Offizieren die Befehle einhändigen, und morgen früh muß der Abmarsch erfolgen."

Donnerndes Hurrahrufen, welches gar nicht enden wollte zeigte, wie gern alle zum Gehen bereit waren. Mit Spannung erwarteten sie den Adjutanten, um zu erfahren, welche Kompagnien ausersehen waren. Sie brauchten nicht lange zu warten, denn der stand schon bereit; er hatte nur das Ende der Rede abgewartet. Kapitän La Rue war der Erste, welcher Marschbefehl erhielt.

Freudig leuchtete sein Antlitz, als er vor seine Kompagnie trat und den Leuten sagte, daß ihnen die Ehre zu teil geworden und sie für würdig befunden, als Erste von hier in den Kampf zu ziehen. Er ging der Reihe entlang, drückte jedem die Hand und versprach und verlangte gute Kameradschaft.

Die Mannschaften waren fast närrisch vor Freude und Stolz. Sie drückten sich gegenseitig die Hände, umarmten sich und jubelten, als hätten sie das große Los gewonnen.

Nun ging es an das Vorbereiten.

Vor Allem wurden erst gleich Briefe in die Heimat geschrieben. Dabei wurde es Vielen recht weich und wehmütig um das Herz, und es kostete viel mehr Zeit wie sonst um alles zu sagen, was sie auf dem Herzen hatten. Dann wurden die mitzunehmenden Sachen ausgesucht. Das hatte auch seine Schwierigkeiten; denn, wenn man sich an eine Sache gewöhnt hat, dann glaubt man gar nicht ohne sie fertig werden zu können. Die Mehrzahl waren Pflanzerssöhne; weiße Hemden, Taschentücher, Unterzeug zum Wechseln u. dgl. schienen ihnen unentbehrlich. Der Soldat hat aber seine ganze Bagage auf dem Rücken mitzutragen, und das war der Haken. Sie fanden dann auch bald heraus, daß sie außer einer wollenen Decke, Hemd und Hose, wenig mitnehmen konnten. Alles andere mußten sie den Zurückbleibenden lassen. —

Nachdem Louis seiner Kompagnie die nötigen Befehle erteilt, begab er sich zu seinem zweiten Lieutenant, welcher kränkelnd im Zelte lag. Er überzeugte sich durch den Augenschein, daß derselbe außer stande war, jetzt auf den Marsch zu gehen und er erreichte es dann leicht, daß jener einwilligte, seine Stelle mit Henry La Rue zu tauschen.

Nun ging Louis zum General, und erwirkte dessen Befehl zu der Versetzung. Mit diesem in der Tasche, ließ er sich nach dem Fort St. Philipp rudern. Dort angekommen, fand er, daß der Tagesbefehl auch da bereits verlesen war, und große Aufregung verursacht hatte.

Er fand seinen Bruder als „Achilles grollend im Zelte", weil seine Kompagnie keinen Marschbefehl hatte. Als Louis ihm aber den Befehl übergab, kraft dessen er in seine Kompagnie versetzt war, da war sein guter Humor schnell wieder hergestellt. Die Förmlichkeiten waren in kurzer Zeit erledigt, die Abschiedsbesuche bei den Kameraden gemacht, und ohne sich mit viel Gepäck zu belästigen, begleitete er seinen neuen Kapitän nach Fort Jackson.

Der erste Lieutenant hatte sie schon erwartet, und so konnten sie gleich den Plan für den Marsch entwerfen.

Hauptbedingung: wenig Gepäck; ein Diener für alle drei, und der mußte zugleich ihr Koch sein. Zelte sollten sie erst in New-Orleans erhalten, wo auch die Bewaffnung und die Uniformen vervollständigt werden sollten.

Nachdem alles für den Marsch besprochen und erledigt war, setzten sich auch die Offiziere an den Schreibtisch.

Louis schrieb wie gewöhnlich, ausführlich und genau, alles was sich zugetragen und was ihnen, aller Wahrscheinlichkeit nach, zunächst bevorstand Seine Worte waren weicher und herzlicher als sonst. Alle Nachbarn und Bekannte wurden einzeln genannt und gegrüßt, und unter diesen befand sich auch Bella Harris. Er bat sogar seinen Vater, sie in seinen besonderen Schutz zu nehmen, wenn eintretende Umstände es erheischen sollten. Zum Schluß versicherte er, daß alle mit frohem Mute in den Kampf zögen.

Sorgfältig versiegelte er den Brief und adressierte ihn an seinen Vater. Dann stützte er sinnend den Kopf in die Hand. Hatte er alles geschrieben was er schreiben sollte? waren alle Freunde hinreichend erwähnt? Hätte er doch noch etwas hinzufügen sollen? Dann raffte er sich auf, nahm ein frisches Blatt Papier, schrieb in fliegender Hast einige Reihen darauf, siegelte es in einen Umschlag und schrieb mit leichtem Erröten die Adresse darauf: „An Fräulein Isabella Harris, La Rues Landung, La." — —

Henry war mit dem Briefe an seinen Vater bald fertig; dafür dauerte es aber desto länger mit einem anderen. Dabei brauchte er sich gar nicht erst zu besinnen was er schreiben wollte, denn die

Feder flog unaufhaltsam und schnell über das Papier. Endlich machte er eine Pause und sah mit Erstaunen den Haufen Blätter, die er schon beschrieben. Es beschlich ihn der Gedanke, daß er schon viel zu viel geschrieben, und doch hatte er noch lange nicht alles gesagt, was er im Sinne hatte. Verlegen strich er den Schnurrbart, kratzte den Kopf, wischte mit dem Taschentuche die Stirn. Er fand, daß er eigentlich die Hauptsachen noch gar nicht geschrieben hatte. Überlesen mochte er den Brief nicht; aber was hatte er denn wohl geschrieben? Wie konnte er so viel Papier voll schreiben, ohne das zu sagen was er eigentlich hatte sagen wollen?

Näher kommende Schritte veranlaßten ihn, einen kurzen Schluß zu machen weil alles Papier beschrieben war. Dann raffte er schnell die Blätter zusammen, schob sie in einen Briefumschlag und siegelte ihn zu. Sorgfältig säuberte er dann erst die Feder, tauchte sie bedächtig in die Tinte und schrieb kunstgerecht, mit den schönsten Buchstaben die Adresse darauf: „An Fräulein Florence Harris, Postoffice: La Rues Landung, La.“

Früh am nächsten Morgen lag ein Dampfschiff am Ufer bereit, die fünfhundert Mann mit Sack und Pack aufzunehmen. Unter Trommelschlag und

allgemeinem „Hurrah“ kamen sie anmarschiert und waren in kurzer Zeit an Bord untergebracht. Ein Kanonenschuß gab das Zeichen zur Abfahrt; dick wälzte sich der schwarze Rauch aus den Schornsteinen, die Schiffsglocke gab die üblichen Zeichen zur Abfahrt, kaum merklich schob sich das Schiff rückwärts in den Strom hinaus. Die Signale rasseln im Maschinenraum, und ein langer heulender Ton der Dampfpfeife zeigt an, daß es vorwärts geht. Die Maschinen stampfen und pusten, die mächtigen Räder fangen an sich zu drehen, und langsam setzt sich das Schiff stromaufwärts in Bewegung. Nun rasseln auf beiden Seiten die Trommeln, die Mützen werden geschwenkt, und unter donnernden „Hurrah's“ und noch einem Kanonenschuß zum Abschied entfernt sich das Schiff mit seiner lebenden Ladung.

Die Festtage wurden bei La Rues wohl recht fröhlich verlebt, es fehlte dabei aber doch die rechte Stimmung.

Bella und Florence hatten sich eingefunden, und später kamen auch Wornals dazu. Die Unterhaltung drehte sich natürlich um die Abwesenden und den Krieg. Sie konnten gar nicht begreifen warum die jungen Herren nicht auf Urlaub kamen, es drohte

ja da unten gar keine Gefahr. Auf Harry Wornal hatte man so wie so nicht gerechnet; der war zu sehr beschäftigt. Er war als Militärarzt angestellt, und konnte oder wollte sich keinen Urlaub erwirken.

Herr Harris war fast nie zu Hause, und Niemand wußte was er trieb oder wo er seine Zeit zubrachte. Er war noch ebenso verbittert wie früher, und wildes Feuer sprühte aus seinen Augen.

Hektor war in Richmond bei dem Generalstabe angestellt, also viel zu weit weg, als daß man ihn hätte erwarten können.

So blieb denn als letzter und einziger Gesellschafter, den man erwarten durfte, nur Felix übrig. Aber auch der hatte sich seit einiger Zeit wenig gesellig gezeigt. Die Sorge um das Wohl der Familie Harris lag jetzt ganz auf seinen Schultern. Durch große Anstrengungen war es ihm gelungen, die drückendsten Schulden abzutragen; noch ein gutes Jahr hätte ihn in leichtes Fahrwasser gebracht. Nun war der Krieg ausgebrochen, schnitt ihm den Markt ab, und damit war ihm, wie es schien, die einzige Aussicht genommen, Harris Mansion für die Familie zu retten. Er hatte gleich erkannt, daß er sich mit den Sklaven gut stellen mußte, um von der Seite Ruhe zu haben. Das war ihm ganz gut gelungen, weil sein Vater immer abwesend war, und seine

Schwestern andere Dinge im Kopfe hatten. Wenn er aber nun seine Produkte nicht verkaufen konnte — woher sollte er dann das Geld nehmen?

Der Doktor war sein guter Ratgeber geworden und stand ihm treulich zur Seite. Mit sicherem Blick hatte er erkannt, daß Welschkorn und Weizen bald mehr gesucht, und bessere Preise erzielen würden als wie Baumwolle, für welche die Ausfuhr gänzlich abgeschnitten war. Die Regierung konnte nicht umhin, den Truppen Zucker zu liefern, und Louisiana war der einzige Staat, der Zucker erzeugte, folglich mußte der gute Preise bringen. Erbsen und weiße Bohnen wurden im Süden gar nicht gezogen; als Ersatz dafür mußte Reis dienen, welcher nur in den beiden Carolina's und in Louisiana gebaut wurde. Dort war diese Ernte sehr gut ausgefallen.

Unter diesen Umständen riet ihm der Doktor, den Gläubigern Baumwolle in Zahlung anzubieten und wenn die eigenen Vorräte nicht ausreichten die ganze Schuld zu decken, dann stellte er ihm seine eigenen, sowie die des Herrn La Rue zur Verfügung. Damit würden dann die Beiden die einzigen Gläubiger, und sie würden ihn nicht drücken.

Mit großem Eifer hatte Felix den Plan und das Anerbieten angenommen, und sich mit den Kreditoren seines Vaters in Verbindung gesetzt. Es

erforderte zwar längere Zeit, viele Schreiberei, selbst einige Reisen, um das Geschäft in Gang zu bringen und zu erledigen; aber es gelang.

Herr La Rue hatte des Doktors Vorschlag gern angenommen und den Aufseher beauftragt, die Baumwolle zu wiegen und zu markieren, damit sie ohne Zeitverlust von Felix in Empfang genommen werden konnte. Dasselbe that der Doktor mit seinen Vorräten und so wickelte sich das Geschäft zu allgemeiner Zufriedenheit ab und alle drei hatten ihre Baumwolle verkauft.

Dieses Geschäftes wegen hatte Felix in der letzten Zeit sich wenig um die Damen kümmern können. Zu Weihnachten und Neujahr stellte er sich aber bei La Rue's um die Mittagszeit ein. Das Geschäft war zwar noch nicht ganz erledigt, ging aber dem Ende zu, und das gab ihm gute Laune. So unterzog er sich der Aufgabe, die abwesenden anderen jungen Herren sämtlich in seiner Person zu ersetzen. Er war immer ein guter Gesellschafter, und „Ladies man" gewesen, aber bei diesen Gelegenheiten übertraf er sich selbst. Er sprühte förmlich von Witz und guten Einfällen; dazu wurde gespielt, gesungen und getanzt. Für kurze Zeit war der Krieg und die Abwesenheit der Anderen vollständig vergessen.

Auch die alten Herren wurden davon mitgerissen;

der Doktor zeigte wieder jugendliches Streben, und ein ruhiges freundliches Lächeln verklärte Herrn La Rue's sonst so ernstes Gesicht.

— — — — — — — — — — — —

Arthur Schreiner war schon längst im Herrenhause vollständig daheim. Wenn er kam, dann trat er mit festen Schritten ein, und setzte sich entfernt von der Gesellschaft nieder. Diese wurden dadurch durchaus nicht gestört, aber jeder beachtete ihn mit freundlichen, zutraulichen Blicken.

Anders war es mit Bella. Arthurs Einfluß auf sie hatte sich nicht vermindert. Kam er in ihre Nähe, dann mußte sie ihn ansehen; und ihre Augen glänzten, wie die Sterne der Nacht. Sie konnte dann der Unterhaltung nicht folgen, selbst wenn sie sich alle Mühe gab, den Zauber, der sie fesselte, zu zerreißen. Oft, ja immer, versuchte sie sich dieses zu erklären. Nie kam ihr auch nur im Entferntesten der Gedanke, daß sie ihm näher treten möchte: ihr ganzer Stolz hätte sich dagegen aufgebäumt. Mitleid war es auch nicht, denn damit war sie von der Natur recht spärlich bedacht. Absichtlich ließ sie ihre Gedanken oft zu den Abwesenden wandern; Wort für Wort wußte sie den lieben Brief, den sie zu Weihnacht erhalten, auswendig; sie war durch und durch treu — — und doch?!

Louis war ihr Jugendtraum. In ihrem Stolze und Übermut hatte sie ihn, ohne es zu wollen oder zu wissen, herb beleidigt. Daher hatte er sich ihr gegenüber sehr kühl verhalten; doch schon längst hatte sie erkannt, daß die Wunde bei ihm heilte, und daß er ihr mehr zugethan war, als er zugeben wollte. Ihre Liebe zu ihm zwang sie, ihren Willen seinen Wünschen, selbst den leisesten, unterzuordnen. Warum nun mußte sie, selbst gegen ihren ernsten Willen, diesen „Idioten" immer anblicken?

Gegen Ende des laufenden Monats, Januar 1862, machte sich der Krieg bei La Rue's mehr fühlbar. Die Briefe von Louis und Henry waren angekommen, worin sie meldeten, daß sie dem Feinde im Norden entgegenzögen und bald Gelegenheit haben würden, sich mit ihm zu messen.

Nun waren Bella und Florence für mehrere Tage kaum zu sprechen. Sie hatten rotgeweinte Augen und sahen blaß und angegriffen aus, was erraten ließ, wie schwer sie von den erhaltenen Nachrichten betroffen wurden. Als die Mädchen sich dann etwas beruhigt, begaben sie sich zu Herrn La Rue. Sie trafen, wie jetzt fast immer, den Doktor und seine Frau an, alle drei in ernster

aber ruhiger Stimmung. Alle waren durch die unerwartete Nachricht freilich vollständig überrascht; aber bald waren sie gefaßt und stolz darauf, daß die beiden jungen Männer sobald die Feuertaufe erhalten sollten.

Einige Wochen später erfuhren sie denn auch, was dieses Zusammenziehen der Truppen veranlaßt hatte.

Sämtliche Armeen der Conföderierten westlich von dem Alleghany-Gebirge bis an den Mississippi, mit Ausnahme des äußersten Südens, waren unter den Oberbefehl von General Albert Sidney Johnston gestellt. Dieser machte Nashville zu seinem Hauptquartier, und bildete sich eine Operations-Linie, die sich links auf Columbus am Mississippi stützte. Dann folgten der Reihe nach in östlicher Richtung: Fort Donelson am Tennessee; Fort Heiman und Fort Henry am Columbus-Flusse; dann Bowling-Green, alle diese Forts waren regelrecht und kunstgerecht gebaut, armiert und bemannt. Dann kam, noch mehr östlich, Mill Springs, welches durch Brustwehren geschützt wurde.

Früh im Januar 1862 rückte der Bundesgeneral Don Carlos Buell in der Richtung auf Bowling-Green vor; und Geo. H. Thomas erfocht einen Sieg bei Mill Springs. General U. S.

Grant, mit 17 000 Mann, nahm eine drohende Stellung bei Paducah ein.

Dies war es, was den conföderierten General Johnston veranlaßte, alle zu Gebote stehende Hülfstruppen an sich zu ziehen; und das brachte die Truppen von Fort St. Philipp und Jackson nach Tenneſſee. Aber noch ehe sie ihren Bestimmungsort erreichten, waren sie da schon überflüssig geworden; denn der Bundesgeneral Grant hatte am 6. Februar Fort Henry und Heiman eingenommen.

General Grant verließ mit seiner Armee von 17000 Mann Paducah am 2. Februar, ging den Tenneſſee-Fluß aufwärts nach Süden und belagerte Fort Henry. Sieben Kanonenboote unter Flaggen-Offizier Foot begleiteten ihn.

Fort Henry lag an einer Biegung des Flusses und war sehr gut gebaut und angelegt. Das Lager davor für die Truppen war durch Bruſtwehren, Lauf- und Schießgräben gut geschützt und die ganze Umgebung, bis dicht an das Lager war überschwemmt. 2800 Mann, mit 17 schweren und vielen kleinen Kanonen bildete die Besatzung, welche von General Tilghman befehligt wurde.

Am 6. Februar wollte Grant das Fort angreifen, fand aber, das Tilghman abgezogen war

und nur einhundert Mann bei den Kanonen zur Täuschung dagelassen hatte.

Nun begab sich Grant sogleich auf den Weg nach Fort Donelson am Cumberland, elf Meilen entfernt. Er mußte annehmen, daß Johnston, um seine Linie zu decken, große Verstärkung dahin bringen würde, und er eilte, dem zuvor zu kommen.

Fort Donelson und die 21000 Mann Besatzung standen unter dem Oberbefehl von General Floyd, mit Pillow nächst im Range.

Grant kam ungehindert bis auf Schußweite an das feindliche Lager. Er brauchte dann mehrere Tage um seine Armee ganz zu sammeln und aufzustellen. Am 13. und 14. fanden heftige Kämpfe statt, an denen sich auch die Kanonenboote beteiligten. Am 15. versuchte Floyd sich durchzuschlagen. Grant war zu der Zeit bei der Flotte, er eilte herbei, führte seine Truppen zum Sturm, trieb die Conföderierten zurück in das Fort, und besetzte dessen Außenwerke.

In der folgenden Nacht flüchteten Floyd und Pillow mit 3000 Mann; die Mehrzahl davon fand Platz auf den bereitliegenden Dampfschiffen, die Anderen suchten am Ufer entlang zu entkommen. Auch General Forrest entkam mit nahezu 1000 Mann Kavallerie.

Vor Tagesanbruch am 16. Februar wurde im Fort die weiße Fahne aufgezogen und General S. B. Buckner, welcher jetzt kommandierte, übergab das Fort mit allem was darin war, ohne Bedingungen.

Grant hatte an diesem Tage eine Armee von 27 000 Mann. Johnston blieb währenddem ruhig in Nashville und wartete ab, wie es mit Fort Donelson ausfallen würde. Floyd meldete ihm von dort freilich Sieg über Sieg; aber die Wichtigkeit des Platzes machte es ihm zur Pflicht, alles aufzubieten, sich selbst an die Spitze zu stellen, das Fort zu halten und Grant zu schlagen.

Alles das lag jetzt nicht mehr in seinen Händen. Er hatte in zehn Tagen 20 000 Mann, drei Festungen und drei Schlachten verloren. Grant hatte nur die Toten und Verwundeten verloren, und dafür bedeutende Verstärkungen erhalten. Sobald Donelson gefallen war, gab Johnston Nashville und Chatanooga ohne Schwertstreich oder Zeitverlust auf, zog sich auf Corinth, in der nordöstlichen Ecke von Mississippi zurück und sammelte die Überreste seiner Armee.

Grant eilte nach Nashville und fand, das Johnston es mit seinem Fortkommen so eilig gehabt, daß er versäumt, die angehäuften Vorräte an Lebensmitteln, Kleidung, Waffen, Munition u. dgl. zu zer-

stören oder wegzuschaffen. Alles dieses fiel in die Hände der Union-Truppen.

Sobald Johnston in Corinth angekommen war, fing er an die Stadt zu befestigen, und Verstärkung an sich zu ziehen. In unglaublich kurzer Zeit hatte er wieder 40,000 Mann unter seinem Kommando. Dazu gehörte auch das 9te Louisiana-Regiment, dem Louis La Rue's Kompagnie zugeteilt war.

In Corinth kreuzen sich zwei für den Süden sehr wichtige Eisenbahnen. Die eine verbindet Memphis, und damit den ganzen Westen, mit Richmond und dem Osten; die Andere den Süden mit dem Norden. Außerdem ist dort eine Eisenbahn die Corinth mit Jackson in West-Tennessee verbindet. Dadurch wurde Corinth ein sehr wichtiger strategischer Punkt, und es war anzunehmen, daß Johnston ihn bis auf den letzten Mann vertheidigen würde. Aber die Wichtigkeit Corinth's allein war es nicht, was Johnston zum Äußersten trieb.

Seine unerhörten Verluste in so kurzer Zeit, und das Aufgeben der Vertheidigungslinie, wodurch Columbus, Bowling Green, Nashville, und der größte Teil von Kentucky und Tennessee dem Süden verloren gingen, hatte die Conföderierten bis in's Mark erschüttert. Jeff. Davis, sein Kabinet, Alle waren sehr bestürzt, denn eben Johnston war der

General, auf dem ihre Hoffnungen ruhten, und dem sie ihr ganzes Vertrauen schenkten. Er wurde allgemein als der beste General in der südlichen Armee betrachtet, und nun diese rasch sich folgenden Verluste!

Das veranlaßte Jeff. Davis, an General Johnston einen geharnischten Brief zu schreiben. Es war nicht gerade ein offizieller Tadel, aber doch recht nahe daran. Er legte ihm dringend an's Herz, daß man sehr viel von ihm erwarte, und daß Thaten allein ihn wieder in das rechte Licht stellen könnten.

General Johnston hatte bisher eine Unentschlossenheit gezeigt, die viel zu denken gab. Was ihm zur Ehre gereichte, war die Umsicht, mit welcher er Corinth befestigte und eine neue Armee sammelte.

Dieses wäre ihm aber nicht möglich gewesen, wenn nicht U. S. Grant von seinem Vorgesetzten General Halleck in Washington, gröblich angeklagt und verläumdet wäre. Grant wurde daraufhin seines Kommando's enthoben bis die Sache untersucht werden konnte. Das währte denn einige Wochen; es stellte sich heraus, daß die Anklagen grundlos waren, und am 17ten März übernahm er wiederum den Oberbefehl über seine Armee.

Diese war aber in der Zeit schon wieder in alle Richtungen hin zerstreut. Grant wußte, das Johnston bei Corinth stand; sein Grundsatz war, die feindliche

Armee zu finden und zu schlagen, dann fielen die Städte und Länder von selbst in seine Hände. Deshalb war es sein erster Befehl, sämtliche Truppen in der gradesten Richtung nach Corinth zu dirigieren. Als Sammelplatz bestimmte er Pittsburg-Landung, und Hamburg-Landung am Tennessee. Die Entfernung zwischen diesen Landungen und Corinth betrug resp. 20 und 17 Meilen.

Der Tennessee war zu der Zeit durch anhaltende Regengüsse hochangeschwollen; er war aus seinen Ufern getreten und das Land weit und breit überschwemmt. Dadurch war es Grant unmöglich, seine Armee in der Nähe, am östlichen Ufer zu sammeln, und so mußte das in Savannah geschehen, einen Städtchen sechs Meilen unterhalb. Sobald sich Truppen dort einfanden, wurden sie mit Dampfschiffen nach ihrem Bestimmungsplatze gebracht, und so günstig wie möglich postiert.

Jetzt erwartete Grant mit Ungeduld nur noch die Armee unter Buell, 40000 Mann stark, die schon längst hätte da sein können; dann wollte er Johnston in seiner befestigten Stellung angreifen. Er hatte jetzt schon 35 000 Mann und diese waren, ohne daß Johnston es zu verhindern suchte, auf der Westseite des Flusses aufgestellt, aber ohne Brustwehren irgend einer Art, weil er gleich vorrücken wollte.

Auf einer Anhöhe, drei Meilen vom Fluß entfernt, stand ein Blockhaus, welches als Schule und Kirche benutzt wurde. Dies war Grants Centralpunkt. Rechts davon stand Sherman mit seiner Division, sämtlich neue Truppen. Links davon stand Mc. Clernand, mit den Truppen, die bei Henry und Danelson gewesen waren. Links von diesen stand Prentiß mit 3000 neuen Truppen. Stuart bildete mit einer Brigade die äußerste Linke. Hurlbut lag in dichter Masse als Reserve hinter Prentiß, und C. F. Smith hatte den Befehl über die Reserve hinter Sherman und Mc. Clernand. Beide Flanken waren durch stark angeschwollene Ströme gedeckt, sodaß ein Umgehen ausgeschlossen war.

Johnston war durch den Brief von Präsident Davis arg irritiert. Er fühlte selbst, daß er Großes leisten mußte, um das Vertrauen des Südens wiederherzustellen, und deshalb machte er sich denn auch einen großen Plan zurecht: Er wollte sich auf Grant werfen, ihn vernichten, denn fliehen konnte er nicht wegen der Flüsse hinter ihm. Dann wollte er den Tennessee überschreiten, und die herankommende Armee unter Don Carlos Buell schlagen. Durch diese Siege fielen Tennessee und Kentucky wieder in seine Hände und dann wollte er den Kriegsschauplatz auf die Nordseite des Ohioflusses verlegen.

Gleich anfangs hätte er wohl einen Teil des Planes ausführen können, aber sein Wankelmut ließ ihn die rechte Zeit verpassen. Täglich hielt er Kriegsrat ohne Resultat. Beauregard, nächst zu ihm im Range, wollte die Yankees hinter den Festungswerken erwarten. Johnstons Truppen waren auch neu im Dienste, dafür aber um so eifriger, weil sie sicher glaubten, daß ein Südländer genug war für fünf Yankees. Nur mit Mühe hielten die Offiziere ihre Mannschaften von eigenmächtigem Vorrücken zurück. Die Kavallerie war nicht so leicht zu zügeln; und vom ersten April an drangen sie in kleineren oder größeren Abteilungen bis dicht vor die feindlichen Vorposten. Das brachte dann jedesmal ein Gefecht zu stande, in denen die Rebellen immer den Kürzeren zogen, sodaß sie oft bis an ihre eigenen Vorposten verfolgt wurden. Johnston hatte mit seiner Armee Corinth verlassen, und rückte noch immer zaudernd und unentschlossen vor. Da verkündete am 6. April morgens 5 Uhr 14 Minuten Kanonendonner von der Union-Seite, daß die Schlacht begonnen.

Weder Grant noch Johnston beabsichtigten heute die Schlacht zu schlagen.

Grant war in Savannah und erwartete Buell, welcher selbst schon seit dem Vorabend da war

ohne sich zu melden, um ihn mit den Zuständen bekannt zu machen und nötige Befehle zu geben. Der Kanonendonner rief ihn auf das Schlachtfeld, ohne Buell gesehen zu haben.

Johnston saß beim Frühstück, umgeben von seinen Generälen, als die ersten Kanonenschüsse fielen. Er sprang auf und rief: „Meine Herren, notieren Sie die Zeit!"

„5 Uhr 14 Minuten, General!" war die Antwort.

„Sie alle kennen den Plan!" fuhr Johnston eilig fort. „Grants Linke wird aufgerollt, auf sein Centrum und den rechten Flügel geworfen, vernichtet, in den Fluß getrieben oder gefangen genommen; und nun vorwärts auf Prentiß!"

Einige Kompagnien von Prentiß' Armee waren frühmorgens auf Kundschaft ausgezogen, und stießen auf eine feindliche Partei, welche dieselbe Absicht hatte. Es kam dann zum Gefecht, keiner gab nach, jede zog Verstärkung heran und somit fing die Schlacht an. Nun war das eben da, wo Johnston den Angriff machen wollte, und paßte genau in seinen Plan.

Er warf sich nun mit voller Macht auf Prentiß, um ihn zu erdrücken und zu vernichten.

Prentiß war dieser Macht nicht gewachsen.

Hartnäckig kämpfend, zog er sich langsam zurück, und um 8 Uhr 20 Minuten fiel sein Lager in die Hände des Feindes.

Die nachdrängenden feindlichen Kolonnen, welche bei Prentiß nicht verwendet werden konnten, warfen sich nun mit tollkühnem Ungestüm auf Mc. Clernand. Der Angriff war so heftig, daß mehrere neue Regimenter ihre Stellung verließen und sich zurückzogen, ohne einen Schuß zu thun. Zwei Oberste führten sogar selbst ihre Regimenter außer Schußweite.

Nun wurde auch Sherman angegriffen, und damit wütete der Kampf auf der ganzen Linie.

Ununterbrochen, selten zu gleicher Zeit, wurde die Unionlinie im Sturm angegriffen; bald hier, bald da. Mit unglaublicher Todesverachtung warfen sich die Rebellen auf dieselbe, um, fast vernichtet, wieder zurückgeworfen zu werden.

Dennoch wichen die Angegriffenen oft zurück, um sich wieder zu formieren, und das zwang die ganze Linie allmählich zurück. Ihr Zeltlager fiel bald in Feindes Hand, aber ihre Linie blieb undurchbrochen.

Grant war zu seiner bedrängten Armee geeilt, und nahm sofort die Zügel auf. Er eilte von einem General zum Andern, ordnete an, gab Befehle, zeigte sich seinen Truppen, ermutigte und be-

ruhigte sie; und als die Mittagszeit herangekommen, wußte er, daß die Truppen sich an das furchtbare Kriegsgetümmel gewöhnt, ihr Selbstvertrauen wiedergefunden, und er sich auf sie verlassen konnte.

Johnstons Plan oder Absicht war, Grants Armee zu vernichten. Das war aber nur möglich, wenn er sie in Unordnung brachte, in wilde Flucht trieb und eine Panik verursachte. Nichts davon war ihm bis jetzt gelungen, der Widerstand wurde sogar mehr systematisch und schon lagen tausende seiner besten Leute tot oder verwundet auf der Wahlstatt. Immer wieder warf er seine braven Soldaten rücksichtslos auf den standhaften Gegner, in der Hoffnung, seinen Zweck zu erreichen. Willig folgten diese dem Befehl und griffen mit markerschütternden Geschrei (Rebel yell) todesmutig an. Drängten sie dann stellenweise auch wohl den Gegner zurück, so mußten sie selbst doch auch wieder zurück, um der Vernichtung zu entgehen.

Johnston hatte mit finsteren Blicken zugesehen, wie die kühnsten Angriffe der Conföderierten an der Unionlinie, wie die Wellen am Felsen, zerschellten. Wohl kamen sie zurück, aber ihre Reihen waren bedenklich gelichtet. Nach Mittag mußten die Überbleibsel von Kompagnien, Regimentern und Brigaden zusammengezogen werden, um eine An-

griffskolonne zu bilden. Nun waren auch die Soldaten, selbst die Offiziere, nicht mehr so willig, vorzugehen. General Breckenridge, der Redner mit der Silberzunge und andere hielten Reden, um sie zu ermutigen. Johnston trieb sein Pferd auf die nächste Gruppe zu und frug:

„Was für ein Regiment ist dies?"

„Das 7. Louisiana!" war die Antwort.

„Wer ist im Kommando?" frug er weiter.

Da trat ein Offizier, mit den Abzeichen eines Kapitäns vor, salutierte und sagte: „General! unsere Feldoffiziere sind tot oder verwundet, deshalb mußte ich das Kommando über die Überreste des Regiments übernehmen."

„Sind Sie verwundet?"

„Nein, General."

„Wie heißen Sie?"

„Louis La Rue, General."

„Wer befiehlt Ihre Kompagnie?"

„Was davon übrig ist, kommandiert mein Bruder, Lieutnant Henry La Rue."

„Major La Rue, sammeln Sie Ihr Regiment zum Sturm, und sagen Sie Ihrem Bruder, dem Kapitän La Rue, daß der Erfolg des Tages von diesem Sturmangriffe abhängt. Bitte, beeilen Sie sich!"

Damit ritt Johnston zu anderen Gruppen, und endlich war es den vereinten Anstrengungen der Generäle gelungen, eine Kolonne zu formieren. Nun zog Johnston seine Uhr aus der Tasche und blickte flüchtig darauf. „Zwei Uhr", sagte er vor sich hin; „gelingt es, dann ist noch Zeit genug, um die Aufgabe heute zu vollbringen." Dann gab er dem Pferde die Sporen und sprengte vor die Front, schwenkte den Hut hoch in die Luft und rief;

„Vorwärts! Kameraden, mir nach! Kein Schuß wird gefeuert, bis auf kurze Distanz!"

Sie alle kannten den Platz, wo sie angreifen sollten, sehr gut; er hatte sich bei ihnen den Namen „Hornissennest" erworben, und alle waren schon dagewesen. Die besten Brigaden waren eine nach der anderen davor zusammengeschmolzen und zurückgeworfen.

Jetzt führte sie ihr Oberbefehlshaber in Person dahin. Er ritt ihnen voran, bis er die rechte Distanz erreicht hatte; und eben wandte er sein Pferd, um hinter die Front zu reiten, als ihn eine Kugel in das Bein traf. Er achtete gar nicht darauf, zu viel beruhte auf diesem Angriffe. Er sah, wie seine Soldaten Heldenthaten verrichteten, wie sie kämpften und fielen; der Feind wankte nicht. Er fühlte jetzt erst, wie die Schwäche ihn übermannte, er ritt zu-

rück, und einige Offiziere hoben ihn ohnmächtig vom Pferde. Gleich darauf starb er.

Sherman und Mc. Clernand hatten sich auf diesen Angriff gut vorbereitet. So bitter und entschlossen wie hier, hatte der Kampf nirgends gewütet. Das Gebüsch war buchstäblich von Musketenkugeln abgemäht und Bäume von sechs Zoll Durchmesser abgeschossen. Artillerie konnte nicht eingreifen, weil sich die Gegner zu nahe waren, und die Kavallerie wurde durch den dichten Wald und die Bodenformation behindert.

Langsam, Schritt für Schritt, zogen sich die Bundestruppen zurück, alle niederschießend, die es wagten vorzudringen. Nun standen sich die Gegner erschöpft gegenüber; vordringen konnten die Rebellen nicht, dableiben war sicherer Tod; sie mußten zurück und Schutz suchen.

Prentiß hatte sich den ganzen Tag tüchtig gewehrt, obgleich auch er zurückweichen mußte. Nachmittags hatte er versäumt, sich mit Mc. Clernands Linie zurück zu ziehen, dadurch war seine rechte Flanke ohne sein Wissen entblößt. Die Konföderierten überraschten ihn in dieser Stellung, schnitten ihm den Rückzug ab und zwangen ihn zur Übergabe mit 2200 Mann; das war um 5 Uhr abends.

Hurlbut hatte seine Reserve sogleich formiert,

und schlug den angreifenden Feind gründlich zurück. Zugleich stellte Grant seine ganze Reserve-Artillerie, zwei Batterien schwere Geschütze, links von Hurlbut auf. Als nun der Feind den letzten Versuch machte, Grants linken Flügel aufzurollen und mit starken Verlusten abgeschlagen wurde, da gab er es auf, und die Schlacht war damit für den Tag zu Ende.

Nachdem Johnston gefallen war, kam das Kommando an General Beauregard. Dieser zog gegen sechs Uhr seine Truppen ein, und ließ sie in dem eroberten Unionlager kampieren.

Grants Armee war fast eine Meile weit zurückgetrieben, und seine Front bildete einen rechten Winkel; dennoch gab er seinen Generälen schon um sechs Uhr, als das Schießen kaum aufgehört hatte, den Befehl, sich früh am nächsten Morgen bereit zu halten, die Offensive zu ergreifen.

Die ganze Nacht regnete es in Strömen; die Bundestruppen waren dem schutzlos ausgesetzt, und hatten auch nichts zu essen.

Die Conföderierten hatten es sich in dem erbeuteten Unionlager so bequem wie möglich gemacht; sie fanden da Schutz und hinreichend Lebensmittel. Wohl keiner ahnte, daß es am kommenden Morgen schon wieder losgehen sollte. Doch kaum dämmerte

der Morgen, da knatterten die Musketen auch schon wieder, und die Kanonenkugeln bahnten sich den Weg durch die Reihen. In aller Eile wurden die Mannschaften aufgestellt, aber der Ansturm der Bundestruppen war so unwiderstehlich, daß sie das Zeltlager ohne Zeitverlust aufgeben und sich zurückziehen mußten.

Nun wiederholten sich die Scenen des vorhergehenden Tages mit dem Unterschiede, daß jetzt die Bundestruppen vordrangen und die Conföderierten sich zurückziehen mußten.

Bis drei Uhr Nachmittags dauerte diese Schlacht. Von Anfang an war das Glück auf Grants Seite, sodaß zu der Zeit die ganze Linie seiner Gegner auf dem Rückzuge nach Corinth war. Nur an einem Punkte versuchten sie noch Widerstand zu leisten. Grant selbst führte dann einige Regimenter im Sturm vor und trieb auch den Rest des Feindes in eiliger Flucht den andern nach.

Grant hatte am ersten Tage in allem 33000 Mann. Johnston und Beauregard verfügten über 40955 Mann, außer den Offizieren, Musikern, Treibern u. s. w.

Am zweiten Tage erhielt Grant 20000 Mann Verstärkung unter Buell.

Grant verlor in den beiden Tagen an Toten

1754 Mann, an Verwundeten 8408, vermißt 2883. Johnstons und Beauregards Verluste waren an Toten nahe an 4000, an Verwundeten nahe an 10000 Mann. Von den 41000 Mann, die am 6. in Schlachtlinie traten, konnten am Morgen des 7. Aprils nur 20000 Mann antreten.

Das 7. Louisiana-Regiment war fast gänzlich aufgerieben.

Major La Rue hatte sein Regiment bei dem letzten Angriff unerschrocken vorwärts geführt und war zuletzt ins Handgemenge gekommen. Wiederholt war er vorgedrungen und rückwärts getrieben, bis er es endlich aufgeben mußte. Er wußte, daß er mehrere Male verwundet wurde, doch darauf achtete er nicht. Er sah nur den Feind vor sich, den er schlagen sollte; und er versuchte sein Bestes, die Aufgabe zu lösen. Der Schlachtenlärm, das Schießen, der Pulverdampf, das Hurrah auf der einen und das Kreischen auf der andern Seite, das Stöhnen der Verwundeten, der letzte Schmerzensruf der tötlich Getroffenen, alles dieses wirkte betäubend und verwirrend auf ihn. Er glaubte die Erde gar nicht zu berühren, als sei er aufgehoben und schwebe willenlos in dem Dampfe. Er schrie mit aller Macht seinen Leuten Ermutigungen zu, und doch hörte er seine eigene Stimme nur wie

ein fernes Echo. Er sah seine eigenen Leute fallen, seine Reihe bestand nur noch aus vereinzelten Männern, aber auf der anderen Seite war dasselbe der Fall. Er war deshalb nicht entmutigt, aber er konnte sich nicht mehr halten und war froh, als das Signal zum Rückzug gegeben wurde.

Bei den Seinen angekommen, ließ er sich von einem Kameraden flüchtig verbinden und meldete sich wieder zum Dienst, aber während er noch mit dem General sprach, sank er ohnmächtig nieder.

Die Verwundeten, die noch gehen konnten, mußten sich gegenseitig verbinden, so gut es ging, und wurden auf den Weg nach Corinth gewiesen; die schwerer Verwundeten wurden auf Wagen geladen und nach dort gefahren. Von allen Seiten kamen sie heran oder wurden gebracht, zahllos, ohne Ende.

Die Farmer von Nah und Fern waren gekommen, um einen Schuß mitzuthun und den Sieg mitzufeiern. Diese wurden nun mit herangezogen, um den Verwundeten zu helfen, oder um Tote zusammenzutragen. Schnell nahmen sie Louis auf, packten ihn auf den ersten Wagen, und schickten ihn nach Corinth.

Der Wagenzug mit den Verwundeten bewegte sich nur sehr langsam vorwärts, so daß es schon

Morgen war, als Louis dort eintraf. Die Nachricht von der furchtbaren Schlacht war schon weit und breit bekannt. Von allen Seiten eilten Ärzte und Chirurgen herbei, um zu helfen. Die Verbindung mit Memphis war noch offen, und die Behörden zauderten nicht. Ein Extrazug war schon angekommen und hatte Ärzte, Krankenpfleger, Verbandzeug u. s. w. hergebracht. Unter den Ärzten befand sich auch Harry Wornal.

Kirchen, Schulen, Stadthaus, Privathäuser, alles wurde zu Hospitälern hergerichtet, und sowie die Verwundeten eintrafen, wurden sie auf irgend eine Weise untergebracht und in Behandlung genommen. Da wurde kein Unterschied gemacht zwischen Offizieren und Gemeinen; alle kamen der Reihe nach. Dann wurden alle, die es vertragen konnten, per Eisenbahn weiter befördert, um Platz zu machen.

Dieser Wirr-Warr vermehrte sich noch bedeutend, als die Nachricht eintraf, daß Grant die Conföderierten angegriffen habe und sie zurückdrängte. Die ersten Ankömmlinge übertrieben arg, um ihr Davonlaufen zu beschönigen; spätere Nachrichten bestätigten die erste, und die letzten verkündeten ohne Beschönigung, daß Beauregard mit seiner Armee auf der Flucht wäre.

Die Bestürzung in der Stadt war demzufolge

unbeschreiblich; nur die ruhige Besonnenheit der beherzten Bürger verhinderte eine Panik. Jeder that denn auch sein Möglichstes, zu helfen, wo zu helfen war.

Die Telegraphen hatten in der Nacht vorher der Welt verkündet, daß die Conföderierten einen großen Sieg errungen hätten. Von Mittag an spielten die Telegraphen wieder, aber die Nachrichten lauteten anders.

Wohl wußte man, daß Viele verwundet sein würden; aber an acht- bis zehntausend auf jeder Seite, daran hatte Niemand gedacht. Ein Wehruf ging durch das ganze Land. Nord und Süd waren gleich stark von dem Unglück heimgesucht. In 25000 Häusern hörte man den Jammer der betroffenen Angehörigen.

Ein Extra-Zug nach dem andern kam in Corinth an und brachte Hülfe; und fortwährend, Tag und Nacht, kamen mehr Verwundete an. Es schien gar kein Ende nehmen zu wollen, denn zehntausend ist eine große Zahl.

Beauregard hatte sich bis auf fünf oder sechs Meilen von Corinth zurückgezogen, und weil er nicht verfolgt wurde, so machte er Halt.

Grant hatte die Truppen auf der Stellung vom ersten Tage beibehalten, mit dem Unterschiede, daß

das Centrum und der rechte Flügel verstärkt wurden, um auf der Linken mehr Platz zu machen für Buell, mit 20 000 Mann, welcher den Platz von Prentiß einnahm. Das war ein Glück, denn Shermann und Mc. Clernand hatten am zweiten Tage die heißesten Kämpfe zu bestehen.

Nachdem der Feind um 3—4 Uhr Nachmittags in die Flucht geschlagen, waren die Soldaten, die zwei Tage gekämpft, und in der dazwischen liegenden Nacht nicht gegessen oder geschlafen hatten, so ermattet, daß Grant nicht das Herz hatte, sie zur Verfolgung zu drängen. Ebensowenig mochte er Buell, welcher höheren Rang hatte, wie er selbst, zur Verfolgung auffordern, was dieser hätte von selbst thun sollen. Dadurch wurde es Beauregard möglich, sich außerhalb Corinths wieder festzusetzen, und viel zu retten, was bei einer Verfolgung verloren gegangen wäre.

Harry Wornal hatte ein Schulhaus als Ort seiner Thätigkeit gewählt. In einem mäßig großen Zimmer fand er einen großen Tisch vor, welcher bis jetzt dem Schulvorstand als Schreibtisch gedient hatte; jetzt mußte er als Operationstisch dienen. Bald waren einige Männer bereit ihm zu helfen, indem sie ihm das Nötige reichten, Verwundete auf den Tisch hoben, sie bei schmerzhaften Operationen festhielten, das Blut auftupften und Verbände anlegten. Wenn

einer dann verbunden war, wurde er in einem anderen Zimmer auf eine wollene Decke auf den Fußboden gelegt. Die schwer Verwundeten trug man zusammen in ein Zimmer, dieselben wurden von Frauen gepflegt.

Harry Wornal that seine Pflicht ohne aufzublicken oder auszuruhen. Sein geübtes Auge ließ ihn sicher erkennen, was in den verschiedenen Fällen zu thun war. Zum Zaudern war keine Zeit; zum Beraten keine Gelegenheit; rasches Handeln allein konnte nützen. Unverdrossen stand er am Tische; und während er in Eile das Nötige that, sprach er den Leidenden Mut ein.

Spät Abends machte bei ihm die Natur ihr Recht geltend; er war hungrig. Er ordnete an, daß das Blut aufgewaschen und der Tisch gereinigt wurde, warf seine blutdurchtränkte Schürze auf die Seite, und ging hinaus. Die frische Luft that ihm wohl. Bei einem Brunnen fand er einen Kübel voll Wasser, darin badete er sich Kopf, Gesicht und Hände, und fühlte sich wie neu belebt. Nun spähete er suchend umher, wo er wohl zu essen finden könnte. Nicht weit entfernt bemerkte er ein kleines Häuschen, welches hell erleuchtet war, und er ging dahin. An der Thür trat ihm ein Mann entgegen, der sich eben noch den Mund abwischte.

Harry teilte ihm mit was nötig erschien, und frug, ob er ihm sagen könnte, wo er zu essen finden würde. „Gehen Sie nur hier hinein", sagte jener, „hier ist für die Wundärzte gedeckt und aufgetragen".

Im Hause fand er Viele, die gleich ihm den ganzen Tag operiert und verbunden hatten. Gesprochen wurde gar nicht. Hastig trank er einige Glas Wein hintereinander, aß etwas, und ging wieder an die Arbeit.

Gegen Mitternacht brachte man ihm einen Verwundeten, der in eine Lieutnants-Uniform gekleidet und gänzlich bewußtlos war. Als er auf dem Tische lag, sah ihn Harry an und fuhr dann hastig zurück. Vor ihm lag sein bester liebster Freund Henry La Rue.

Fest preßte Harry die Lippen aufeinander um seinen Schmerz zu bemeistern. Nur jetzt keine Wehmut, nur jetzt kein Zittern der Hand. Die Thränen wegwischend, die seinen Blick verschleierten, suchte er zu erkennen, wo die Wunde war. An mehreren Stellen war die Kleidung durchlöchert und blutig, aber die eine auf der Brust entschied. Rasch durchschnitt er die Kleidung und legte die Wunde bloß, die Kugel war in die Brust gedrungen. Die Sonde fuhr vorsichtig in die Wunde, den Lauf der Kugel suchend. Sie stieß endlich auf etwas Hartes;

aber, was war es nur, was ihn überkam? Zum Erstenmale war er unsicher und unentschlossen. Er starrte verstört auf die blauen Lippen, die geschlossenen Augen, und das totenbleiche Gesicht vor ihm. Ein tiefer Seufzer hob seine Brust, und er blickte wie hülfesuchend umher.

„Kann ich hier helfen?“ hörte er hinter sich fragen. Sich schnell umdrehend, sah er einen kleinen Herrn mit freundlichem, runden Gesicht und schneeweißem Haar und Bart vor sich.

„Sind Sie Wundarzt?“ war die Gegenfrage.

„Jawohl!“ sagte jener, indem er seine Instrumententasche vom Rücken nach vorn zog, sie losmachte und öffnete. Währenddem hatte sein Blick schon die Gestalt des Daliegenden überflogen und die Wunde in der Brust gesehen.

„Mein Jugendfreund! retten Sie ihn!“ flüsterte Harry dem Kleinen zu.

Dieser nickte nur mit dem Kopfe und schob ihn auf die andere Seite des Tisches.

Nach einer geraumen Weile legte er eine verdrückte Kugel vor Harry auf den Tisch und sagte dabei: „Zum Andenken“.

Die anderen Wunden waren nicht so gefährlich, und nachdem der Verband mit solcher Hülfe schnell und gut angelegt, wurde Henry, der wohl stöhnte

aber nicht zu sich gekommen war, in die Abteilung „Gefährlich" getragen.

Allmählich kam mehr System zu Stande. Soviel wie möglich wurden alle Verwundeten, nachdem sie verbunden, weiter in andere Städte befördert. Diejenigen, die noch auf einige Tage der Ruhe bedurften, wurden in Zelte untergebracht; nur die gefährlich Verwundeten blieben in den Häusern.

Tagelang noch kamen leicht Verwundete an, die unterwegs noch Aufnahme gefunden, bis sie sich in die Stadt schleppen konnten. Jetzt war aber ausreichend Hülfe da; sie wurden schnell verbunden und weiter befördert.

Harry Wornal hatte, sobald es Zeit und Umstände erlaubten, die Runde durch die Hospitäler gemacht und die Listen der Verwundeten durchgesehen. Zu seinem Schrecken fand er da auch den Namen: „Louis La Rue — gefährlich."

„Wo war er? Wo konnte er ihn finden? Alle seine Nachfragen blieben erfolglos; niemand konnte ihm Bescheid geben. Das Herz wurde ihm so schwer, daß er kaum bemerkte, wohin ihn seine Schritte trugen. Armer Vater, welch' ein Schlag für den lieben alten Herrn! Sollte er versuchen, ihm Nachricht zu geben, oder sollte er warten, bis er die Namen in der Zeitung gelesen? Vielleicht ent-

schied es sich bis dahin, ob er Henry dem Leben erhalten konnte oder nicht. Er lag jetzt im heftigen Wundfieber, aber die Wunden heilten normal. Dann die Schwäche! konnte er die überstehn? — — —

„So, so; also so tief in Gedanken, daß Sie Ihren Gehülfen gar nicht bemerken? Na, kann mir denken, daß das ein harter Schlag für Sie war. Aber nur immer den Kopf hoch, sonst ist der Mann nichts wert. Da fällt mir aber ein, daß wir uns einander noch gar nicht vorschriftsmäßig vorgestellt haben. Also, ich bin Doktor Rogers, in Montgommery in Alabama zu Hause, bin verheiratet und habe zwei verheiratete Töchter, sonst würde ich Sie einladen, sich eine davon zur Frau zu holen." Dabei lachte er herzlich.

„Ich bin Doktor Wornal von Memphis; meine Heimat ist in Louisiana, und Ihre Annahme ist richtig, noch ledig und zu haben", stellte sich Harry gleichfalls lachend vor.

„Na, schön! also abgemacht. Aber Ihren Vater kenne ich recht gut, es wird doch Ihr Vater sein, denk ich. Lange her ist es; aber ich habe ein ganz enormes Gedächtnis. Also in Louisiana noch! Ja, ich kannte ihn in Baton Rouge als lustigen, fleißigen und auch fähigen Jünger Äskulaps; doch

plötzlich war er verschwunden und ich hatte ihn beinah' vergessen.

„Das wird wohl mein Vater gewesen sein. Er wurde zufällig an das Sterbebett eines reichen Pflanzers gerufen, später heiratete er dessen Tochter, meine liebe Mutter, und damit wurde er auf einmal ein reicher Mann. Er ist heute noch so jovial und lustig wie wohl damals und jedermann's Freund; jeder hat ihn gern. Doch der Krieg beunruhigt ihn gewaltig und stört seine Gemütsruhe."

„Ja, ja, der Krieg! da sind wir ja glücklich wieder angelangt. Ich ging zur Stadt hinaus um nur, wenn auch blos auf kurze Zeit nichts davon zu hören; aber man stolpert immer wieder darüber. Was ich sagen wollte, Ihr Freund scheint sich tapfer zu halten; ich glaube, daß er es übersteht. Einige Tage vermögen viel. Ich bin im Stande gewesen, ihm eine gute Matratze zu verschaffen und die habe ich ihm soeben hingeschickt und ihn darauf legen lassen. Wissen Sie, der Körper ruht besser."

Die beiden Herren waren nebeneinander eine gute Strecke in das Freie gewandert. Jetzt blieb Harry stehen, und drückte Doktor Rogers Hände.

„Ich danke Ihnen herzlich für die innige Teilnahme, die Sie meinem Freunde, und damit mir, erwiesen", sagte er bewegt. „Kommt er mit dem

Leben davon, dann haben wir es Ihnen allein zu danken."

„Schon recht! ich weiß. Das versteht sich ja von selbst. Das ist ja unser Geschäft. Na, darüber wollen wir auch nicht weiter reden, das müssen Sie mir versprechen. Doch, sagen Sie mal, wer ist der junge Mann?"

„Er ist der jüngste Sohn von unserm Nachbar La Rue, mein Jugendfreund und Spielkamerad. Der ältere Bruder ist Kapitän in derselben Kompagnie, und auch der ist schwer verwundet, wie ich aus den Listen erfahre. Jetzt bin ich in Zweifel, ob ich diese traurigen Thatsachen dem Vater melden soll, oder ob ich damit warte bis ich etwas Bestimmtes berichten kann.

„Das kann ich mir denken; das ist auch eine heikle Sache. Er wird die Namen natürlich in der Zeitung finden, aber das kann einige Tage dauern. Können Sie seinen Vater mit dem Telegraphen erreichen?"

„Bis auf zwölf Meilen; von da aus müßte die Depesche durch einen Reiter weiter befördert werden."

„Hm, ja, wie ich sage. Thun Sie es, dann rauben Sie dem alten Herrn die Ruhe hoffentlich ganz unnötig, ohne daß an der Thatsache etwas verändert wird. Thun Sie es nicht, dann kann der Fall

eintreten, daß er Ihnen später Vorwürfe macht; wenn auch nur im Stillen. Wenn ich in Ihrer Lage wäre, dann würde ich telegraphieren. Sie verstehen schon, man läßt die Thür offen; dafür ist ja der Telegraph da. Sie sagen z. B.: „So und so verwundet, ich bin hier, Brief folgt" oder so etwas. Nicht wahr? Dann haben Sie Ihre Schuldigkeit gethan, und doch nicht aus der Schule geschwätzt. Dann können die Angehörigen denken was sie wollen. Ihre Gegenwart hier wird sie beruhigen. Schaffen Sie sich das gleich vom Halse, dann fühlen Sie sich beruhigt. Ich begleite Sie zum Telegraphenamt, wenn Sie wollen, und dann besuchen wir Ihren Freund zusammen."

Es war jetzt nicht leicht eine Depesche befördern zu lassen, denn sämtliche Drähte waren Tag und Nacht im Gebrauche der Behörden um dienstliche Nachrichten zu befördern.

General Beauregard war anwesend als die beiden Doktoren das Telegraphenamt betraten. Doktor Rogers kannte ihn von Ansehen sehr gut, er trat gleich auf ihn zu und sagte: „General, ich bin Doktor Rogers von Montgommery, und jener Herr ist Doktor Wornal von Memphis. Es freut uns ungemein, Sie gerade jetzt hier zu treffen; denn

wir möchten Sie um Erlaubnis bitten, eine Depesche von vielleicht sechs Worten absenden zu dürfen."

Nachdenklich glitt des Generals Blick über die beiden Herren; endlich sagte er: „Doktor, Sie können den Wert von fünf Minuten zu dieser Zeit kaum ermessen, aber ich kann es Ihnen nicht abschlagen, denn ich weiß was Sie für meine Kameraden hier gethan haben." Dabei nickte er dem Beamten, der alles gehört hatte, zu, und entfernte sich.

Harry hatte schnell die Depesche nebst Adresse aufgeschrieben, genau wie Doktor Rogers ihm angeraten, und in fünf Minuten hatte sie ihren Bestimmungsort erreicht. — — —

Die Nachricht von der zweitägigen Schlacht und den ungeheuren Verlusten auf beiden Seiten war mit Blitzesschnelle über das ganze Land geeilt. Mit unsagbarer Angst harrten Tausende und Tausende auf Nachricht von denen, die am Kampfe teilgenommen hatten. Die Listen der Toten und Verwundeten wurden sobald als möglich den Zeitungen übergeben und veröffentlicht. Jede Stunde brachte Extra-Ausgaben mit neuen Namen und Korrekturen. Tot gesagte waren gesund und munter wieder aufgetaucht; Verwundete waren tot.

Beauregard konnte überhaupt keine genaue Angaben machen, denn das Schlachtfeld blieb in den

Händen der Bundestruppen. Denen fiel es zu, die Toten zu begraben, und die Verwundeten zu bergen. Die Feinde wurden nur gezählt und begraben, nach deren Namen hatte man keine Zeit zu fragen. Außerdem waren Tausende aus der Umgegend Beauregard zu Hülfe gekommen, die auf eigene Faust nach Indianer-Art mitgefochten hatten, und deren Namen auf keiner Militärliste standen, und die folglich nicht vermißt wurden.

Es dauerte immer geraume Zeit, bis die Angehörigen halbwegs verläßliche Auskunft über das Schicksal der ihrigen erhielten, und mit Hoffen und Bangen wurden alle Listen und Berichte studiert.

Seitdem Herr La Rue die Nachricht erhalten, daß seine Söhne nach Tennessee beordert waren, wandte sich sein Blick und seine Aufmerksamkeit gleichfalls nach jener Richtung. Man erwartete ganz bestimmt, daß Johnston verhindern würde, daß Grant den Tennessee überschritt. Johnston hatte doch jetzt 40 000 Mann und es war bekannt, daß Grant höchstens 30000 hatte. Deshalb hatte man im Süden keine Besorgnis um den Ausgang.

Als Grant dennoch den Tennessee überschritt, und sich bei Pittsburglandung festsetzte, erwartete man jeden Augenblick zu hören, daß Johnston seine Armee vernichtet hätte. Endlich kam die Nachricht

von der Schlacht bei Shiloh am 6. April, worin Johnston einen großen Sieg erfochten haben sollte. Dem aber folgte gleich der Bericht von der Schlacht am siebenten April, in der Beauregard in die Flucht geschlagen wurde.

Nach einigen Tagen erschienen dann die ersten Verzeichnisse der Toten und Verwundeten. Wohl war das 7. Louisiana-Regiment darin stark vertreten, aber der Name La Rue war nicht darunter. Am dritten oder vierten Tage wurde jedoch noch manche Hoffnung gründlich zerstört. Da stand auch klar und deutlich zu lesen: „L. La Rue, Kapitän, Co. „A“, 7. Louisiana; und: „Henry La Rue, Lieutnant, Co. „A“, 7. Louisiana, beide schwer verwundet.“

Die Nachbarn eilten tief ergriffen herbei, um den alten Herrn zu trösten und ihr Beileid zu bezeigen.

Herr La Rue aber saß geisterbleich auf der Veranda und starrte ins Leere. Kein Wort, keine Klage kam über seine Lippen und keine Thräne feuchtete die brennenden Augen. Vaterherz und Patriotismus kämpften einen schweren Kampf in seiner Brust, und der mußte austoben.

Aline lehnte an seiner Schulter und mechanisch streichelte ihre Hand die eingefallenen bleichen

Wangen. Sie wußte es wohl selbst nicht, daß ihr die Thränen unaufhaltsam über das Gesicht liefen.

Etwas zur Seite saßen Bella und Florence. Sie versuchten gar nicht, ihren Schmerz zu verbergen. Sie hielten sich mit einem Arm umschlungen, mit der freien Hand drückten sie das Taschentuch auf die Augen, um ihre Thränen zu trocknen. Sie hatten zu derselben Zeit die Namen entdeckt wie der Vater. Zum Tode erschrocken, waren sie in wildes Schluchzen ausgebrochen. Schwer verwundet sei so gut wie tot, klagten sie, und so ganz Unrecht hatten sie wohl nicht.

Dann hatten sie sich ermannt, bestellten den Wagen und ließen sich zu La Rue's fahren. Sie fühlten sich wie zu der Familie gehörend; sie wollten mit dem alten Herrn weinen, denn trösten konnten sie nicht, weil sie selbst des Trostes bedurften. Dann hofften sie auch, dort genauere und bessere Nachrichten zu hören.

Auch die Kutsche mit Doktor Wornal und Thea fuhr vor. Langsamer als sonst und mit müden Schritten kamen sie die Treppe hinauf. Thea nahm Aline in die Arme und drückte sie an ihre Brust. Mit Gewalt bemeisterte sie ihr Schluchzen; den Lauf der Thränen konnte sie nicht hemmen. Doktor Wornal trat auf Herrn La Rue zu, erfaßte dessen

beide Hände mit festem Druck und schaute ihm mit tiefer Wehmut in die Augen.

„Mut, lieber Nachbar, Mut!“ sagte er. „Noch ist nichts verloren. Wir müssen Näheres erfahren, ehe wir urteilen und helfen können. Sobald ich erfahren kann, wo sich Ihre Söhne befinden, werde ich sogleich zu ihnen eilen und ihnen zur Seite stehen. Alle Wunden sehen gefährlich aus, und in dieser ersten Aufregung ist es sehr leicht möglich, daß der Bericht zu schwarz schildert.“

„Was Sie mir da sagen, lieber Nachbar, das habe ich mir schon wiederholt selbst gesagt, und ich habe versucht mir klar zu machen, was mich am meisten betrübt. Die verlorene Schlacht, — oder der Verlust meiner Söhne. So geht der Schmerz in einem hin.“

„Nicht so! lieber Freund, nicht so!“ eiferte der Doktor, „Richten Sie sich auf! Was auch kommen mag, noch ist Hoffnung da! denn wir dürfen den Mut nicht sinken lassen, solange noch Leben da ist. Ihre Söhne sind im besten Alter, waren immer gesund und kräftig und können einen gewaltigen Streich verwinden.“

Geräuschlos war Arthur Schreiner auf die Veranda getreten und stand in kurzer Entfernung an

einen Pfeiler gelehnt. Der Doktor sah ihn und fuhr fort:

„Sehen Sie Arthur an! Als Sie ihn zuerst sahen, hielten Sie es für möglich, daß wir ihn dem Leben erhalten könnten? Nein! gewiß nicht. Auch ich hatte Zweifel. Seine gute Konstitution ließ ihn nicht untergehn: und ebensowenig werden Ihre Söhne unterliegen."

Währenddem war auch Felix angekommen. Tiefgefühlte Teilnahme drückt sich nicht durch Äußerlichkeiten aus und findet selten Worte. Er verbeugte sich stumm vor den Damen, und drückte dann den Herren die Hände.

„Sie haben es erfahren?" frug ihn der Doktor.

„Ja! ich las es soeben in der Zeitung. Oh, es ist hart, daheim bleiben zu müssen, wenn alle Anderen in den Kampf für's Vaterland ziehen können!"

„Seien Sie nicht ungerecht gegen sich selbst", sagte der Doktor sehr ernst. „Das Schwert allein thut es nicht. Die Streiter müssen Nahrung und Kleidung, Pulver und Blei haben, und dazu tragen Sie Ihr Teil bei."

„Das überließe ich gern Anderen, wenn ich nur mitgehn könnte!"

„Ich kann mir denken wie Sie das empfinden",

fuhr der Doktor fort. „Felix, wir können nicht alle gehn! Wir müssen uns in die Arbeit teilen; jeder trägt das ihm zufallende Päckchen: und auf dem uns angewiesenen Posten muß jeder seine Pflicht thun. Selbst in der Armee können Sie nicht wählen. Sie müssen ausführen was Andere Ihnen zuteilen; und das ist nicht immer das, was Sie sich selbst wünschen."

Eiliges Pferdegetrappel ließ alle aufblicken. Es war ein Reiter, der es augenscheinlich sehr eilig hatte, und sich des Weges nicht ganz sicher war. Vor der Einfahrt hielt er an, und rief:

„Wo finde ich La Rue's Plantage?"

„Kommen Sie nur näher! was bringen Sie?" antwortete der Doktor.

Nun kam der Reiter bis dicht an die Veranda, und hielt ein gelbes Kouvert in die Höhe:

„Wenn Herr La Rue hier ist, so habe ich eine Depesche für ihn."

Herr La Rue war aufgestanden und empfing die Depesche. Nachdem er eine Quittung darüber gegeben, mußte ein Sklave das Pferd des Boten in den Stall führen und füttern, während der Bote sich in der Küche erfrischen durfte.

Der alte Herr war noch bleicher geworden; er sank auf seinen Stuhl, und seine Hände zitterten.

Zaudernd zerschnitt er das Kouvert, und suchte nach der Unterschrift. „Harry Wornal!“ rief er, „das war das Werk des Himmels!“

Dann las er die Depesche mehrere Male für sich, und schien ganz vergessen zu haben, daß er nicht allein war. Die kleine Gesellschaft hatte einen Kreis um ihn gebildet, ohne daß er es bemerkte, und erst das Räuspern des Doktors brachte ihn zu sich.

„Ja so!“ sagte er, und endlich las er den Inhalt vor: „Louis und Henry verwundet, ich bin hier, Brief folgt. Harry Wornal.“

„Himmel, ich danke dir, daß du es so gefügt hast!“ rief Thea mit Inbrunst. „Nun sage auch ich: Mut, Herr Nachbar, Mut! Harry verläßt seine Jugendfreunde nie und nimmermehr. Wir können getrost sagen: Sie sind in guten Händen!“

Aline umarmte Thea, und schaute hoffnungsvoll zu ihr auf; dann trat sie zwischen Bella und Florence und umarmte auch diese; alle drei weinten vor Schmerz und vor Freude.

„Was denken Sie davon, Doktor?“ frug Herr La Rue.

Dieser kratzte sich bedenklich den Kopf; dann sagte er: „Was ich davon denke? Da steht es ja ganz deutlich!“

„Dann will ich Ihnen sagen was ich davon denke," sagte jener, „Es steht schlimm mit meinen Söhnen!"

„Na ja, das wollen wir denn zugeben. Dafür aber wissen wir, daß mein Sohn sie in Obhut hat, und das ist gewiß schon etwas!"

„Ja, das ist ein großer Trost für mich und Alle, die sie lieb haben. Corinth! also in Corinth sind sie; da werde ich mich wohl auf die Reise machen müssen, um sie wenigstens noch einmal zu sehen und zu sprechen, wenn es nicht zu spät wird."

„Ich habe ja nur auf Nachricht gewartet, wo sie sind. Jetzt, da ich es weiß, bin ich jede Minute bereit Sie zu begleiten", sagte der Doktor. „Mein Bündel und Verbandzeug ist in schönster Ordnung. Wenn Sie wirklich fest entschlossen sind zu gehen, gehe ich also mit. Wann wollen wir fort?"

„Beauregard zieht alle Truppen, die er kriegen kann, in Corinth zusammen," sagte Herr La Rue sinnend. „Van Dorn kommt mit 40 000 Mann von Arkansas; Tausende mehr kommen von allen Seiten, so daß anzunehmen ist, daß die Eisenbahnen überladen sind mit Truppen und Kriegsbedürfnissen. Dennoch will ich den Versuch machen durchzukommen. Wenn Sie die Anstrengung nicht scheuen, und mich begleiten wollen, dann können wir morgen schon aufbrechen."

„Um das Durchkommen ist mir nicht bange!“ versicherte der Doktor, „denn dafür sind wir Doktoren; die kommen überall durch, wo es ein Unglück giebt. Also rechnen Sie auf mich. Morgen früh stehe ich zu ihrer Verfügung.“

Wie nach den Siegen von Heiman, Henry und Donelson, so wurde Grant auch jetzt wieder in Untersuchung gezogen, und der Departement-Befehlshaber Halleck kam von St. Louis und nahm selbst das Kommando über die Armee im Felde. Halleck war ein sehr vorsichtiger Mann. Anstatt mit der Übermacht, die er hatte, den Feind in Corinth anzugreifen, ehe dieser sich vollständig verschanzen und Verstärkung heranziehen konnte, fing er an sich selbst zu verschanzen, und noch mehr Truppen an sich zu ziehen.

Der Union-General Pope hatte New-Madrid und die „Insel No. 10“ genommen; dadurch war der Mississippi bis nach Memphis in den Händen der Union. Auch diese Armee von 30 000 Mann ließ Halleck noch kommen, und wartete ganz geduldig bis zum 21. April, an welchem Tage sie ankam.

Halleck rückte dann sehr langsam vor und verschanzte sich jedesmal. Gen. H. Thomas komman-

dierte den rechten Flügel, Buell die Mitte, und Pope den linken Flügel, im Ganzen wohl 120 000 Mann. Jeder General wurde gewarnt, ein Gefecht zu veranlassen, und sich lieber zurück zu ziehen, als zu fechten. Am 30. April war Halleck zwölf Meilen vorgerückt, und stand bei Monterey.

Pope, auf dem linken Flügel, sah wenig von Halleck, denn dieser blieb gewöhnlich bei dem rechten Flügel. Das gab Pope öfters Gelegenheit, unverhofft vorzugehn. Dreimal trieb er den Feind vor sich in seine Verschanzungen zurück und jedesmal kam gleich Befehl, sich in die Linie zurück zu ziehen, statt daß die ganze Linie vorgeschoben wurde.

Beauregard hatte etwa 70—80 000 Mann auf dem Papier; aber wohl kaum über 50 000 Waffenfähige. Er hielt in Corinth nur aus, um die Eisenbahnverbindung so lange wie möglich offen zu halten. Zu keiner Zeit war er stark genug, sich mit der Bundesarmee zu messen. Am 26. Mai gab er dann im Geheimen den Befehl, alles was Wert hatte aus der Stadt zu schaffen, und daß die Armee die Stadt am 29. verlassen sollte.

Am 25. Mai war Pope abermals vorgegangen, und hatte sich unmittelbar vor den feindlichen Festungsmauern verschanzt; nur ein kleiner Fluß und Sumpf trennte die Feinde. Nun endlich, am

28. Mai, rückte auch der rechte Flügel nach einem heftigen Kampfe vor.

Am 30. Mai glaubte Halleck, daß sein linker Flügel ernstlich bedroht sei, und stellte seine ganze Armee in Schlachtordnung auf. Einige Regimenter vom linken Flügel drangen vor, fanden keinen Feind und marschierten ungehindert nach Corinth hinein.

Jetzt erst fand Halleck heraus, was der linke Flügel, Mann für Mann schon lange wußte: daß Beauregard, mit allem was er hatte, davon gezogen war. Da war nicht ein Kranker oder Verwundeter zurückgelassen, ebenso wenig Vorräte irgend welcher Art.

Herr La Rue und der Doktor hatten ihre Reise wie verabredet angetreten. Frühmorgens bestiegen sie eine leichte Kutsche, und nach vielen Händedrücken, Küssen und Weinen fuhren sie davon.

Ihr Plan war, quer durch das Land zu fahren und die Ohio- und Mobile-Eisenbahn zu erreichen. Nach einigen Tagen gelang ihnen das, gleichwie sie durch ein Machtwort des Gouverneurs von Mississippi, welchen sie zufällig trafen, Plätze in einem Eisenbahnwagen erhielten.

Nun ging es nördlich nach Jackson zu.

Anfangs hatten die Reisenden nicht sehr viel

vom Kriege bemerkt, aber jetzt mehrten sich mit jeder Stunde die Anzeichen; und als sie in Jackson ankamen, befanden sie sich schon mitten im Kriegsgewühl. Die Straßen waren voll Soldaten, die Hotels voll Offiziere. Batterien rasselten durch die Straßen, Reiterei jagte vorbei. Fast alle öffentlichen Gebäude trugen die gelbe Fahne, das Lazarettzeichen.

Man sprach nur von Krieg; von den Siegen, die noch zu erringen waren, und von den Heldenthaten, die jeder vollbringen wollte. Niemand glaubte, daß der Süden böse Schlappen erlitten. Johnstons Tod war das Einzige, was schlimm war, und auch der konnte leicht genug ersetzt werden.

Die Nachrichten von der Front waren so verworren, daß man sich keinen Vers darauf machen konnte aber der Enthusiasmus war umso größer.

Vergebens versuchten die beiden Herren auf einem nördlich gehenden Zuge Plätze zu erhalten. Sie mußten sich entschließen, irgendwo Unterkunft zu finden und am folgenden Morgen ihr Glück auf das Neue versuchen. Nach einigen Tagen gelang es dann, und nun ging es auf Corinth zu.

In dem gleichen Zuge waren sechshundert Rekruten für Corinth bestimmt, die kaum die Zeit erwarten konnten, der Armee einverleibt zu werden.

Bis auf eine Stunde Entfernung von Corinth waren sie ohne Hindernis gekommen; da, bei Boonville, hielt der Zug an, um Wasser für die Lokomotive einzunehmen. Kaum stand der Zug still, da sprengte eine Abteilung Reiterei auf beiden Seiten des Zuges entlang, und hielt dann an. Einige Reiter stiegen von ihren Pferden und kletterten auf die Lokomotive. Dann ritt ein Offizier vor und befahl sämtlichen Passagieren auszusteigen, und sich auf der einen Seite längs des Zuges aufzustellen.

Der Befehl wurde prompt ausgeführt.

Der nächste Befehl rief die Offiziere in die Front und nachdem diese ihren Platz eingenommen hatten, wurde ihnen angekündigt, daß sie alle Kriegsgefangene wären und entweder einen Eid zu leisten hätten, während dieses Krieges keine Waffen mehr tragen zu wollen, bis sie regelrecht ausgewechselt wären, oder daß sie als Kriegsgefangene mit in das Lager der Union-Truppen gehen müßten. —

Die Überraschung der Rekruten war groß, aber zu langem Besinnen wurde ihnen keine Zeit gelassen. Sie sahen zum Erstenmale ein Regiment in voller Kriegsrüstung, die Säbel zum Einhauen bereit. Ihre eigenen Waffen waren in einen Güterwagen verpackt, und nicht erreichbar.

So fanden sich dann die überrumpelten Offiziere

gezwungen, die Listen von ihren Leuten, die eigentlich einem ganz anderen Zwecke hatten dienen sollen, aus den Taschen zu ziehen und dem feindlichen Offizier zu übergeben.

Kurz und bündig wurden die Rekruten beeidigt, dann abseits geführt und bewacht. Die Offiziere schrieben die Listen ab, damit die Konföderierten sehen konnten Wer und Wieviele als Kriegsgefangene zu betrachten waren.

Während der Zeit hatte ein Teil der Uniontruppen Holz herbei geschleppt und unter die Eisenbahnwagen gestopft. Dann wurde das Holz angezündet, und in wenigen Minuten brannte der ganze Zug. Unter die Lokomotive und den Wagen, der die Gewehre enthielt, wurde besonders starkes Feuer gemacht, und als die Listen fertig waren, war auch der ganze Zug verbrannt. Die Gewehre waren teils geschmolzen und hingen verbogen über den Eisenteilen des Wagens, wie Gasröhren in einem niedergebrannten Hause.

Endlich war die Arbeit gethan. Ein kurzes Trompeten-Signal rief die Reiter zusammen; die Offiziere salutierten, und im Galopp ritten alle davon.

Kurze Zeit blieben die Kriegsgefangenen noch auf ihren Plätzen stehen, dann wogten sie durch-

einander; jeder wollte von den Anderen wissen was nun zu thun sei. Da war guter Rat teuer, denn die Offiziere wußten nicht mehr, als wie die Anderen. Viele glaubten, daß die ganze Prozedur nichts zu sagen haben und schlugen vor, doch nach Corinth zu gehen und in die Armee einzutreten. Wer würde etwas darüber wissen?, oder wer würde sie wieder erkennen?

Andere wollten davon nichts wissen; denn, wurden sie nochmals gefangen und erkannt, dann wurden sie aufgehängt oder erschossen. —

Doktor Wornal und Herr La Rue hatten sich auch mit in Reihe und Glied gestellt, ohne daß jemand sie beachtete. Ihre Namen standen nicht in den Listen; Waffen wollten sie nicht tragen, folglich waren sie so frei wie vorher. Anfangs waren auch sie aus der Fassung gebracht; sobald aber die Reiter fort waren, fanden sie solche wieder. Sie schlugen den Offizieren vor, einige Männer in jeder Richtung der Eisenbahn entlang auszuschicken, um etwa ankommende Züge zu warnen, daß hier ein zerstörter Zug liege. Die anderen sollten, sobald es die Hitze erlaubte, die Trümmer von dem Geleise entfernen, und die Bahn, so gut es ging, wieder herrichten. Ein Offizier sollte, sobald als möglich, nach Corinth gehen, und Meldung machen.

Andere sollten in der Nähe Unterkunft und Nahrung suchen, bis dann Befehle von Corinth einträfen.

Diese Vorschläge wurden dankend angenommen und ausgeführt.

Die beiden Herren wanderten dann allein zu Fuß weiter, um Fahrgelegenheit oder Unterkunft zu finden. Ihr Gepäck belästigte sie nicht, denn das war mit verbrannt.

So nahe bei Corinth war um diese Zeit nicht leicht ein Wagen oder Pferd zu finden; das Militär hatte schon längst Besitz davon genommen. Dafür fanden sie aber ein gutes Quartier.

Sie waren langsam vorangeschritten, und die Zeit verging sehr schnell. Die Aussicht auf ein baldiges Unterkommen war herzlich schlecht. Da stieß ein Herr zu Pferde zu ihnen. Nach gegenseitigem freundlichem Gruße kamen sie in ein Gespräch, und da erfuhr der Fremde, was die beiden Herren betroffen und was sie jetzt beabsichtigten.

„Das trifft sich gut!“ sagte der Fremde. Ich bin schon den ganzen Tag auf der Suche, um einen Arzt für meine Tochter aufzutreiben, habe aber keinen gefunden. Weiß Gott, die sind alle fort nach Corinth oder noch weiter. Ich glaube nicht, daß es mit dem Mädel was zu bedeuten hat, möchte aber doch den Rat eines Sachverständigen hören.

Wenn Sie mit mir gehen, dann ist uns Allen geholfen. Sie sind gut aufgehoben, bis Sie eine Reisegelegenheit finden, und ich habe einen Arzt im Hause. Aber selbst wenn Sie sich damit nicht befassen wollen, sind Sie doch eingeladen, bei mir einzukehren; ich habe Raum genug. Meine Besitzung ist nicht mehr weit und liegt dicht an der Landstraße."

„Wie Sie sagen, das trifft sich gut", sagte der Doktor. „Wir nehmen Ihren Vorschlag mit Dank an. Das Marschieren ist nicht eben unsere Passion, wir würden auch nicht weit damit kommen. Wir fügen uns nur dem Unvermeidlichen. Der kurze Versuch überzeugt uns, daß das Alter seine Rechte auffallend geltend macht und wir sind froh, einen Hafen in Aussicht zu haben. Doch, was fehlt Ihrer Tochter?

„Ja, das weiß ich selbst nicht. Von solchen Sachen verstehe ich rein gar nichts, denn ich bin selbst noch nie krank gewesen. Doch, da ist schon mein Haus, und wenn Sie wollen, dann können Sie, sobald Sie sich ausgeruht und erfrischt haben, von ihr selbst alles erfahren."

Ein Sklave kam herbeigelaufen und nahm seinem Herrn das Pferd ab. Dieser führte seine Gäste in das Haus, und wies ihnen selbst ein Zimmer an. Bald erschien auch ein Hausssklave, welcher sich ihnen

als Diener zur Verfügung stellte, für frisches Wasser zum Waschen und Trinken sorgte, die Kleidung der Herren säuberte, und als diese bereit waren, sie in das Eßzimmer führte, wo der Tisch für drei Personen gedeckt und bereit war.

Als sie am Tische Platz genommen hatten, kam ein Neger mit einer Platte, auf welcher drei Gläser bis zum Rande gefüllt standen, und reichte sie herum.

„Sie entschuldigen" sagte der Hausherr, „ich kenne Ihre Ansicht darüber noch nicht. Wir trinken hier vor jeder Mahlzeit einen Toddy, (Whisky, Zucker und Wasser) das erfrischt ungemein und läßt das Essen gut schmecken. Also nichts für ungut!"

„Wir sind keine Kostverächter, Herr Holman, und trinken auf Ihre Gesundheit", erwiderte Herr La Rue. „Nach so einem Spaziergange schmeckt es doppelt gut!" und damit leerten sie die Gläser, und machten sich dann über das Essen. Gesprochen wurde dabei wenig, und das Wenige über den Krieg nur oberflächlich. Alle drei hatten einen Fasttag gehabt, und verloren jetzt keine Zeit, um das Versäumte nachzuholen.

Sobald die Mahlzeit beendet, ließ sich der Doktor zu der kranken Tochter führen, während

Herr Holman, der Herr des Hauses, seinen Gast La Rue auf die Veranda geleitete.

Der Doktor schritt zu der Kranken, stellte sich ihr vor und ergriff ihre Hand, die er kurze Zeit in der seinen hielt, während sein geübter Blick schnell und prüfend über ihre ganze Gestalt glitt. Sie war ein wohlgebautes schönes Mädchen von etwa achtzehn Jahren. Die Krankheit hatte den Körper nicht angegriffen und kein äußeres Zeichen verriet, daß sie krank war, außer vielleicht die Augen, die waren leicht gerötet und heiß. Auch die Blässe des Gesichts war keine unnatürliche und nur die gänzliche Gleichgültigkeit des jungen Mädchens fiel auf.

Während er freundlich zu ihr sprach, prüfte er den Puls; dann legte er seine Hand auf ihre Stirn, und neigte den Kopf auf ihre Brust, die sich heftig hob und senkte. Das Herz schlug so stürmisch, daß er es in der gebückten Stellung deutlich hören konnte.

„Nun sagen Sie mal, mein liebes Kind, was fehlt Ihnen denn eigentlich?“ sagte der Doktor, nachdem er seine Untersuchung beendet, und sich neben das Bett gesetzt hatte. „Sie müssen mir beichten, dann kann ich Ihnen vielleicht von Nutzen sein. Sehen Sie, mein liebes Fräulein, man kann wohl so im Allgemeinen die Ursache erkennen; aber damit ist uns nicht gedient. Schauen Sie mich nur mal

ordentlich an, dann werden Sie sich überzeugen, daß ich zum Beichtvater alt genug bin. Na, werden Sie nur nicht gleich so rot, obgleich Ihnen das garnicht schadet, und sogar sehr gut steht. Denn, wissen Sie, das ist das Morgenrot, welches für gewisse Personen oder auch in der Einheit: für eine gewisse Person, so lieblich aussehen würde wie der Himmel im Jenseits! Nicht wahr, ich habe es getroffen!? Also, was ist's mit ihm, ist er treulos?" Sie schüttelte leicht den Kopf. „Na, natürlich nicht, ich habe das auch nicht geglaubt! Ist er im Kriege?" Keine Antwort. „War er bei Shiloh?" Sie nickte. „Und ist er verwundet?" Nun bedeckte sie ihr Gesicht mit dem Taschentuche, und fing an laut zu schluchzen.

„Das ist besser wie ein Aderlaß. Weinen Sie sich tüchtig aus, das thut Ihnen gut; und dann lassen Sie uns mal überlegen," fuhr der Doktor fort. „Hat der Vater was gegen eine Heirat einzuwenden?" Sie nickte mit dem Kopfe. „Dann hören sie mal zu; er war gewiß ein rechter Sausewind?!" Keine Antwort. „Sehen Sie! wie sich das trifft! ja, ja, aber der Krieg hat schon manchen auf die rechte Bahn geholfen, und im alten Lande, jenseits des Wassers, ist vor hunderten von Jahren gar mancher Taugenichts in den Krieg gezogen, hat

mit Blut die alten Flecke zugedeckt; dafür durfte er dann ein Wappen, eine Devise im Schilde führen, und er wurde geadelt für alle Zeiten. Dieser Adel erbt sich fort auf die Nachkommen, gute und schlechte, so lange noch Nachkommen da sind. Also, nun wollen wir mal das Ding auf unsern Fall anwenden. Der Junge hat fabelhaftes Glück! Muß da gerade zu rechter Zeit der Krieg ausbrechen, sonst hätte er Sie am Ende garnicht gekriegt. Nun trifft er zwei Fliegen mit einer Klappe: erstens, erfüllt er seine Pflicht, als treuer Sohn des Südens. Sie hätten ihn ja auch gar nicht genommen, wenn er wie ein Feigling daheim geblieben wäre. Zweitens, bringt er dadurch den künftigen Schwiegervater auf seine Seite. Sie hören doch zu? Ja! Na, was ich sagen wollte, da kommt er dann als Oberst, oder General, oder so etwas heim, mit einem Pflaster auf der Nase, und einem Arm in der Binde, und da kann der Teu — bitte um Entschuldigung! Der härteste Vater kann nicht widerstehn; er legt die Hände der Liebenden in einander. Punkt. Glauben Sie nicht auch?"

„Herr Doktor, Sie mögen recht haben; aber was soll ich thun?" ließ sich das Fräulein ganz leise vernehmen.

„Was haben Sie zu abend gegessen?" frug dieser.

„Oh, Herr Doktor, ich konnte nichts essen!“

„Schön! ich werde Ihnen ein leichtes Essen besorgen lassen, und das nehmen Sie zu sich. Dann schlafen Sie die ganze Nacht; und morgen früh hoffe ich die Ehre und das Vergnügen zu haben, Sie beim Frühstück mit gesundem Appetit zu sehn. Dann lassen Sie sich recht angelegen sein, oft von dem Patriotismus und den Heldenthaten des Herrn So und So zu sprechen u. s. w. Wenn Sie mal im Gange sind, dann werden Sie den rechten Weg schon finden. Taugt dann der Junge doch nichts, na dann weinen Sie ein bischen, und lassen ihn laufen. Es wird sich schon ein Anderer finden, der Ihrer wert ist. Dem Vater werde ich sagen, daß keine Gefahr ist, und daß ich die rechte Medizin gerade bei mir hatte. Und nun, gute Nacht.“

Der Doktor ging von der Ansicht aus, daß man nach einer guten Mahlzeit die Welt mit freundlicheren Augen ansieht. Obgleich es schon spät war, so gab er doch Auftrag, einige leichte Speisen, die er für gut hielt, der Kranken zu bringen. Dann begab er sich zu den anderen Herren.

Er beruhigte zunächst den Vater; sagte ihm, daß er eben die rechte Medizin bei sich gehabt hätte, und für den Augenblick keine Gefahr vorliege. Die

junge Dame sei sehr erregt und nervös, so daß es geraten sei, ihr so wenig wie möglich zu widersprechen.

— — — — — — — — — — — — — —

Als die Herren am nächsten Morgen in das Eßzimmer traten, war das Fräulein schon da und ordnete den Tisch. Der Vater begrüßte sie freudig und bat sie, sich nicht zu sehr anzustrengen.

Der Doktor drückte ihr herzlich die Hand und versicherte, daß seine Medizin unfehlbar sei, wenn man daran glaube.

Dann wurde ihr Herr La Rue vorgestellt, welcher zur teilweisen Genesung gratulierte, und scherzend bemerkte, daß ihre Unpäßlichkeit ihnen eine ausgezeichnet gute Herberge verschafft; denn ohne ihr Unwohlsein hätten sie wohl schwerlich Herrn Holman auf der Landstraße getroffen.

Nach dem Frühstück setzten sich die Herren auf die Veranda und berieten, was zu thun sei.

Herr Holman sagte, daß er gern sein Pferd einspannen ließe, um die Herren nach Corinth zu fahren; aber dieses sei sein letztes Pferd im Stalle, die anderen hätten die Soldaten schon alle genommen, und, einmal in Corinth, würde auch dieses nicht mehr zurückkommen. Den Nachbarn ginge es ebenso. Nur einen Weg sehe er offen. Er habe einen Negerbuben, welcher einen zweirädrigen Karren

und einen kleinen, flinken Maulesel dazu habe. Auf diesen Karren könnte man einen Sitz mit Sprungfedern setzen, dann würde das ein leidliches Gefährte sein. Wenn seine Gäste dann morgens bei Zeiten wegführen, dann könnten sie den folgenden Tag gegen Mittag in Corinth sein.

„Sie meinen, wir sollten heute den ganzen Tag noch hierbleiben? Wir versäumen damit viel Zeit und fallen Ihnen zur Last!“ sagte der Doktor.

„Erstes: ja! Zweites: nein!“ versicherte Herr Holman. „Das kann ich aber nicht ändern. Der Negerbub ist im Lande und kann vor Mittag nicht hier sein, und mir sind Sie herzlich willkommen.“

„Dann nehmen wir Ihr Anerbieten gern an; und für die sichere Rückkehr des Gefährtes können wir ja eine Bürgschaft hinterlegen“, sagte Herr La Rue.

„Darüber machen Sie sich keine Sorgen oder Gedanken“, lachte Herr Holman. „Ich kenne meinen Bob (Robert). Kein Mensch kann den Maulesel handhaben wie er, und pfiffig ist er, daß es ein Spaß ist. Es thut mir nur leid, daß ich Ihnen nichts Besseres anbieten kann.“

„Den Punkt haben wir schon überwunden,“ sagte der Doktor. „Wir wissen schon, daß man bei Kriegszeiten auf der Reise keine Staatskarosse erwarten soll.

Immerhin ist es besser, kleinmütig zu fahren, als hochmütig zu gehen; nicht wahr Herr La Rue?"

Während des Tages ließ es sich der Doktor nicht nehmen, seine Patientin mehrmals aufzusuchen. Jedesmal hatte er ihr etwas Drolliges zu erzählen, und versteckte Andeutungen zu machen. Wenn sie dann in sein fröhliches Gesicht blickte, mußte auch sie lächeln. Am Abend war der Doktor sicher, daß seine Medizin angeschlagen hatte. —

Früh am nächsten Morgen stand ein Karren zur Abfahrt bereit vor der Thür. Es sah recht komisch aus, wie die beiden alten Herren versuchten, es sich auf dem Niggerkarren bequem zu machen; dem war aber nicht abzuhelfen, es mußte gehen.

Der Doktor konnte mit dem Abschiednehmen von seiner Kranken gar nicht fertig werden. Immer hatte er noch etwas zu sagen vergessen; zuletzt mußte er doch ein Ende machen.

„Soll ich ihn grüßen, wenn ich ihn treffe?" flüsterte er ihr noch zu. Und sie nickte fröhlich lachend mit dem Kopfe.

Diese Reise war sehr beschwerlich für die alten Herren, denn in so einem zweirädrigen Gefährte fühlt man jeden Schritt des Zugtieres; jedesmal giebt es einen tüchtigen Ruck. Anfangs ließ sich

das wohl aushalten, aber später schien ihnen das Gerädertwerden ein Plaisir gegen solch eine Fahrt.

Zum Glück hatte die dankbare Patientin für manches gesorgt, was als ein Segen betrachtet wurde.

In dem untergestellten Kasten fanden sie je ein Fläschchen mit Rum und Whisky, Zucker, Citronen, Gebratenes und Gebackenes, nebst allen nötigen Gerätschaften dazu, wie Trinkbecher, Messer, Gabeln u. dgl. mehr.

Bob kannte den Weg ganz genau und wußte auch eine gute Herberge für die Nacht. Alles lief dann auch programmgemäß ab, und die Reisenden kamen am nächsten Tage, den 4. Mai, gegen Mittag glücklich in Corinth an. Damit war diese schreckliche Fahrt überstanden; aber was nun?

Zuerst wurde Bob reichlich beschenkt und mit vielen Grüßen an seinen Herrn und dessen Tochter entlassen. Dann sahen sie sich nach einem Quartier um. Jetzt erst fiel es ihnen auf, daß gar keine Soldaten zu sehen waren. Nur eine Ordnungspatrouille sahen sie, und ein- oder zweimal einen Offizier, der auf schaumbedecktem Pferde vorüber sprengte, das war alles.

Sie hatten freilich schon fast den ganzen Morgen schießen gehört und hatten auch darüber gesprochen, es war ihnen aber nicht in den Sinn gekommen,

daß eine Schlacht im Gange war. Dennoch war das der Fall, wie sie bald erfahren sollten.

Pope hatte die Conföderierten bei Farmington angegriffen, sie geschlagen, das Dorf eingenommen, und die ganze Linie in die Festungswerke zurückgedrängt. Beauregard wußte am Besten, wie schwach er Halleck gegenüber war und daß er es nicht zu einer Schlacht kommen lassen durfte. Popes Angriff ließ ihn das Schlimmste befürchten, denn falls er von Buell oder Sherman nicht unterstützt wurde, mußte Corinth fallen. Er mußte aber den Versuch machen, den Platz noch zu halten, und darum waren alle Soldaten zur Front geschickt, um den Feind zurückzuhalten und Zeit zu gewinnen.

Zum Glück für Beauregard war Halleck kein Pope und noch weniger ein Grant.

Pope war mit fast seiner ganzen Armee, 30000 Mann, vorgegangen, und stand schließlich bis auf 75 Fuß vor den Außenwerken der Conföderierten. Eben rüstete er sich zum Sturme, da erreichte ihn Hallecks Befehl, sich in die Linie zurückzuziehen. Die braven Soldaten kannten die Zustände in Corinth recht gut und stießen nun bittere Verwünschungen gegen Halleck aus; aber sie mußten zurück.

Dieses gab Beauregard den sehnlichst erhofften Aufschub. —

Herr La Rue und der Doktor hatten sich nach langem Umfragen ein kleines Zimmer gesichert und gingen dann gleich auf Kundschaft aus und suchten die Verwundeten. Dazu war die Zeit aber gar nicht geeignet; es war ihnen ganz unmöglich, in irgend einem Hauptquartiere Eintritt zu erlangen. Gegen Abend hörte das Schießen auf; dann kamen auch bald Soldaten in die Stadt, und zugleich die ersten Verwundeten.

Nun wiederholten sich die schrecklichen Scenen von früher, wenn auch nicht in demselben Maße.

Herr La Rue war so ermattet von der Reise, daß er sich bald ins Bett legen mußte. Der Doktor aber meldete sich beim Stabsarzte zur Hülfeleistung. Seine Instrumente waren mitverbrannt; dennoch kam er recht gelegen, denn viele Wunden erforderten nur ein gutes Auswaschen und Heftpflaster. Er hatte seinen Namen genannt, als er sich meldete; der Stabsarzt aber hatte ihn wohl kaum verstanden, denn später stellte er sich bei ihm ein und fragte danach.

‚Wornal?‘ sagte der Stabsarzt, als er den Namen hörte; „dann sind Sie wohl der Vater von Doktor Wornal von Memphis? Der hat sich große Anerkennung hier erworben und hat sehr viel für die Verwundeten gethan. Da kann ich Ihnen gratulieren! er ist ein tüchtiger Wundarzt und Patriot“.

„Danke für das Kompliment", erwiderte jener; das wird wohl mein Sohn gewesen sein. Wissen Sie, wo er sich jetzt befindet?"

„Nein, das weiß ich wirklich nicht. Wenn Sie wünschen, dann werde ich sogleich Erkundigung über ihn einziehen. Vor einigen Tagen habe ich ihn hier noch gesehen, möglich daß er noch hier ist; es kann aber auch sein, daß er wieder nach Memphis gegangen ist."

„Mir liegt sehr viel daran, ihn zu finden. Mein Freund La Rue und ich sind extra hierher gekommen, um ihn zu sehen. Wissen Sie, Herr La Rue hat zwei Söhne, die beide bei Shiloh schwer verwundet wurden. Mein Sohn telegraphierte von hier, daß er bei ihnen wäre, ohne zu sagen, ob man Hoffnung hegen darf. Das ließ dem alten Herrn keine Ruhe, er wollte seinen Sohn suchen, und ich ging zur Begleitung mit. Wenn wir meinen Sohn finden, dann kann der uns sagen, wo und wie wir die Verwundeten ermitteln können."

„Ich habe davon gehört, besinne mich aber nicht ganz genau. Wie verlautet, so waren es die letzten Anordnungen, die General Johnston vor seinem Tode traf. Er machte den ältesten zum Major, und den anderen zum Kapitän. Der Vater ist also hier? Er kann stolz auf seine Söhne sein, und ich

hoffe, daß es nicht allzuschlimm mit ihnen steht. Gern bin ich bereit, behülflich zu sein, um sie zu finden; aber Sie müssen sich gedulden, wenn es vielleicht mehr Zeit nimmt, als Ihnen nötig scheint. Wo kann ich Sie finden, wenn ich Nachrichten habe?"

Doktor Wornal gab seine Adresse, und damit endete die Unterredung.

Während der Zeit war er aber keinen Augenblick müßig gewesen. Man schickte ihm nur Leicht-Verwundete zu, und um denen zu helfen, bedurfte es keiner Kunst sondern nur Übung und Sachkenntnis.

Zur Frühstückszeit am nächsten Morgen wurde er endlich abgelöst. Trotz der beschwerlichen Reise und der langen Nachtarbeit fühlte er sich recht wohl; wirklich erhaben. Daß er Gelegenheit gefunden, sich dem Lande nützlich zu machen, befriedigte ihn ungemein. Dann hatte er die Bekanntschaft des Oberarztes gemacht, und das konnte ihnen von großem Vorteil sein. Es stand jetzt bei ihm außer allem Zweifel, daß die Gesuchten bald gefunden würden. Er fand Herrn La Rue noch im tiefen Schlafe, aber die Wirtin hatte das Frühstück bereit. Obgleich er gute Nachrichten hatte, so wollte er seinen Freund doch nicht wecken. Deshalb setzte er sich allein zu Tisch, und ließ es sich gut schmecken. Nachdem er

sich gelabt, ersuchte er die Wirtin, seinen Freund nicht zu wecken.

„Lassen Sie ihn schlafen so lange er will", sagte er zu ihr; „wenn er aufwacht, lassen Sie ihn essen, und sagen Sie ihm, daß ich schon gegessen habe. Ich habe ganz gute Nachrichten für ihn, muß aber notgedrungen jetzt erst zwei Stunden schlafen. Zwei Stunden! Hören Sie? Dann wecken Sie mich gefälligst; aber nicht eher! ja?"

Trotzdem war es Mitternacht, als er die Augen aufmachte. Herr La Rue hatte nicht gelitten, daß die Frau ihn weckte.

Der Doktor erhob sich rasch von seinem Lager und suchte seinen Freund auf. Die Nachrichten, die er ihm brachte, beruhigten ihn, und geduldig warteten beide ab, was sie vom Hauptquartiere hören würden. Der Doktor wurde aber schließlich ungeduldig und saß wie auf heißen Kohlen.

Herr La Rue bemerkte das und lächelte.

„Ihnen wird das Warten schwer, lieber Freund; ich sehe es Ihnen an;" sagte er. „Wenn Sie sonst etwas vorhaben, dann lassen Sie sich nicht abhalten. Wenn ich warten muß, dann warte ich hier. Das Gehen wird mir schwer, ich bin gerade wie gerädert. Also, gehen Sie nur!"

Das ließ sich der Doktor nicht zweimal sagen;

er machte natürlich alle möglichen Entschuldigungen, ging aber dann in das Lazaret. Da wurde ihm die Zeit nicht lang; es gab genug Arbeit für Alle. Hier war ein Verband zu erneuern; dort war Eis nötig, um das Wundfieber zu schwächen. Andere bedurften Medizin, um die Nerven zu beruhigen, oder die Schmerzen zu lindern; überall wurde die Gegenwart eines Arztes verlangt. Bei solcher Thätigkeit vergißt man leicht alles andere, und so ging es dem Doktor auch.

Es fing schon stark an zu dämmern, als er sich leicht an der Schulter berührt fühlte; sich umdrehend, sah er den Oberarzt vor sich.

„Sie überarbeiten sich, Kollege", sagte der; „jüngere Leute können das wohl aushalten; aber in Ihrem Alter ist Vorsicht geboten. Sie müssen sich ausruhen. Ich habe Ihren Sohn, und auch die beiden La Rues aufgefunden. Sie sind in Jackson, und die beiden Brüder haben Aussicht mit dem Leben davon zu kommen. Wenn Sie dahin gehen wollen, dann gebe ich Ihnen einen Paß mit, sonst kommen Sie nicht durch. Und nun ruhen Sie sich aus. Herzlichen Dank für Ihre Hülfe!"

„Oh, bitte, das ist nicht der Rede wert! Es ist wohl die einzige Gelegenheit gewesen die mir geboten wurde, mich während des Krieges dem

Lande nützlich zu machen da muß ich die Zeit benutzen. Bei uns da unten haben wir keine Gelegenheit dazu."

„So? glauben Sie? haben Sie denn noch nicht gehört, das New-Orleans am 28. April, und Baton Rouge gestern, am 7. Mai, von den Bundestruppen genommen sind?"

„Nein! Das haben wir nicht gewußt!" sagte der Doktor. Er war leichenblaß geworden, und seine Stimme zitterte. „Ist das wirklich wahr!?"

„Es ist wahr! und gar nicht zu bezweifeln. Und nicht das allein; im Vertrauen gesagt, wir können auch Corinth nicht lange mehr halten. Greift uns Halleck endlich an, dann müssen wir die Stadt aufgeben, damit fällt auch Memphis, und unsere Eisenbahnverbindungen sind durchbrochen."

„Das sind ja furchtbare Nachrichten! giebt es denn gar keine Hülfe?!"

„Ich glaube nicht. Was ich Ihnen über New-Orleans und Baton Rouge sagte, ist in allen Zeitungen zu lesen; das andere behalten Sie für sich, das ist noch Geheimnis."

Unter diesen Umständen ist es wohl kaum ratsam, die beiden Söhne heim zu nehmen, selbst wenn sie transportiert werden könnten?"

„Der Feind wird nicht lange auf sich warten

lassen, und wahrscheinlich gleich nach Port Hudson vorgehen. Findet man die jungen Herren daheim, dann werden sie jedenfalls unter Parole gestellt, was ihnen wohl nicht paßt," erwiderte der Stabsarzt.

„Es treibt mich heim, mag daraus werden was will" sagte Doktor Wornal. „Ich sagte schon, daß wir über Jackson gekommen sind; daß wir die Gesuchten dort finden werden, ist jetzt gar keine Frage mehr, wir gehen also über Jackson zurück. Wann würden Sie so freundlich sein, uns einen Paß auszustellen?"

„Den Paß kann ich Ihnen sofort zustellen lassen. Vergessen Sie aber nicht, daß darin auch Herr La Rue zum Doktor gemacht ist. Sie werden sich schon zurecht finden. Sicheres Auftreten ist die Hauptsache. Bitte grüßen Sie die Herren von mir, und ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise! Hoffentlich haben wir uns heute nicht zum letzten Male gesehen." Damit verabschiedeten sich die Herren von einander.

Doktor Wornal wußte nicht, wie ihm geschehen; förmlich betäubt ging er langsam seinem Logis zu. Was er erfahren hatte, war zweifellos wahr. Dann aber war es auch möglich, daß sein Heim schon jetzt in den Händen des Feindes war. Wie Thea wohl fertig wurde, so ganz ohne allen männlichen

Schutz? Nur eins war gut; nämlich, daß die Gesuchten nach Jackson und nicht nach Memphis gebracht waren. Memphis würde ja auch bald in die Hände des Feindes fallen. Er mußte sich unbedingt gleich mit seinem Freunde besprechen.

Von Herrn La Rue hörte der Doktor denn auch bald, daß dieser den Aufenthaltsort seiner Söhne schon erfahren, von den bösen Kriegsnachrichten aber noch nichts wußte. Er wiederholte ihm fast Wort für Wort die Unterredung, welche er mit dem Stabsarzte gehabt. Nach kurzer Besprechung sahen sie, daß alles Plänemachen nichts helfen konnte; sie mußten nach Jackson gehen, und das sobald als möglich.

Der Stabsarzt hielt sein Wort. In weniger wie einer Stunde brachte ein Orderly den Paß, kraft dessen die Doktoren Wornal und La Rue nach Jackson beordert waren und jeder beliebige Eisenbahnzug von ihnen benutzt werden konnte. So ein Paß that Wunderdinge; denn noch an demselben Abend saßen sie in dem besten Wagen eines Zuges und fuhren nach Jackson.

Ende des ersten Bandes.

Druck von W. Hoppe in Borsdorf-Leipzig.

RADIAT

1^48.8